

Julius Burggraf

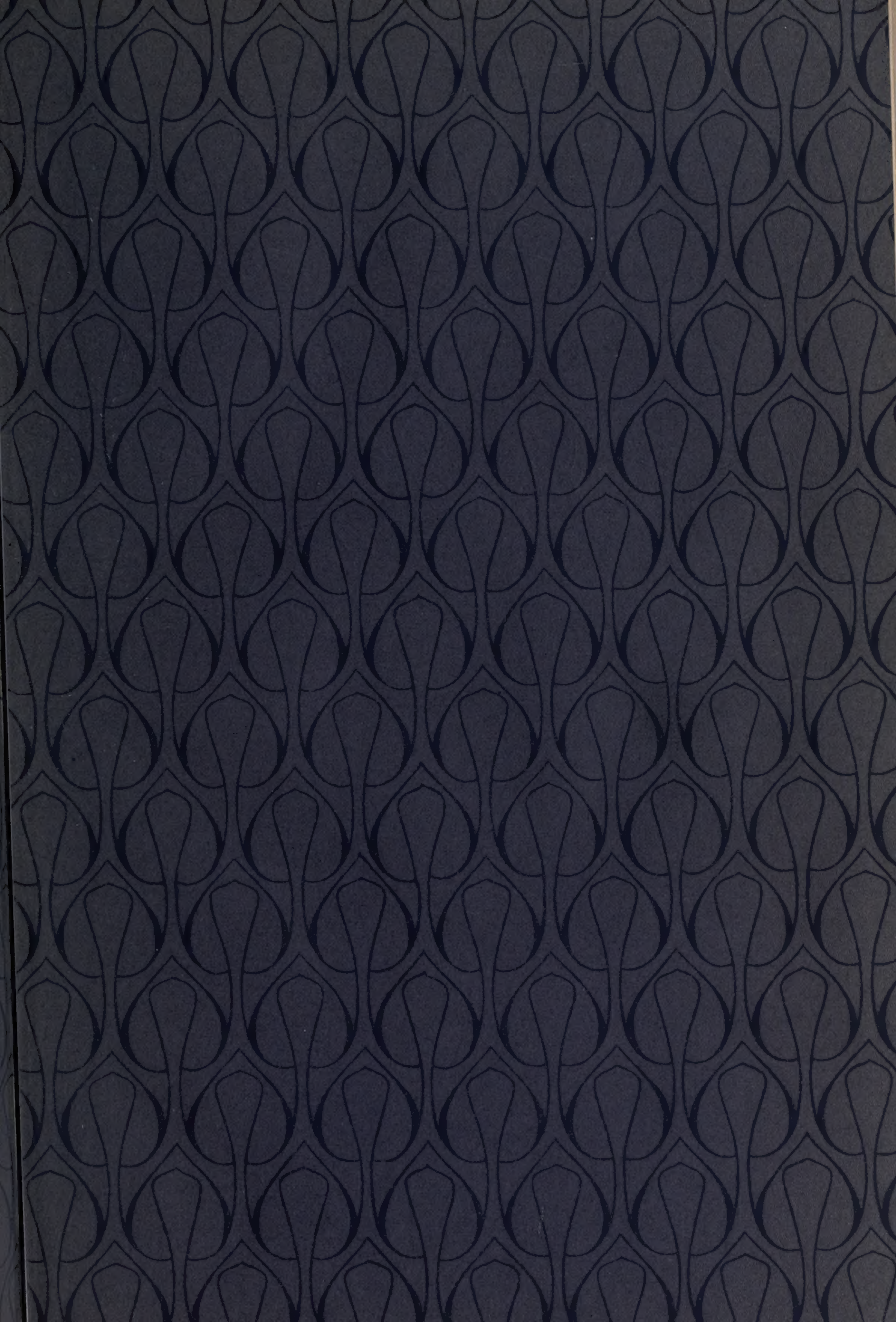
Schillerpredigten





Verlag von Alfred Töpelmann in Gießen







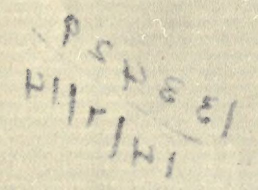
Schillerpredigten

von

Julius Burggraf
Pastor prim. an St. Ansgarii in Bremen

Zweite vermehrte Auflage

Verlag von Alfred Töpelmann
(vormals J. Ricker) Gießen 1909



Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.

III.

Verklärung.

IV.

Die Zukunft der Kirche.

Vorwort.

Schiller ist viel mehr gewesen als ein Schöpfer ästhetischer Werte. Er hat uns bereichert und gefördert auch in dem Heiligsten unseres Lebens, in unserm christlichen Besitzstande. Wie wenig zwar die Religion als solche in seinem Wesen zutage tritt, so ist doch sein ganzes poetisches Schaffen eine vergeistigende und veredelnde Weiterbildung des in dem Werke der Reformation uns erstandenen deutschen Glaubens.

Luther und Schiller, — zwei so verschiedene Naturen, sind im Plane der Vorsehung ein einziger Gedanke. Und dieser Gottesgedanke dringt auf eine Kirche, die auch den Dichter als eine leuchtende Lebensoffenbarung ihres Herrn erfasse und sich zu einem Christentum bekenne, in dem der religiös tiefe und innige Luthergeist und der humanistisch geklärte und hochgestimmte Schillergeist sich in eins verweben sollen.

Von dieser Überzeugung getragen, werde ich demnächst eine größere Anzahl der Dichtungen Schillers auf der Kanzel behandeln. Es werden das also nicht literaturgeschichtliche und ästhetische Darbietungen sein, sondern im Dichterworte die Verkündigung Christi und seines Evangeliums.

(Druckschreiben an die Gemeindemitglieder
aus den Weihnachtstagen 1904.)

Das in dieser Mitteilung seinerzeit angekündigte Werk übergebe ich hiermit der Öffentlichkeit. Da in den ersten Monaten des Jahres fast die ganze deutsche Presse von den

in der Ansgariikirche zu Bremen gehaltenen Schillerpredigten teils in freudiger Zustimmung, teils mit Widerspruch und Entrüstung Kenntnis genommen hat, so fühle ich mich verpflichtet, von meiner Tat Rechenschaft zu geben.

Zudem sind diese Predigten von Anfang an gedacht gewesen als ein Wort an die ganze deutsche evangelische Christenheit. Sie in ihrem Sehnen und Verlangen, die reformatorische Kirche in ihrem Fortschritts- und Lebenswillen — nicht allein die paar hundert Menschen vor der Kanzel — habe ich im Reden und Schaffen vor Augen gehabt und ihrem Genius suchte ich Worte zu verleihen. Die Schillerpredigten entstammen in ihrer innersten Tendenz dem großen kirchlichen Entwicklungsdrange der Gegenwart. Dem wollen sie, mit einem flammenden Vorwärts auf ihrer Stirn, Ziel und Wege weisend einen Beitrag steuern. Sie wollen mithelfen am Aufbau einer Kirche des deutschen Christentums.

Ein Weiteres über Ursprung und Richtung, über Absicht und Berechtigung des Werkes findet sich in den Reden selbst. Es sei verwiesen auf die Seiten 9—20, 167—168, 202—203, 208—209, 308, 311, 329—331, 334, 359—360, 381—382, 396.

Da ich meine Predigten grundsätzlich nicht schreibe, so sind die hier vorliegenden nach Stenogrammen ausgearbeitet. In der Sache ist nichts geändert. Nur hat die rednerische Form sich vielfach in die zum Lesen geeignetere umgesetzt. Manches ist weiter ausgeführt, reicher und ergänzend gestaltet worden.

Eine Liturgie kennen wir in unserer Kirche nicht. Seit längerer Zeit hat mich nun aber das Bedürfnis, der Gemeinde den Reichtum, die Tiefe und Schönheit der Heiligen Schrift vorzuführen, dazu veranlaßt, vor der Predigt einiges am Altar vorzulesen. Daran fügte sich dann wohl ein Gebet, und schließlich bildete sich zwischen diesem am Altar Dargebotenen und der Predigt sowie dem Gesang der Gemeinde ein sehr enger Zusammenhang. Das Ganze ist jedesmal eine organische Komposition, wo eins das andere trägt und deutet.

Wir geben unserem Werke als Geleit das Wort aus einem der Schillerschen Briefe mit: „Ernster, guter Wille ist eine

große, die schönste Eigenschaft des Geistes. Der Erfolg liegt in einer höheren, unsichtbaren Hand. Nur die Absicht gibt dem Aufwand von Kräften Wert. Und so erheben wir uns über Lob und Tadel der Menschen!"

(Aus dem Vorwort der 1. Auflage im Oktober 1905.)

Zum zweitenmal treten die Schillerpredigten vor die Öffentlichkeit, nachdem sie inzwischen an Herrn Alfred Töpelmann in Gießen übergegangen sind, in dessen Verlage seit 1906 die von mir herausgegebenen „Bremer Beiträge" erscheinen. Ich freue mich, das Buch jetzt in denselben Händen zu sehen, denen ich seit zwei Jahren so verständnisvolle und tatkräftige Unterstützung zur schriftstellerischen Ausführung meiner theologischen und kirchlichen Ideen verdanke. Diese Übernahme ist mir um so willkommener, da jene Zeitschrift „zum Ausbau und Umbau der Kirche" in ihrem positiven Zwecke, den Kirchenbegriff auszuweiten, dabei aber doch den kirchlichen Liberalismus religiös zu vertiefen und der Herausbildung des germanischen Geistes in der Entwicklung des Christentums zu dienen, ganz aus diesen Predigten erwachsen ist.

Ich möchte hier darauf hinweisen, daß der die Schillerpredigten beherrschende Gedanke des Deutschen Christus in der genannten Vierteljahrszeitschrift systematisch ausgeführt ist. Es sind folgende Arbeiten: „Präliminarien zum Deutschen Christus" im Januarheft 1908, Seite 81—91. „Der deutsche Christus" im Aprilheft 1908, Seite 171—203. „Unser christozentrischer Liberalismus" im Oktoberheft 1908, Seite 1—20. In demselben Hefte, Seite 57—65, der Nachruf auf Otto Pfleiderer und die Auseinandersetzung mit seinem christologischen Standpunkte. Weitere Aufsätze über dieses Thema wird der laufende Jahrgang bringen.

Das vorliegende Werk ist in der zweiten Auflage vermehrt worden um eine Abhandlung über das bekannte Goethewort von der „Christustendenz in Schillers Natur". Soviel wir wissen, ist über den bedeutsamen Ausspruch noch nie etwas

irgendwie Eingehendes geschrieben. Daß wir diese Studie, obwohl sie kein Glied im Organismus der 20 Schillerpredigten ist, doch diesen beigegeben haben, dürfte dem Bedürfnis des Lesers entsprechen, zur Aufnahme der ungewohnten Kanzelreden den rechten Standort zu gewinnen. Der Arbeit liegt, freilich stark umgearbeitet und erweitert, ein im Bremer Protestantenverein und im Akademischen Verein des Evangelischen Bundes in Marburg gehaltener Vortrag zugrunde.

An dem Marburger Abend war uns durch die freundliche Vermittlung eines der dortigen Dozenten Gelegenheit gegeben, vor einer großen Schar von Studenten aller Fakultäten über das heiligste Anliegen unseres Herzens zu reden: über die Christusoffenbarung in Schiller und die Reform der Kirche aus dem Geiste der Klassiker wie überhaupt des außerkirchlichen modernen Protestantismus. Möge durch die Beigabe des dort Gebotenen ein Band geknüpft sein zwischen dem Buche und der Jugend unserer Universitäten. Deren Interesse möchte ich meinen Schillerpredigten in erster Linie wünschen, besonders das jener jungen theologischen Generation, die nach der Weisung Herders: „Die Theologie ist ein liberales Studium und will keine Sklavenseele" in der Kirche vorwärtsstrebt, die aber, dem entgeistigenden Radikalismus abgeneigt, die neuen Positionen sucht unter der Führung Jesu Christi und im Bereiche seines Evangeliums.

Bremen, im August 1908.

Der Verfasser.

Die Christustendenz in Schillers Natur.

Nie vergaß er Ebenmaß und Würde;
  Nie umwölkte sich sein klarer Sinn.
Mit Ergebung unter seiner Bürde
  Ging er gradaus seines Wegs dahin.
Aus der Endlichkeit gemeinen Schranken
  Hob sein Flug ihn über die Natur,
Und in hehren Ewigkeitsgedanken
  Atmete sein adlig Wesen nur.
Durch die Finsternis, von ihm gelichtet,
  Leitet ohne Unfall seine Hand,
Und der Zwiespalt ruht, von ihm geschlichtet,
  Den beklommen jede Brust empfand.

Ein Schillerbild — wird jeder Leser sagen: was hier zum Ausdruck kommt, ist der Odem seines starken und großen Herzens, wie er alles erhebend aus seiner Poesie wie aus seinem Leben uns anweht. So steht der Dichter vor seinem Volke in der Hoheit seines Charakters, in der Freiheit seines Sinnes, in dem Idealismus seines Denkens und Schaffens.

Dem ist aber nicht so. Obige Worte sind gemeint als eine Schilderung der Seelengröße Jesu Christi und stammen aus einem Liede des übrigens theologisch auf der Rechten stehenden Pfarrers Dr. Karl Schumacher. Wir fanden sie in Nippolds verdienstvollem Werke „Das deutsche Christuslied des 19. Jahrhunderts" (1903), wo der Verfasser in der Einleitung und auf Seite 242—244 auf die von ihm hochgeschätzte, in zwei Sammlungen vorliegende religiöse Poesie seines heimgegangenen Freundes aufmerksam macht.

Eine interessante Beobachtung. Der hochgesinnte, aber durchaus altgläubige Theologe zeichnet, ohne es zu wollen,

sein Heilandsbild in den Farben und Tönen des Schillerschen Wesens. Er läßt Christus aus der biblischen Welt in unserem Geistesleben auferstehen, und siehe, da nimmt dieser eine seelische Erscheinung an, die der unseres deutschen Dichterfürsten fast zum Verwechseln ähnlich wird. Eine bessere Rechtfertigung unserer von der Orthodoxie so scharf befehdeten Schillerpredigten ist kaum zu denken!

Soll darum Schiller auf eine Stufe gestellt werden mit dem Menschensohne? Wer dürfte das wagen, welcher vernünftige Beurteiler wäre dazu auch nur geneigt! Neben Jesus, auch dem rein menschlich aufgefaßten Jesus duldet die religiöse Empfindung des Christen wie die ethische und kulturgeschichtliche Wertung der objektiven Wissenschaft keinen anderen. Nur nach Einem bestimmt die neue Welt ihre Zeitrechnung. Nur an Christus fühlen wir uns mit unserer Seele Heil gebunden. Nur in ihm sind unserem Geschlechte des Lebens schöpferische Gründe voll und tief erschlossen.

Zwar auch Schillers Geist ist ein Teil der an der Vollendung der Menschheit, besonders an der Läuterung und Heiligung der deutschen Volksseele wirkenden Schöpferkraft. Was in ihm sich darstellt, ist nicht bloß ästhetischer Idealismus, wie das auch Sell in seiner „Religion unserer Klassiker" anerkennt. Schön und richtig bemerkt er (Seite 157): „Schiller glaubte mit Goethe zusammen seinem Volke in den idealen Schöpfungen ihres Dichterwirkens gegeben zu haben, was man in der religiösen Sprache nennt eine Reihe von Sakramenten, — nämlich von sichtbaren Unterpfändern einer höheren, geistigen, göttlichen Welt. In der Beschäftigung damit sollten sie als in einer sicheren Burg wohnen, sicher bei allem Ansturm der Feinde von außen. Um dieser Absicht willen kann man sprechen von einem Priestertum des schöpferischen Idealismus."

Aber dieses Priestertum des ewige Werte schaffenden Schillerglaubens steht doch gerade so wie das des Apostels (Phil. 3, 12—14) auf dem Boden einer persönlichen Erfahrung, die zwar von prinzipieller Entschiedenheit für das Ideal und damit von dem Besitze reicher Gotteskräfte reden darf, die aber denn doch

auch aus eigenem Erleben reden muß von „der Menschheit trauriger Blöße," wie so manchmal „vor des Gesetzes Größe mutlos fliehe die beschämte Tat." So verehrungswürdig uns der Dichter ist in seinem Hochsinn und in der Reinheit seines Charakters, so liegt doch auch bei ihm unter aller Harmonie, zu der er sich durchgerungen hat, noch so manche unüberwundene Dissonanz der Kreatur, die das aufquellende Gottesleben immerhin hemmt und trübt. Da wird das Menschenherz in seiner Sehnsucht nach Frieden und ewigem Leben und in seinem Bedürfnis nach Berührung mit des Schöpfers heiligem Walten bei aller Dankbarkeit für die in Schiller ihm zuteil gewordene Segnung sich denn doch über Schiller hinaus als seinem Heilande und eigentlichen Schöpfungsvermittler einem Höheren zuwenden. Jenem Einzigartigen, der zwar auch in der Demut des Menschenkindes sich vor dem Alleinguten beugte, über dem aber doch seit den Tagen seiner ersten Bekenner in einem Glanze, der noch nichts an überzeugender Kraft verloren hat, das Johanneswort leuchtet: Er und der Vater sind eins.

So fern also unserer sittlich-religiösen Wertbeurteilung eine Gleichstellung Schillers mit Jesus liegt, so drängt sich uns doch eine zwischen beiden Gestalten bestehende Naturähnlichkeit und damit zusammenhängend eine Verwandtschaft der Seelenrichtung auf, die so markant ist, daß sie selbst trotz der doch so großen Verschiedenheit, in der der Prophet von Galiläa und der Weimarsche Dichter sich geben, nicht zu verkennen ist. Und wir freuen uns, konstatieren zu können, daß dieser Eindruck von einem so gewichtigen Zeugen wie Goethe bestätigt wird.

Bekannt ist, mit welcher wahrhaft rührenden Verehrung Goethe stets von den menschlichen Vorzügen seines großen Dichtergenossen sprach, und wie er nach Schillers Tode die Jahre, die er vor 1794 in seiner Nähe verlebt hatte, ohne ihm nähergetreten zu sein, als eine mit vielen Schätzen verlorene Zeit beklagte. Er hat im Gespräch mit Eckermann vom 11. September 1828 darauf hingewiesen, wie man in seinem Wesen, in seiner Stimmung, in seiner Art, sich vor anderen darzustellen, so leicht durch Personen und Gegenstände der Umgebung bedingt

werde, so daß auch ein bedeutender Mensch unter Umständen als recht unbedeutend erscheinen könne. Schiller aber wäre immer im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur gewesen. Nichts hätte ihn geniert, nichts ihn eingeengt, nichts hätte den Flug seiner Gedanken herabzuziehen vermocht. Was in ihm von großen Ansichten lebte, wäre immer ohne Rücksicht und ohne Bedenken frei und rein herausgetreten, — „das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein!" Noch deutlicher als in diesem Bilde seiner seelischen Freiheit hat er die Christusartigkeit der Persönlichkeit Schillers gezeichnet in jenem herrlichen Epilog zur Glocke: wie

> — hinter ihm in wesenlosem Scheine
> Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.
> — — — — — — — — — —
> Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
> Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.

Schließlich bricht, was Goethe damit meint, mit vollem Ausdruck hervor in jener Briefstelle an Zelter in Berlin vom 9. November 1830: „Jedes Auftreten von Christus, jede seiner Äußerungen gehen dahin, das Höhere anschaulich zu machen. Immer von dem Gemeinen steigt er hinauf, hebt er hinauf. — Schiller war eben diese Christustendenz eingeboren, er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln."

* * *

Schiller eine Christusnatur. Was Goethe darunter verstand, ist in seinen Worten nach mehreren Seiten hin bereits angedeutet. Wir wollen und brauchen uns darauf aber nicht beschränken, sondern wollen versuchen, zu einer dem Zwecke dieses Buches entsprechenden Charakteristik unseres Dichters dem Gedanken weiter nachzugehen.

Christus und Schiller, — beide sind Dichter. Ein stark poetischer Zug tritt auch bei Jesus zu Tage, wie in seinen Reden, so in seinem ganzen Denken und Vorstellen, selbst in seinem Erleben, z. B. in der Tauf- und Versuchungsgeschichte, ja sogar in seinem Handeln in großen Momenten seines Lebens.

Wir denken an den Einzug in Jerusalem und an die Einsetzung des Gedächtnismahles.

Es gibt überhaupt keine belebend schaffende Religiosität ohne das Vorhandensein einer dichterischen Kraft. Daher sind vorwiegend rationalistische Geister und die Intellektualisten in der Kirche nie produktive Elemente. Nur unter der Führung der mit Kunstsinn geeinten Frömmigkeit steigt die Menschheit zu den Quellen des Glaubens hinab.

In einer Beziehung ist Schiller freilich mehr mit Paulus zu vergleichen, im Drange nach der weiten Sphäre des weltumspannenden Ideals und des in Denkerfreude zu allen Höhen der Spekulation aufsteigenden Aufblicks, während Jesus, das Göttliche beständig in Lebensgehalt umzusetzen bemüht, in dieser seiner durchaus praktisch gerichteten Natur einen ausgesprochenen Begrenzungstrieb zeigt nach der Weisung des Schillerschen Wortes:

> Wer etwas Treffliches leisten will,
> Hätt' gern was Großes geboren,
> Der sammle still und unerschlafft
> Im kleinsten Punkt die höchste Kraft.

Bei Jesus das Sicheinstellen auf den kleinen Punkt seelsorglicher und ärztlicher Hilfeleistung. Auch dann, als im Kampfe seine Seele sich ausspannt, kaum ein Hinwegblicken über die erhoffte nationale Rettungstat seines Leidens. Bei Schiller dagegen als Historiker, Philosoph und Dichter das Sichentfalten ins Unermeßliche der großen Geisteszusammenhänge und der gewaltigen Weltereignisse, wie Goethe ihm auch staatsmännische Begabung zugeschrieben hat.

Doch bei beiden die gleiche Konzentration des Herzens, — damit stehen wir vor ihrer ersten Berührungsfläche. In jedes Wort am See wie nachher in jede Empfindung seines Martyriums legt Jesus still und unerschlafft sein Alles hinein, seine ganze Liebe, sein ganzes Leben. So hat auch Schiller mit einer Treue ohnegleichen, mit einer sich selbst aufzehrenden Hingabe alle seine Werke vollbracht. „Seine durchgewachten Nächte," sagt Goethe, „haben unsern Tag erhellt." Und ob es eine hervor-

ragende Szene war oder eine minder wichtige, der sie schuf, war mit glühender Seele immer der ganze Schiller. Er konnte nichts halb tun, nichts flüchtig, nichts unvollkommen: im kleinsten Punkt die höchste Kraft, soweit er darüber gerade gebot.

„Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert, der wird es finden." Das ist Jesussinn, das ist Schillersinn.

Hat denn nicht aber Schiller das, was für Jesus das Heiligste war, seine tiefste Überzeugung, und wofür er sein Leben ließ, ausdrücklich abgelehnt?

> Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
> Die du mir nennst. —

Und es kennzeichnet doch wohl seine eigene Stellung zum Christentum, wird man sagen, wenn er in seinem „Geisterseher" den Prinzen sprechen läßt: „Religionsgegenstände seien ihm jederzeit wie ein bezaubertes Schloß vorgekommen, in das man nicht ohne Grauen seinen Fuß setze und man tue weit besser, man gehe mit ehrerbietiger Resignation daran vorüber, ohne sich der Gefahr auszusetzen, sich in seinen Labyrinthen zu verirren." Aber es heißt dort gleich weiter: „Dennoch zog ihn ein entgegengesetzter Hang unwiderstehlich zu Untersuchungen hin, die damit in Verbindung standen." So ist auch Schiller nie seine Jugendneigung zur christlichen Kanzel losgeworden: er ist im Dichter immer der Prediger des Evangeliums gewesen. Klingt seine Poesie auch anders wie Bibelwort und gewöhnliche Kanzelrede, so ist sie doch dem, der seines Geistes Rede auf den Grund zu dringen vermag, ein Ausdruck für dieselbe ewige Wahrheit.

Das bezauberte Schloß, von dem Schiller nichts wissen wollte, ist nicht das Christentum an sich. Dieses hat er vielmehr für die einzig wahre, weil allein den großen Zwecken der Menschheit entsprechende Religion erklärt. Was er hier ablehnt und ebenso in dem obigen, so oft falsch verstandenen Worte der Votivtafeln, ist zunächst das kirchlich-dogmatische Lehrgebäude. Das erschien ihm wie ein Labyrinth, vor dessen verstrickenden Gängen seine gesunde Vernunft sich scheute. Zugleich aber, das ist unbestreitbar, spricht sich darin seine Ent-

fremdung gegen das kirchliche Christentum überhaupt aus. Die Kirche war ihm etwas Unheimliches, denn seine Jugenderfahrung hatte darin böse Geister umgehen gehört: ein hartes, unduldsames Luthertum, eine mundfromme und dabei herzensrohe Pietisterei und eine starre, durch einen erschreckenden Teufels- und Höllenspuk das religiöse Gefühl mißbrauchende Gesetzlichkeit. Darüber hatte der Dichter zu dieser Kirche jegliches Vertrauen verloren. Sein humaner Sinn empfand sie als etwas ihm Gegensätzliches.

Das konnte der Rationalismus mit seiner religiösen Nüchternheit und seiner seelenlosen Moral bei einem Schiller natürlich nicht wieder einholen. Wo ihm aber in der Kirche tiefere, seinen eigenen Überzeugungen entsprechende Anschauungen entgegentraten wie in Weimar bei Herder, da flößte ihm das Kirchentum in solcher Gestalt zwar Ehrerbietung ein. Aber bis gegen den Schluß seines Lebens, wo es ihm nach seinem Besuche in Berlin in Schleiermacher wirkliches Zutrauen abzunötigen begann, — wie dies sein großer, für uns sehr wichtiger Brief an Zelter vom 16. Juli 1804 unverkennbar dartut — witterte Schiller auch in dem geistig freien und hohen kirchlichen Christentum wohl immer ein Sichverlieren ins Transzendente. Nicht daß er dieses geleugnet hätte. Seine ganze philosophische und ästhetische Weltanschauung setzt diesen geistigen Untergrund und diesen höheren Hintergrund des Lebens unbedingt voraus. Aber ihm als Kantianer galt das als etwas der Vernunfterkenntnis Verschlossenes, und die allzu eingehende Beschäftigung damit sah er als Schwärmerei an. Er dehnte diesen Begriff dann ungerechtfertigterweise wohl auf alle, ob auch wahre und gesunde Äußerungen der kirchlichen Frömmigkeit aus. Denn er fürchtete, daß dieses religiöse Gefühlsleben der Kirche die Hauptsache im Christentum schädige.

Und dieses Wichtigste an der christlichen Religion war ihm der Gesinnungswert, die innere Befreiung und Belebung, die es dem Menschen verleiht, das edle, große Menschentum, wo die Seele erstanden ist zu jener sittlichen Hoheit, die das Göttliche in den Willen aufgenommen und, also durchgottet, aller Empfin-

dungen bis zu dem Grade sich versichert hat, daß sie dem Affekt die Leitung des Willens ruhig anvertrauen darf, — wo also das Gute zur Natur geworden ist. Das nennt er die Menschwerdung des Heiligen und so definiert er Goethe gegenüber das Christentum. Wir würden sagen: es ist die lichte, freie, sittlich in sich stark und gewiß gewordene Persönlichkeit.

* * *

Nun könnte man darnach geneigt sein, Schiller als eine lediglich sittliche Größe innerhalb des Christentums anzusehen und ihm das eigentlich religiöse Gefühlsleben abzusprechen. Das wäre aber durchaus unzutreffend. Der innerste Kern seiner Humanität ist eine sehr lebendige Religiosität, wie auch die Grundkraft seines Lebens als Mensch und Künstler Religion war und zwar — behaupten wir — Religion nach Jesu Sinn und Geist. Nur daß bei ihm diese Frömmigkeit wesentlich anders getönt war, als die uns aus Bibel und Kirche gewohnte.

Was ist es denn, was Lotte in ihren Aufzeichnungen für die Kinder ausrufen läßt: „Man möchte wohl sagen, daß Jahrtausende dazu gehören, um einen Geist wie den zu wiederholen. Wo wirkt er jetzt? Welche neue Welt braucht solcher Geister?" — indem sie von den fast beständigen Leiden ihres Vaters redend nun schildert, wie er nach seinen schweren Anfällen, die oft täglich und nicht selten wiederholt am Tage eintraten, gleich wieder mutvoll und zum großen Schaffen aufgelegt gewesen sei? Meint sie damit nur seine moralische Charakterkraft? Und ist es die nur, auf die Novalis, der Verfasser der innigen Christuslieder, Schillers Schüler in Jena, hinweist, wenn er auf die Nachricht von der schweren Erkrankung des Dichters an den Philosophen Reinhold schreibt (1791): „Dieser Mann, der den begierdelosen Wesen, die wir Geister nennen, den Wunsch abnötigen könnte, Sterbliche zu werden, dessen Seele die Natur con amore gebildet zu haben scheint... sein Blick warf mich nieder in den Staub und richtete mich wieder auf."

Das ist Leben aus Gott, wie es nur in einem religiösen Geiste, der in dem Ewigen gegründet ist, so christusartig sich wirksam erweisen kann. Und wieder streift es nahe heran an das, was die Jünger empfunden haben müssen, sobald der Meister unter ihnen stand, wenn ein Gast des Schillerschen Hauses bekennt, daß man diesem Manne gegenüber sich ein Herz hätte fassen können, alles, auch das Verborgenste der Seele auszuschütten, ja auch mit Schuld und Verbrechen nicht zurückzuhalten, — und wenn sein Weib beteuert: „Es war, als sei er allmächtig, und man fühlte, sobald er mit dem Kummer des Gemütes bekannt sei, so könnte sein kräftiger Geist auch Hilfe schaffen." Einige Monate nach des Dichters Tode schreibt der junge Voß, der Hauslehrer seiner Kinder: „Er hat auch für mich gelebt. Wäre ich wohl einer unwürdigen Tat fähig, während ich seiner gedenke? Ich fühle Schillers Gegenwart mit allen Sinnen. Es ist wahr und schön, wenn Jesus sagt: Ich will euch meinen Geist senden, ich will hinfort unter euch sein!"

In all solchen Worten bezeugt sich ein geradezu religiös gestimmtes Aufschauen zu ihm als einer Gestalt, in der das Heilige sich offenbarte, und die die Gottheit geweiht hatte zu ihrem Propheten. Ein junger durchreisender Gelehrter schildert eine Vorlesung, die er besuchte. Schiller las gerade über den Schmalkaldischen Krieg mit einem Feuer hinreißender Begeisterung, daß alles lautlos an seinen Lippen hing. Die Glocke schlug. Der Professor erhob sich, sein Kopf war fast geistermäßig. Wider die Gewohnheit an der Universität stand alles auf, in Ehrfurcht und wie in Andacht ihm nachblickend. Was war es, was dabei den jungen Leuten durch das Herz zog? Ein Empfinden nach der Art seines Wortes:

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt.
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt.
Er saß in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

Diese Stelle aus Schillers „Vier Weltaltern" — die treffendste Paraphrase des Christuswortes: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen — ist ein ungewolltes Selbstbildnis, an dem sich das Wesen Schillerscher Religiosität am besten entwickeln läßt.

Ihm gaben die Götter —. Wie bei Jesus, so auch bei Schiller ist das Grund- und Ausgangsgefühl das Bewußtwerden der reichen Gabe und damit des unendlichen Lebenswertes im armseligen Erdengefäße. Es ist in tief dankbarer Verantwortlichkeitsempfindung die Erkenntnis des Begnadigt-, Erkoren- und Berufenseins von höheren Mächten. Und nun als menschliche Antwort darauf die Hingabe an diese segnenden Ewigkeitsmächte voll und ungeteilt. Nur in dieser Welt des Großen und Wahren leben, atmen, denken wollen, nichts sein und nichts haben wollen, was nicht mit ihr sich verträgt! Ganz dem Geist gehören wollen, dem reinen, dem guten Geiste, und in ihm rein und gut sein, — nur das, was es auch koste, ob es Gewinn oder Schaden bringe: also der unbedingte Idealismus! Und zwar nicht nur ein Idealismus des Intellekts, der hohen Gedanken und Anschauungen, sondern Herzensidealismus, wo alle Regungen des Inneren in beständiger opfertreuer Selbstläuterung ein Sichverweben mit dem Himmlischen sind. Das ist doch die allerwahrste, allerlebendigste Frömmigkeit. Ob sie nun mit Jesus spricht: Meine Speise ist die, daß ich tue deinen Willen, mein Vater, — oder ob sie in Schillerscher Weise mit jedem Herzschlag der Empfindung in hohe Sphären taucht, es ist eine beständige Seelentat des Glaubens.

Die Folge davon ist des Himmels Aufschluß. Je mehr sich das Leben so vergeistigt, desto herrlicher die Gotteserschließung. Nicht tun sich jene Tiefen der Wahrheit auf, in die kein sterbliches Auge dringt, und vor deren Geheimnissen es auch für die Geweihten heißt: wir können nur raten und ahnen. Aber die Seele wird klangfähig, spiegelfähig. Im Leben draußen beginnt es für sie zu erklingen. Gottesgedanken tönen ihr zu, begierig erlauscht, empfänglich aufgenommen, nämlich des Gottesgeistes Absichten mit dem Geschlecht, mit dem Volk, mit dem

eigenen Selbst, mit des eigenen Lebens Geschick und Bestimmung. Und die Töne werden Gestalten im Spiegelgrund der Brust, als Sendung von oben mit Ehrfurcht begrüßt, in Treue getragen. Vielleicht freundliche und liebe Gestalten, vielleicht ernst gewaltige, aber auch dann den Menschen anschauend mit göttlichem Auge und milder Stimme: Es ist beschlossen im ewigen Rat! — —

Abba, lieber Vater, ist's möglich, laß den Kelch an mir vorübergehen, doch nicht wie ich will, Vater! — so nun Jesus. In Schillers Brust diese Gebetstöne nicht. Nur ein Lauschen auf die Stimme lang und tief, nur ein Schauen in die Augen dieser Leidensgestalten ernst und groß, dann ein Sichaufrichten: er hat sich entschieden — die heilige Notwendigkeit, wie er sie gedichtet hat, so will er sie leben!

Bei beiden dieselbe Demut, dieselbe Ergebung und auch dasselbe Vertrauen. Die Worte machen es nicht. Man braucht nicht zu sagen: Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen. Es kann dieses Bekenntnis zur Güte und Weisheit im Leidensgeschick auch ausgesprochen sein in der Klaglosigkeit und Selbstverständlichkeit, mit der ein Schiller in seinen Briefen an Körner von seinen Lasten und Leiden redet. Die muß man lesen, da hört man etwas von dem: Siehe, wir ziehen hinauf nach Jerusalem, des Menschen Sohn muß viel leiden. Der christliche Vertrauensgrund, in seiner Art empfunden, ist es, aus dem auch einem Schiller Versöhnung mit dem Geschick, ein Friede, den die Welt nicht geben kann, Heldenkraft, Siegesstärke erwachsen sind.

Und nun, wie bei Jesus, so auch bei Schiller beginnt die Seele zu leuchten, ein Demant des Himmels geworden. Sie leuchtet hinein in die Dunkelheit der Gegenwart und der Zukunft, daß sie, sehend was Tausende nicht sehen, Tausenden ein Leitstern wird. Sie leuchtet hinein in die Dunkelheit der Herzen, daß Sünde und Traurigkeit einen höheren Glanz verspüren und erlöst, getröstet dem Freunde ans Herz fallen. Und die leuchtende Seele fühlt es, daß, was in ihr brennt, Licht ist vom Schöpfungsmorgen; sie merkt es, wie ein Chaos in ihr

aus dem Schlummer erwacht, wie Werdekräfte sich in ihr regen, — wie sich ein Bild des unendlichen All drückt in des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall: der Mensch steht da, ein Schöpfer! Wohin er greift mit seinen schimmernden Händen, da belebt, da veredelt sich die Welt.

Das ist Schillerreligion, durchaus ein frommes Gemütsleben, nur in anderer Art wie das der kirchlichen Religiosität und doch auch eine Form des christlichen Glaubens! Wir müssen in dieser Auffassung dem edlen Vermittlungstheologen, dem leider so früh verstorbenen Heidelberger Pfarrer und Dichter Adolf Schmitthenner entgegentreten, der in seiner im Schillerjahre 1905 gleichzeitig mit unseren Schillerpredigten erschienenen Schrift „Schillers Stellung zur Religion“ dessen Idealismus nicht als Religion gelten lassen will. Wenn der Verfasser uns darin zuruft: „Diejenigen, die sich Mühe geben, Schiller für den christlichen Glauben zu retten, erweisen dem christlichen Glauben einen schlechten Dienst. Denn wenn sie recht haben, dann ist das unkirchliche Christentum, ja ein Christentum ohne Christus (?) so glänzend vertreten, dem deutschen Volke in so hinreißender Schönheit vor die Augen gestellt, daß es Schule machen müßte, weil das kirchliche Christentum in keinem einzigen Charakter- und Lebensbild aus der Zahl seiner Vertreter neben Schiller aufkommen könnte,“ — so ist uns das kein Grund, vor der Wahrheit die Augen zu verschließen. Es muß dann eben — was auch unsere ganz bestimmte Forderung ist, und worauf ja unsere Schillerpredigten hinaus wollen — die kirchliche Frömmigkeit sich an der Schillerschen korrigieren und vergeistigen, wie diese sich an jener ergänzen, vielleicht noch mehr erwärmen muß, oder besser gesagt: beide Formen müssen sich zu einem Neuen verschmelzen. Und wir freuen uns, in diesem Postulat an unsere Kirche und unser Volk denn doch wieder mit Schmitthenner zusammenzutreffen, wie das wenigstens die Schlußworte seines Satzes zeigen: „Wenn wir dagegen anerkennen, daß Schillers Gesinnung weder religiös im allgemeinen, noch christlich-religiös im besonderen gewesen ist, daß sein Glaube dem christlichen zwar verwandt,

aber doch etwas ganz anderes gewesen ist, dann ist zwischen dem Schillerschen Idealismus und der christlichen Religion jedes fruchtbare Verhältnis möglich: Streit, Versöhnung, Verbindung, Austausch."

Es bleibt dabei: Schiller in sittlicher wie in religiöser Hinsicht ein Christ! Die Kirche ist eben weder in sittlicher, noch in religiöser Hinsicht bis jetzt die volle, umfassende Darstellung des deutschen Christentums, sie muß und soll es erst werden, — und dazu bedarf sie des ihre biblische Bestimmtheit ergänzenden Einflusses aus unserem deutschen Geistesleben!

* * *

Bei Schiller also wie bei Jesus ist die Religion Schöpfung. Novalis hat lange noch vor des Dichters Tode, mehrere Jahrzehnte früher, als Goethe seinen Ausspruch von der Christustendenz Schillers tat, diesen vorahnend dahin erläutert: Schiller hatte „die göttliche Gabe, alles, was er berührte, in das reinste Gold des geläuterten Menschensinns, in das Eigentum und Erbteil der sittlichen Grazie zu verwandeln."

In der Tat ein christusverwandter Zug. Es sind die kleinen, unscheinbaren und nichtssagenden Dinge, nach denen Jesus greift, das profan Irdische — (das meint Goethe mit dem „Gemeinen," wovon er in jenem Briefe an Zelter redet); sobald er sie aber in der Hand hat, glänzen sie auf, bekommen sie Tiefe und werden Geistesrede. So nicht bloß in seinen Bildworten. Das ganze Leben, in dem er steht, wie Jesus es betrachtet, wie sein Mund es deutet, ist es nicht mehr das alte. Es ist die alte Erde, aber sie hat ihr Kana gefeiert: mit dem Irdischen hat sich ein Himmlisches vermählt.

Mit demselben Staunen sehen wir das immer wieder in Schillers Dichtungen. Es ist, als ob durch seinen idealisierenden Dichtergeist die Kreatur erlöst wäre von ihrem endlichen Wesen, als gäbe es keine Leere, keine Armut mehr. Das Dürftigste entfaltet sich zur Pracht. Das Nichtigste hat was zu sagen und redet im Schwung. Alles wird Schönheit. Aus Schmerz jubelt Freude, und selbst aus der Nacht des Bösen taucht glanzvoll

mit edlen Zügen das Gute auf. Es ist die Welt, das Leben und doch auf Schritt und Tritt ein herrlicheres Dasein. Nichts Unwahres, wie die Modernen sagen, aber alles im Geist belebt, zum Geist erweckt, wie eine Ahnung dessen, was erst kommen soll.

Christustendenz ist Wundertun. So war auch Jesus ein Wundertäter. Er hat Wasser in Wein verwandelt. Das Wasser war die Religion seiner Väter. Er nahm sie auf mit glaubensinnigem Herzen, ohne kritischen Sinn, kein Radikaler, dem es von vornherein feststeht, daß das Alte gestürzt werden müsse, und der dann erst sucht, was sich etwa an dessen Stelle setzen ließe. Er liebte sie, diese Religion des Moses und der Propheten, er liebte und lebte sie. Als sie dann aber dastand als sein Leben, siehe, da war es ein völlig anderes, ganz Neues geworden! Ungesucht und ungewollt hatte er aus seiner Natur heraus — das war seine Offenbarungsgabe — sie umgelebt zu seiner Menschheits- und Kindergottesreligion, für die er nun kämpfen und leiden mußte.

Da denke ich an den Jünger Kants, mit welcher Hingebung Schiller diesen studierte. Schon der berühmte Dichter, bereits gefeiert als Schöpfer großer Werke versenkt er sich in die Welt des kategorischen Imperativs mit der Demut, die an dieser vernunftklaren und sittlich so ernsten und reinen Philosophie sich erst zum rechten Menschsein heranzubilden gesonnen war. Er will nur nehmen, lernen — und dabei hat er sie erst beseelt. Er hat ihren Rigorismus überwunden, und ohne von ihrer Gewissensstrenge und moralischen Unerbittlichkeit etwas preiszugeben, hat er ihr aus seiner Herzensgröße und aus der Freiheit seiner sittlichen Persönlichkeit jene freie, schöne Neigung zum Guten eingelebt, die es nicht zugeben will, daß das Gute ein Opfer sei, das der Mensch sich erst abzuzwingen habe. Er hat das Harte und Herbe, das Jüdische und Mönchische der Kantischen Moral evangelisch verklärt mit der Wärme seines moralischen Enthusiasmus, seines christlich begeisterten Idealismus, an dem — das wird hier recht deutlich — im innersten Kern nichts Griechisches war. So vollzog sich denn aus

Schillers Natur heraus im germanischen Geisteswesen ein sehr ähnlicher Umbildungsprozeß, wie einst durch Jesus in Israel. Erst durch diese Schillersche Vergeistigung ist der Kantianismus nach seiner ethischen Seite fähig geworden, ein Grundelement der Kraftentfaltung unseres Volkes und der modernen Lebensanschauung zu werden.

Das Gewissen war seine Muse, hat Frau von Staël gesagt, — aber das Herzensgewissen. Schiller ist der Philosoph und der Dichter des sittlich großen Herzens. In ihm vereinte sich, wie bei Jesus, Freiheit des Geistes und Tiefe des Gedankens und Reinheit der Gesinnung mit der Innigkeit der Empfindung. Und wie beim Menschensohne diese letztere mit ihrem Reichtum an suchender, erbarmender und hebender Liebe die durchschlagende Gewalt war, so rühmen das auch seine Zeitgenossen an Weimars großem Dichter.

Zahlreiche Aussprüche, besonders Bekenntnisse aus dem Munde seiner Studenten und jüngeren Freunde, illustrieren auch diese Seite der Christustendenz Schillers. Sie können sich nicht genug tun, die liebenswürdige Freundlichkeit zu preisen, mit der er ihr strebendes Gemüt aufzumuntern gewußt habe, wie er das Wort aus seinem „Wallenstein" selbst erfüllt habe:

> Wohl dem Ganzen, findet
> Sich einmal Einer, der ein Mittelpunkt
> Für viele Tausende wird, ein Halt; sich hinstellt
> Wie eine feste Säul', an die man sich
> Mit Lust mag schließen und mit Zuversicht.
> Jedwedem zieht er seine Kraft hervor,
> Die eigentümliche, und zieht sie groß,
> Läßt jeden ganz das bleiben, was er ist,

— und macht doch jeden reiner, edler, größer! Aber nicht nur die Jugend empfand so. Achtzehn Monate vor Schillers Tode schrieb W. von Humboldt an den Dichter: „Sie haben das Höchste ergriffen und besitzen Kraft es festzuhalten. Es ist Ihre Region geworden, und nicht genug, daß das gewöhnliche Leben Sie darin nicht stört, so führen Sie aus jenem besseren eine Güte, eine Milde, eine Wärme in dieses hinüber, die unverkennbar ihre Abkunft verraten."

Durch die ganze Dichtungskette, von der „Kindesmörderin" und dem „Verbrecher aus verlorener Ehre", von Karl Moor bis zu Maria Stuart und Johanna von Orleans, selbst durch die Zeichnung einer Eboli, geht etwas von einem Zuge rettender Liebe, das Bestreben, Gefallene in Schutz zu nehmen gegen ihre beschränkten und vielleicht viel schlechteren Verurteiler oder Verkanntes emporzuheben aus dem Staube und, was die Welt verhöhnt und schwärzt, das, wie seine „Jungfrau", mit Glorie zu umgeben, daß es wieder dastehe in seiner Wahrheit und Größe. „Doch fürchte nicht, es gibt noch schöne Herzen, die für das Hohe, Herrliche erglüh'n!"

* * *

Einer solchen Verschwärzung im größten Maßstabe hatte sich auch die Kirche schuldig gemacht, nicht am wenigsten die protestantische Kirche in der Nachfolge des Paulus und des Augustin. Sie hatte in überspanntem Sündenbegriff den Menschen nach seiner natürlichen Beschaffenheit, also ehe der erlösende Geist Christi ihn berührt, zu einem gänzlich verlorenen, von Gott und allem Guten ganz abgeschiedenen Ausbund von Schlechtigkeit herabgewürdigt. Dieser Verunglimpfung gegenüber hat Schiller die Ehrenrettung des Menschenwesens übernommen.

Man hat nun gesagt, der Dichter habe kein Verständnis für den furchtbaren Ernst der Sünde, für die dunklen Abgrundstiefen im verschuldeten Menschenherzen und für die verheerende Gewalt des Bösen. Das ist einfach nicht wahr. So kann nur der von seiner Dogmatik verblendete Geist urteilen, der nicht zu sehen vermag, was in den Dichtungen steht. Ich bin überzeugt, daß das Theater mit Schillers Dramen schon mehr wahres Sündenbewußtsein und mehr ernstliche Reueregungen hervorgerufen hat, als die Kirche da, wo auf ihren Kanzeln verbissene Sündeneiferer zetern, die so viele in begreiflichem Zorn über die Übertreibung auch gegen das Berechtigte ihrer Strafpredigt verhärten, andere aber, die meisten, durch die Gewohnheit abstumpfen.

Es ist auch nicht richtig, daß es bei Schiller keine Erlösungsnotwendigkeit gebe. Man denke an Carlos und an die Königin von Schottland. Wohl ist zuzugeben, daß Schiller den Menschen manchmal zu sehr nach dem eigenen Seelenadel auffaßt und daß er dann zu überzeugt und zu allgemein von Menschenwürde redet. Aber auch da wollen wir doch nicht übersehen den Liebeswillen zum Locken und Heben, diese Christustendenz mit ihrem: Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast.

Geschont aber hat er seine Zeit wahrlich nicht. Ein um Menschengunst buhlendes Sichverkaufen an den Kleinsinn, der geschmeichelt werden will, ein Niedersteigen in die Gesinnung, die nach Rücksichten auf Erdengewinn und leichteres Vorwärtskommen ihr Tun und Lassen einrichtet und dem zuliebe die Überzeugung verleugnet oder auch nur das Ideal herunterschraubt zu der Oberflächlichkeit und Bequemlichkeit des Durchschnitts, kannte ein Schiller nicht. Er hat sich in seinem künstlerischen Berufe als ein Priester gefühlt, dem ein Großes anvertraut ist, nicht am wenigsten auch der sittliche Bestand seines Geschlechtes. Darum galt es für ihn, das Wahre zu behaupten in seiner ganzen Größe und Reinheit. Goethe hat es nicht verschwiegen, daß ihm bei aller Gesinnungsverwandtschaft in Schillers Nähe die Kunst bisweilen „eine gar zu ernsthafte Sache" werde. Schließt Schillers Aesthetik auch alle Nebenzwecke der Kunst aus, soll sie auch nur das Schöne wollen, so hat er doch den tiefinnerlichen Zusammenhang mit der Tendenz der Kirche, der einst seine Jugendwahl gegolten hatte, nie verleugnen können. Er ist immer der Prophet und Gottesbote geblieben, der vorwärtsdrängende, zu immer höheren Stufen sittlicher Vollendung rufende Geist.

Darum hat er auch nie etwas dichten können, was nicht tieferen Gehalt hatte. Der Einzug der jungen Fürstin in Weimar forderte um die Zeit seines letzten Geburtstages von Schiller ein Gelegenheitsgedicht, — es wurde daraus „Die Huldigung der Künste". In der ersten Periode seines Weimarer Lebens muß er einmal schnell für Wielands Merkur ein Gedicht machen,

ein Werk in der Angst drängender Eile geschaffen, — als es dasteht, sind es „Die Götter Griechenlands.“ Goethe konnte mit seiner Muse auch mal spielen und sich den leichteren Wünschen und Bedürfnissen seiner Umgebung anbequemen, Schiller wäre dazu nicht imstande gewesen. Ihm mußte nach seiner eigenen Erklärung die Poesie immer als Genius an das Publikum herantreten oder aber als Gespenst, als aufrüttelnde, die Leute inkommodierende Macht, die ihnen die schlaffe Behaglichkeit verderbe. Sein Wahlspruch war — und auch das gehört zu seiner Christustendenz: Leiste deinen Zeitgenossen, was sie bedürfen, nicht was sie loben.“

Bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Stelle aus einem Briefe an Fichte (1795): „Unabhängig von dem allen, was um mich herum gemeint und bewundert wird, folge ich bloß dem Zwange meiner Natur oder dem meiner Vernunft. Beinahe jede Zeile, die seit den letzten Jahren aus meiner Feder geflossen ist, trägt den Charakter der Opposition gegen den Geist des Zeitalters, und wenn ich aus äußeren Gründen nicht gleichgültig sein kann, ob mich ein großes oder kleines Publikum kauft, so habe ich mich wenigstens auf dem einzigen Wege darum beworben, der meiner Individualität entspricht, nicht das Publikum durch Anschmiegung an seine Vorstellungsart zu gewinnen, sondern es durch die kühne Aufstellung der meinigen zu überraschen, zu erschüttern und anzuspannen.“

In diesem Briefe heißt es dann weiter: „Ein solcher Schriftsteller kann der Natur der Sache nach nie geliebt werden, denn man liebt nur, was einen in Freiheit setzt, nicht was einen anspannt; aber er erhält dafür die Genugtuung, daß er von der Armseligkeit gehaßt, von der Eitelkeit beneidet, von Gemütern, die eines Schwunges fähig sind, mit Begeisterung ergriffen wird.“ Es wäre wohl ein abschließender Gesichtspunkt in der Durchführung unseres Vergleichs, wenn wir ihm in dieser Befürchtung, von seinem Volke verkannt und abgelehnt zu werden, recht zu geben und auf die Ähnlichkeit seines und Jesu Loses hinzuweisen hätten.

Nun hat ja allerdings Schiller zu allen Zeiten seine Gegner gehabt, und ganze Generationen ließen sich wohl zeitweilig an ihm irre machen. Otto Brahm beginnt seine wertvolle Schillerbiographie mit der Erinnerung an „die Torheit jugendgrünen Dranges," da er unter dem Einfluß einer Kritik, die sich im einseitigen und unhistorischen Betonen der Schwächen Schillers gütlich tat, als Student „ein Schillerhasser" war. Bekannt sind Friedrich Nietzsches rüde Verhöhnung des ethischen Charakters der Schillerschen Dichtung in seiner „Götzendämmerung" und die Angriffe auf Schillers sittliche Persönlichkeit bei Eugen Dühring. Und wer einmal ein rechtes Sammelsurium unsinniger Verärgerung an Schiller von der Hand eines Modernen lesen will, den verweisen wir auf Karl Bleibtreus Gift spritzende Aussprache in dem 1905 herausgekommenen sehr interessanten und vielseitigen Sammelwerke „Schiller im Urteil des 20. Jahrhunderts." Was soll man dazu sagen, wenn hier das Lied von der Glocke eine kindische Litanei und ein grauenvolles Lehrgedicht für geistigen Pöbel genannt wird? Und köstlich ist es, wenn ein Bleibtreu Schillers philosophische Gedichte, die ein Wilhelm von Humboldt wie Inspirationen der Gottheit verehrte, als Trivialitäten ausgiebt!

Goethe hat solche Verirrungen durch den Hinweis auf seine eigene frühere Gegnerschaft für alle Zeiten gerichtet. Dieselben zerschellen als haltlose und völlig wertlose Kritik an dem Worte seines Epilogs:

> Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
> Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
> Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
> In seinem Kreise willig festgebannt.

In reichstem Maße hatte Schiller sich schon bei Lebzeiten die Anerkennung seiner Nation erworben, und aus der Bewunderung des Dichters und des Menschen, die seine Zeitgenossen ihm zollten, ist immer mehr eine herzlich auf seine Heroldsstimme lauschende Liebe geworden. Diese Liebe aber ist besonders begründet in dem Gefühl, mit dem wir auch Jesus gegen-

überstehen, daß hier nicht ein Großer ist, der sich von seiner sittlichen Höhe zu uns herabläßt, sondern ein Freund, der mitten unter uns stehend uns zu sich hinaufzieht.

* * *

Schiller eine Christusnatur. Wir hoffen, diesen Gedanken eingehend und überzeugend beleuchtet zu haben. Und das Resultat? Nun eben dies, daß Schillers Gestalt und der Geist seiner Dichtung in hohem Grade dazu befähigt und deshalb auch dazu berufen sind, uns Deutschen Christus zu deuten, ihn unter uns zu verklären, unser Volk und unsre Zeit dem Herrn näher zu bringen, aber auch durch die ihm, dem Dichter, eigene Verkörperung des Christusgeistes den Herrn zu neuer, reicherer Lebenserschließung in unsere Volksseele einzuführen.

Es gibt kein Heil und kein Leben, als allein durch Jesus Christus und die aus ihm wirkenden und unser Geschlecht, Zeit und Ewigkeit, durchwirkenden Geistesprinzipien. Wie dieses heilige Christusleben in der Reformation der Seelengrund unseres Volkes geworden ist, so ist auch alles, was wir in Schiller an liebenswerten Seelenwerten haben, Christuswerk und Christusoffenbarung. Es muß das Werk zu seinem Meister sprechen: Ich bin der Strom — aber du bist meine Quelle, und die Offenbarung zu ihrem Urheber: Du bist die Sonne — ich bin nur dein Strahl!

Wollte der Strom es vergessen, daß er aus der Quelle stammt, — wollen die ausschließlich in der Kunst, in der Welt unserer Dichter, in literarischen und ästhetischen Interessen lebenden Kreise die Christusabstammung des Besten in Schillers Persönlichkeit und Geistesleben aus dem Auge lassen, wollen sie sich und unserem Volke gar einreden, des Dichters Geist und Lebensanschauung wäre etwas das Christentum weit Überragendes, von dem aus man geringschätzig auf die Kirche des Evangeliums und auf den frommen Glauben des Volkes herabblicken dürfe, so hat die Kirche das Recht, wider diesen Irrtum ihre Stimme zu erheben. Die vorliegenden Predigten suchen

es unserem Volke zum Bewußtsein zu bringen, daß Schiller in seiner Naturanlage, in der inneren Vererbung und äußeren Aneignung, in seinem ganzen Werden und Wachsen durchaus ein Geschöpf des in der deutschen Volksseele waltenden Christus ist, und daß der Dichter das Griechentum, das seine klassische Entfaltung so stark beeinflußte, mit der Kraft und der Seele seines christlichen Germanentums durchdrungen und völlig verwandelt hat. Unsere Schillerpredigten sollen damit die Einsicht fördern, daß, wie das Wasser versiegen würde, wenn die Quelle nicht mehr wäre, so auch Schillers Wirken und Bedeuten in unserem Volke aufhören müßte, sobald das Christentum in den Herzen erstürbe. Nicht die Schöngeisterei einer ausschließlich ästhetischen Kultur, die gegen Christentum und Kirche den vornehm zurückhaltenden Herrn spielt, und wenn sie noch so sehr ihn feierte, sichert dem Dichter sein Fortleben, sondern der christliche Sinn unseres Volkes, — allein in dem versteht und liebt ihn das deutsche Herz!

Aber andrerseits ergeht hier nun auch an die Kirche das Wort der Mahnung: Ist Christus deine Sonne, so öffne deine Kanzel, deine Gottesdienste, dein Sinnen und Denken auch dem Strahle, der aus Christus stammt! Das heißt natürlich nicht gerade, daß in unsrer Weise über Schillers Dichtungen gepredigt werden müßte. Aber sein Geist durchdringe alles und räume fort aus der Kirche, was sich mit seinem lichten und freien Menschensinne nicht verträgt. Noch mehr: das Predigtamt lerne es, den Dichter durchaus als den Apostel Jesu Christi zu respektieren, so ihn zu verstehen und als den ihn vor der Gemeinde zu behandeln, — und die Gemeinde lerne es, so ihn aufzunehmen und den Dichter verständnisvoll und dankbar auch mit des Christenherzens Bedürfnissen zu befragen.

Gewiß, mit diesem nach Gott verlangenden und nach Gerechtigkeit hungernden und dürstenden Herzen wenden wir uns zunächst an die Heilige Schrift. Hier fließen uns reich die unversiegbaren Quellen des ewigen Lebens. Hier werden wir in die tiefsten Tiefen Gottes geführt, und der fragenden Seele

werden hier Antworten gegeben, die wir in Schillers Dichtungen vergeblich suchen würden. Hier tritt uns vor allem die Gestalt Jesu, die das christliche Gemüt zu seiner Aufrichtung und Festigung, unser Gewissen zu seiner Läuterung und Bewahrung notwendig braucht, in unmittelbare Nähe. Aber andrerseits gibt uns ein Geist wie der Schillers viel, was eben noch nicht Erkenntnis und Besitz der Bibel ist und was doch auch zum christlichen Wesen heute unbedingt gehört. Der Boden unseres Seelenlebens ist eben viel weiter geworden. Heilig und teuer ist uns manches geworden, was dem biblischen Jesus noch gänzlich fern lag. Darum gebührt neben einem Paulus auch einem Schiller ein Platz in der Gegenwartskirche! Zwar ist in Schillers Werken wie in seinem Leben allerlei Irrtum, Verkehrtes und Vergängliches, aber in Paulus doch nicht minder. Wer könnte das leugnen? Es muß hier gerade so wie dort zwischen Menschlichem und Göttlichem unterschieden werden. Daß aber der ewigen Wahrheit in Paulus sich eine solche auch in Schillers Dichtungen zurseite stellt, ist unbestreitbar.

Gewiß ist uns das Grundbuch der Offenbarung die Heilige Schrift. Sie erkennen wir als die in unserm Glauben uns leitende sittlich-religiöse Autorität an. Und wenn auch nicht Wort und Buchstabe und nicht das Einzelne ihrer Gedanken und Vorstellungen für uns bindend sind, so ist doch der Geist dieser Jesus am nächsten stehenden Zeugnisse die bestimmende Norm unseres Christensinnes wie unserer Predigt und wird stets es bleiben. Nach ihr richten wir unsere Stellung ein zu jeder Geistesbewegung der Zeit, nach ihr entscheiden wir über jedes großen Menschen Wort in unserer Mitte. Aber das in unserem Volke gesprochene Menschenwort hat in der Kirche des Evangeliums auch sein Recht, sofern es sich an diesem Geiste der biblischen Offenbarung als ein, wenn auch darüber weiterführendes Gotteswort erweist. Das deutsche Christentum, wie es sich entwickelt hat, kann sich an der Bibel allein nicht mehr begnügen, nicht mehr an den Strahlen nur, die von dem biblischen Jesus ausgehen. Es will sich erleuchten und erwärmen an den Sonnengluten des lebendigen Herrn, des in das deutsche

Wesen eingegangenen und auch in Schiller sich offenbarenden deutschen Christus.

Stehen nun dawider die konservativen Empfindungen des Ungewohnten auf; meint man, die Kirche, wie sie nun mal sei, vertrage das nicht, dem setzten sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, und der Gedanke, wäre er auch noch so wahr, müsse scheitern an der Wirklichkeit; fragt man vielleicht: Wozu auch? Schiller in Ehren, wohl ist er eine christusverwandte Natur. Aber daß er nun gerade in der Kirche zu Worte kommen und aus seinen Dichtungen uns die Heilige Schrift auslegen soll? Warum machst du so viel aus ihm? — so antworte ich wie einst Dannecker, als 1806 der König von Württemberg ihn bei seiner berühmten, jetzt von der ganzen Welt anerkannten Kolossalbüste des Dichters überraschte und betroffen ausrief: „Warum so groß?" Der Bildhauer erwiderte seinem König: „Durchlaucht, Schiller muß so groß sein!"

Und diese göttliche Notwendigkeit ist nach unserer Überzeugung auch das Entwicklungsgesetz der Kirche: die Kirche der Reformation muß so groß werden! Vor der Wirklichkeit der Zustände hat nicht die Idee zu weichen, sondern nach der wahren Idee hat sich die praktische Wirklichkeit zu reformieren. Mag auch die Kirche, wie sie heute noch ist, dazu nicht geneigt sein, — über sie gebietet doch nicht schwerfälliger Menschensinn, sondern der Geist des Lebens und der Bewegung, der sie in alle Wahrheit leitet und sie, vielleicht eher als wir es denken, in unsrer Zeit der großen Umbildung auch zu der hier vertretenen Wahrheit hinbringen wird.

Diese Wahrheit aber — das sei zum Schluß bemerkt — beschränkt sich nicht auf die kirchliche Berechtigung Schillers. Er ist nur der Herold und Bahnbrecher. Hinter ihm her kommt eine große Wolke von Zeugen, alle, die seines Geistes, hohen Sinnes und Boten des Ewigen sind an unser Volk. Alle, die bewußt oder unbewußt von der Christustendenz ihres Führers etwas in sich tragen, mag diese bei anderen, wie z. B. bei einem Goethe, auch nach einer anderen Seite und in anderer Weise sich kund tun.

Über diese lebensmächtige, schöpferisch gewaltige Schar unserer deutschen Idealisten hin ruft der deutsche Christus seiner Kirche zu: Einst baute man meinem Geiste Riesenhallen, gewaltige Dome, und das geistige Leben darin war eng begrenzt. Baut meiner Gemeinde nun kleine Kirchen, aber der Horizont werde weit, viel weiter noch, als in den Tagen Luthers! Das ganze reiche Geistesleben der Nation mit all dem Schönen und Wahren, was mein Leben ist, steige auf die Kanzel, daß die Kirche wieder Männerkirche, wirklich eine Volkskirche werde, daß Schlaf und Müdigkeit von den Augenlidern fallen, daß die Gleichgiltigkeit aufhöre, und großes, frisches Leben, mein *ganzes, volles* Leben durch das Heiligtum jauchze!

Zur Einführung.



1.

Die Worte des Glaubens.

Das Tor. Der Triumphbogen.

Gottesdienst am Neujahrstage.

Gemeindelied. Schlußvers:

(„Lob von uns allen.")

Jahre beginnen und schwinden;
der Himmel veraltet.
Erde und Menschen vergehen; doch
gnadenvoll waltet
Ewig der Herr!
Allmacht und Weisheit ist er;
Nie seine Liebe erkaltet.

Altargebet:

Anbetend stehen wir heute vor deiner Herrlichkeit, großer Gott, der du thronest über der Flucht unseres Erdenlebens und mit deinen hohen Gedanken fest und ruhig alles durchwebst, was uns Menschenkindern das Herz beunruhigt.

Das haben wir auch durch das vergangene Jahr hin so oft erfahren bei unserem Sorgen und Mühen, bei unserem Zweifeln und Irren. Du hast uns zurechtgewiesen, wenn wir vom Wege der Wahrheit abwichen, und uns gedemütiget, wenn wir vergaßen, was zu unserem Frieden dient. Du bist treu gewesen in all deinem Leiten, milde, auch wo du straftest, und gütig, wo deine Vaterliebe uns segnete in Haus und Beruf.

O, nimm dich auch weiter unser an! Flehende Hände erheben wir zu dir an des Jahres Pforte. Wir vertrauen alles,

was uns teuer ist, deinem Schutze. Leib und Seele befehlen wir dir. Erhalte uns Leben und Kraft und Gesundheit, daß wir vollbringen können, was uns noch obliegt, und bewahre uns, was dem Herzen eine Quelle ist zu frohem Wirken. Vor allem aber vergib uns in Gnaden unsere Schuld, daß nichts uns trenne beim neuen Anfang.

Herr, Gott und Vater Jesu Christi, lehre uns tun nach deinem Wohlgefallen, dein guter Geist führe uns auf ebner Bahn! In deinem Namen sei es begonnen, wie das neue Jahr, das du uns bescherest, so auch das neue Werk, das wir uns vorgenommen haben. Alles, was der Mund hier redet, sei aus treuem Herzen unter deines Geistes heilige Zucht gestellt. Wo aber dein Geist ist, da ist Freiheit, die Freiheit, die sich durch Regel und Herkommen nicht abhalten läßt von dem, was du ihr aufgetragen hast.

Dein Wort allein, o Herr, ist unser Leben. Wohnest du aber nicht in Tempeln von Menschenhänden gemacht, so ist auch dein Wort nicht von der Bibel umschlossen. Du bist unendlich größer und reicher und du willst, daß deine evangelische Kirche über alle Engen und Schranken hinaus heute deine ganze Herrlichkeit deinem Volke verkünde. So soll es denn geschehen in dieser deiner Gemeinde! Und sind es neue Wege, die wir damit einschlagen, so wollen wir sie suchen unbekümmert um Menschentadel wie um Menschenlob, allein der Wahrheit Jesu Christi dienend! Du aber, Gott aller Wahrheit, wollest sie uns finden lassen unter dem Licht aus der Höhe! Amen.

Vorlesung am Altare:

2. Petr. 1, 2—4. 10. Psalm 118 und 27.

Gott gebe euch viel Gnade und Frieden durch die Erkenntnis Gottes und Jesu Christi, unsers Herrn. Nachdem allerlei seiner göttlichen Kraft, was zum Leben und göttlichen Wandel dient, uns geschenkt ist durch die Erkenntnis des, der uns berufen hat durch seine Herrlichkeit und Tugend; durch welche uns die teuren und allergrößesten Verheißungen geschenket sind, nämlich, daß ihr durch dasselbige teilhaftig werdet der göttlichen Natur, so

ihr fliehet die vergängliche Lust der Welt: — so tut nun desto mehr Fleiß, euren Beruf und Erwählung festzumachen. Denn wo ihr solches tut, werdet ihr nicht straucheln.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nicht von außen her;
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren,
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Toren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke;
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht. Der Herr ist meine Macht und mein Psalm und ist mein Heil. Man singet mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten; die Rechte des Herrn behält den Sieg. Der Herr züchtiget mich wohl, aber er gibt mich dem Tode nicht. Der Stein, den die Bauleute verworfen, ist zum Eckstein geworden. Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! Tut mir auf die Tore der Gerechtigkeit, daß ich dahinein gehe und dem Herrn danke. Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gerne, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Leben lang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn. Dies ist der Tag, den der Herr macht; laßt uns freuen und fröhlich darinnen sein. O Herr, hilf, o Herr, laß wohl gelingen! Halleluja!

Zwischenvers:

Ein neues Lied singt Gott dem Herrn
Und rühret Zions Saiten!
Wohlauf! begrüßt den Morgenstern,
Den Boten lichter Zeiten.
Er geht den frommen Herzen auf,
Er wandelt leuchtend seinen Lauf,
Uns himmelan zu leiten.

---

2. Petr. 1, 11:
Und also wird euch reichlich dargereicht werden der Eingang zu dem ewigen Reich unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi.

1.

Meiner lieben Gemeinde und allen, die diese Stunde hier vereint, herzlichen Segensgruß! Das Tor des neuen Jahres hat sich uns aufgetan, und mit dem frischen Blicke dieser schönen Morgenstunde schauen wir hinein in die vor uns liegende Zeit.

Was darin auf uns wartet? Ob es Freudiges oder Trübes sein wird? Ob uns Erfolge und Errungenschaften beschieden sein werden, wie wir sie uns gegenseitig wünschen, oder ob vielleicht Verluste und Enttäuschungen sich nahen und neue große Sorgen, wie mancher es für sich befürchten mag?

Das Evangelium Christi ist kein Orakel. Darüber, wie dein und mein Leben sich gestalten wird, sagt es uns nichts. Es ist vielmehr eine Botschaft an unsere Seele und an deren sehnsüchtiges Verlangen nach einem von jedem äußeren Ergehen unabhängigen tiefinnerlichen Glücksbesitz. Und hierauf allein richten sich alle Verheißungen unseres Gottes.

Gott will auch in diesem Jahre in Freuden wie in Schmerzen seine bildende Hand an uns haben, um aus uns mehr, viel mehr noch, als wir es bisher wohl sind, Ewigkeitsmenschen zu machen. Das wird auch fortan seiner Führungen großer Gedanke sein, uns zu unserer göttlichen Natur zu erlösen und uns zu lebendiger Schaffenskraft zu entbinden, daß wir damit das höhere Geisterleben empfinden sollen. Was auch kommen mag, alles wird

darauf angelegt sein, uns immer mehr einzugliedern in die Reihe der Wesen, die der Welt etwas zu geben haben und die aus diesem Geben für sich selbst die reichste Lebensbefriedigung nehmen dürfen. Das sind unsere

Worte des Glaubens am Jahresmorgen.

Unseres Glaubens sage ich. Das heißt aber unserer tiefsten Erfahrung, wie sie sich uns als das eigentliche Resultat all unserer Erlebnisse ergiebt, wenn wir etwa am Sylvesterabend auf das Gewesene und Gewordene zurückblicken, wie sie jedoch im Ausblick auf das erst noch Bevorstehende nur kindlich vertrauende Annahme sein kann: eine Annahme, gestützt auf tausendfache Beweise von Gottes Güte.

Ja, wir dürfen und wir wollen glauben mit zuversichtlichem Sinn! Wir wollen, ohne nach dem Was und Wie der Zukunft zu fragen, ruhig alles hinnehmen, wie seine Allmacht und Weisheit es schickt, dessen froh gewiß, daß jegliches Geschick der kommenden Tage, ob es heitere oder dunkle Lose sein mögen, uns einen Schritt weiter hineinbringen wird in jenes gotteinige Lebensgefühl und jene Lebensvergeistigung, worin das wahre Glück besteht.

Und unter dem Herzensvertrauen unseres heutigen Ausblicks schließen wir, die wir den Jahresanfang hier an dieser Stätte feiern, uns auch von neuem vertrauensvoll dem göttlichen Einwirken der Kirche Jesu Christi auf. Es ist uns lieb und teuer, hier dies sein Heiligtum, wo die Seele so oft anbetend den Ewigen geschaut hat, wo in seines Wortes Verkündigung uns schon so viel an Trost und Frieden, so viel an Mut und freudiger Kraft gespendet ist, wo der Herr, unser Heiland, uns doch so licht und lebendig wie nirgends draußen in der Unruhe der Welt nahe ist, und wo seines Geistes Gnaden walten: seine Geistesmächte der Befreiung, der Läuterung und Vertiefung, seine Liebes- und Lebensmächte, die, indem sie uns in sein Christusreich hineinziehen, durch diese Christusgemeinschaft des Vaters Heiligungswerk an uns vollbringen.

Wir glauben an die Kirche des Evangeliums und ihren

hohen Beruf in der Menschheit und ganz besonders auch in unserem deutschen Volksleben! Wir lassen uns nicht irre machen durch die Gestalt ihrer Niedrigkeit, durch ihre weltliche Machtlosigkeit, durch all das Fehlen von Prunk und Glanz, womit Rom seiner Pseudokirche Ansehen und Einfluß zu verschaffen weiß. Auch nicht durch all die menschlichen Mängel und Armseligkeiten mancher ihrer Vertreter, wodurch die Erscheinung der evangelischen Kirche in unseren Tagen vielfach etwas so christlich Unwahres angenommen hat, einen so ungeistigen, gesetzlich starren und im Hängen am längst Überlebten einen so mumienhaften Charakter.

Dennoch glauben wir an unsere Kirche! Trotz ihrer scheinbaren Bedeutungslosigkeit und trotz solcher judaisierenden und romanisierenden Entstellungen glauben wir an ihren heiligen Geist: an das Feuer unter der Asche, an das Leben hinter dem Totenangesicht des Dogmas, an das Göttliche hinter den menschlichen Einseitigkeiten, — an ihren geistesgewaltigen und gottesmächtigen Christusbesitz unter allen Hüllen der Armut. Wir sind dessen gewiß, daß der Kirche in reicher Geistesentfaltung noch eine herrliche Zukunft bevorsteht. Denn wir sind überzeugt davon, daß sie in dem Schatze ihres religiösen Lebens doch den Jungbrunnen aller Lebenserfrischung in sich trägt, und daß sie damit Kräfte in sich schließt, die das Volksleben zu seiner Gesundheit und der einzelne zu seinem Glücke gar nicht entbehren können.

Mögen das viele noch nicht einsehen und des Wahnes sein, sie könnten außerhalb des Schattens der Kirche ihrer Lebensbestimmung und ihren tiefsten Herzensbedürfnissen gerecht werden, — wir wenden uns mit dem Gefühl unserer hohen Bestimmung und mit dem Hungern und Dürsten unseres inneren Menschen vertrauensvoll der Kirche zu. Wir haben ein unbedingtes Vertrauen auf ihre göttliche Einsetzung, auf das Gottgewollte ihres Daseins, unentbehrlich für jeden, hoch und niedrig, auch für den reich Gebildeten, für alles Volk. Und wir wollen uns auch in dem neuen Jahre unser volles Vertrauen auf die in ihr waltenden Segensmächte bewahren, auf ihre Gottesdienste, ihr Lehren und

Mahnen, ihr ganzes seelsorgliches Wirken und daran teilnehmen in dem freudigen Bewußtsein, daß Gott der Herr uns darin den Eingang auftut zu dem Reiche Christi und zu seinem Vaterherzen!

Nur bei solchem großen und festen Glauben an sie, bei einem Glauben, der sich in treuer, kirchlicher Gesinnung und Sitte bewährt, und der die Unkirchlichkeit als ein schweres Unrecht, geradezu als einen Verrat am Heiligen, empfindet, kann die Kirche ihre Aufgabe an unserem Volke und unserer Zeit erfüllen. Sie darf solchen Glauben von uns fordern, denn ihr Geist ist es gewesen, der Geist der Reformation, der unser Volk frei gemacht, ihm die Quellen aller schönen, edlen Geistesbildung erschlossen und es auf die Höhe seiner heutigen Macht und Bedeutung geführt hat. Die Kirche Christi hat ein Recht zu dieser Forderung an die deutsche Volksseele.

Aber die deutsche Volksseele hat nun auch ein Recht, von der evangelischen Kirche zu fordern, daß sie ihrerseits an sie glaube, daß sie glaube an den Christus in ihrer heiligen Lebenstiefe, daß sie glaube an dessen Walten und Sichoffenbaren in ihren auserwählten Heroen. Eine Kirche, die nur ihre Bibel kennt und nur einen Moses und Jesaias, nur einen Paulus und Johannes und daneben einen Luther und andere Vertreter des ausgesprochen biblischen Christentums aus ihren Predigten reden läßt, die aber keinen Sinn hat für den lebendigen Christus in unserem Volke und für das weitere Ausleben seiner Wahrheit in den erleuchteten Geistern unserer Nation, die wäre trotz Glaubensbuch und Glaubensbekenntnis recht glaubensarm.

2.

Meine Freunde! Habt ihr den Sturm gehört in dieser Nacht? Morsches knickend und neues Leben kündend, hat er uns das junge Jahr 1905 zugetragen, das uns in Sonnenglanz jetzt begrüßt. Mit ihm ist ein Sturm hervorgefahren auch aus der heiligen Christustiefe der Volksseele, sturmgewaltig und doch sonnenhell hat Schiller seinen Einzug gehalten in das neue Jahrhundert seines Lebens.

Es jährt sich, es verklärt sich. Die Stimme, die in des Mannes kranker Brust verstummt war, erhebt sich wieder in Geisteskraft, und mächtig rauschen über uns seine Schwingen. In lebensherrlicher Gestalt wird jetzt der Große durch die Lande schreiten. Eine Feier wird ihm wieder bereitet werden, wie noch nie ein Dichter sie erlebt hat, und all das Gekrächze, das wir seit Jahrzehnten vernommen haben, mit Schiller sei es vorbei, er passe nicht mehr in die moderne Geistesentwicklung, sein schwunghafter Idealismus sei ein überwundener Standpunkt, das wird zum Schweigen kommen, je näher der Mai heranrückt, wenn dann sein mächtiger Ruf erschallt: Still, jetzt habe ich das Wort, der Unsterbliche von Gottes Gnaden!

Schiller, wir grüßen dich am Jahresmorgen deiner Zentenarfeier. Wir tun dir, wo überall schon dein Volk zum großen Gedächtnistage sich rüstet, heute auch der Kirche Pforten auf: ziehe ein, der du zu uns kommst im Namen unseres Herrn Jesu Christi! Du sollst in diesen Monaten auch an heiliger Stätte zu uns reden die Worte deines Glaubens, wie sie unter uns von Mund zu Munde gehen, deines Glaubens an Freiheit und Menschenwürde, an das Reine und Gute und an den Gott, der als der Lebendige waltet, wandellos und ruhig in allem Wechseln und Irren der Weltgeschlechter!

Meine Lieben! Ihr wißt, was ich vorhabe. Meine Mitteilung befindet sich in allen Händen. Überrascht wird diese wohl manchen haben, befremdet aber kaum einen in meiner Gemeinde. Das wäre wenigstens nur möglich, wenn einer der innersten Richtung meiner 22jährigen Wirksamkeit unter euch in vollständiger Verständnislosigkeit gegenübergestanden hätte. Solange ich diese Kanzel innehabe, ja, ich kann sagen, solange ich lebe und denke, ging mein Streben darauf, eine innere Verbindung zu finden von Kirche und Kunst, von Religion und Kultur, von Bibel und deutschem Volkstum.

Mit Freuden haben wir alle wohl die regen Bestrebungen der Gegenwart zu reicherer Ausgestaltung des evangelischen Gottesdienstes durch Musik und Gesang begrüßt, so auch in unserer Gemeinde, als der Kirchenchor gegründet wurde, als

wir unsere herrliche Orgel bauten und unsere Kirchenkonzerte einführten. Ein weiterer Fortschritt war dann die so ansprechende malerische Ausstattung unserer an innerer architektonischer Schönheit vielleicht alle Bremer Gotteshäuser übertreffenden, aber früher so entsetzlich nüchtern gehaltenen Kirchenhallen. Möge nun bloß noch ein hochsinniger Freund uns eine größere Summe spenden zur Beschaffung eines würdigeren Gestühls. Dann hat die Kunst wahrlich Großes an der Kirche vollbracht, von der einst durch den Lutherfreund Heinrich von Zütphen das Licht der Reformation über die alte Hansastadt ausgegangen ist.

So freudig und dankbar nun aber auch all diese künstlerische Beisteuer anzunehmen ist, so ist es doch wohl keine Frage, daß die Kunst, die der Religion am meisten zu geben hat, nicht Musik und Gesang, nicht Architektur und Malerei ist, sondern die Poesie.

Israels Propheten waren seine Dichter, und das köstliche Hauptevangelium im Neuen Testamente ist das nach Johannes genannte, die gewaltige Dichtung vom verklärt fortlebenden Christus. Was Luther solche Gewalt gegeben hat über das religiöse Leben seines Volkes, war nicht der Dogmatiker und Kirchenmann in ihm, sondern das deutsche Christenherz, in dem der tiefe Gewissensernst sich mit poesievollem Gemütsreichtum paarte. Und so sind unsere bedeutendsten Theologen, wie z. B. Schleiermacher, wohl zumeist die gewesen, die, selber dichterisch beanlagt, den Kelch ihres Glaubenslebens mit dem Zufluß aus dem Born der Musen zu mischen liebten.

Auch unsere Gemeinde hat davon genossen, hat sie ja doch einst jahrzehntelang den Dichter Friedrich Adolf Krummacher und den von Poesie getränkten großen Dräseke auf ihrer Kanzel gehabt. Die Poesie schaut mit der Musika in die Tiefen der Religion, aber deutlicher und allgemeinverständlicher als die Musik spricht sie die großen Gedanken der Gottheit aus. Zudem redet ja gerade aus der Poesie auch der Geist des Volkes am unmittelbarsten, und wirkt aus ihr die Kultur der Zeit am lebendigsten auf das religiöse Empfinden ein.

Hier an diesem Punkte, also in der Geistesverschmelzung von deutscher Poesie und deutscher Religiosität, gilt es, die engere

Fühlung von Kirche und Kunst herzustellen. Und dem Zwecke sollen die zwanzig Predigten dieser Monate dienen.

Es sind auch schon im Jahre 1859 von Beyschlag, Knapp, Gerok u. a. Schillerpredigten gehalten. Aber das waren nur ein bis zwei beurteilende Aussprachen über ihre Stellung zu Schillers Lebensanschauung. Dazu werden wir natürlich auch Gelegenheit haben, nur daß wir es in der langen Reihe bedeutend eingehender tun können. Aber wir wollen doch viel mehr und etwas wesentlich anderes. Wir werden je eine, auch einmal mehrere der hervorragendsten Dichtungen geradezu zum Inhalt der einzelnen Predigten machen, um das Gotteswort aus Dichters Mund, vereint mit dem eines Bibelworts, zu unserer Erbauung auf uns wirken zu lassen. Da soll das eine uns das andere auslegen, das eine das andere ergänzen, und aus diesem Ineinander des Göttlichen hier und des Göttlichen dort wird der im Herzen des deutschen Volkes verklärte Christus, der deutsche Christus der Gegenwart, zu uns reden.

Es wird mithin in diesen Predigten Schiller als Prophet Gottes und als Apostel des lebendig fortwirkenden Christus vor die Gemeinde treten, vollständig gleichberechtigt mit den großen Gottesmännern der heiligen Schrift. Indem wir so in dem Ewigkeitsgrunde der Bibel festgewurzelt bleiben, soll der Dichter uns doch über die zeitlich und durch die jüdische und griechische Volksart bedingten Schranken der Bibel hinwegführen zum Erfassen des heutigen und germanisch gerichteten Christentums. Unsere Losung ist also: Weiter mit Schiller und weiter durch Schiller!

Deshalb wäre es auch gänzlich verkehrt, wenn wir an den Festtagen die Reihe unserer Schillerpredigten unterbrechen wollten. Bei dieser Auffassung des Dichters, wenn sie richtig ist, muß er uns auch an hohen Feiertagen der Kirche den Dienst erweisen können, den die Gemeinde da erwartet. Könnte er das z. B. am Karfreitag nicht, nicht bei der Abendmahlsfeier, nicht zu Ostern, so gehörte er eben überhaupt nicht in die Kirche hinein!

Das ist nun aber eine so gewaltige Neuerung im kirchlichen

Kultus, daß ich mich über meine Berechtigung zu dieser Tat erst ausweisen muß. Wie kommst du, der Einzelne, dazu, so die Tradition der Jahrhunderte zu durchbrechen? wird man sagen. Wie darfst du als evangelischer Prediger gewissermaßen die Bibel erweitern, indem du ihr hier aus der deutschen Poesie etwas gleichwertig zur Seite stellst, und andererseits, da doch sicherlich vor dem Schillerschen Geiste nun manches Biblische fallen muß, den Umfang ihrer Autorität schmälern? Und wie kannst du deiner Gemeinde zumuten, daß sie solchen Predigten das Herz entgegenbringe, das man im Gotteshause von ihr erwarten muß, und das beim Gottesdienst zu haben ihr selbst ein unbedingtes Bedürfnis ist?

Liebe Gemeinde! Hierauf antworte ich: Der evangelische Prediger darf kraft seines protestantischen Urrechtes und seiner Stellung in einer echt protestantischen Gemeinde alles das auf der Kanzel vertreten, was sein eigenes heiliges Seelenleben geworden ist, seine tiefinnerliche Glaubenserfahrung, wenn er dabei die feste Überzeugung haben darf, daß dies dazu dient, seine Gemeinde in ihrem christlichen Berufe weiter zu bringen und die Herzensgemeinschaft der Seinen mit Gott und mit Jesus Christus zu stärken und zu vertiefen.

In reiflichster Gewissensprüfung vor Gott habe ich mir diese doppelte Frage vorgelegt, die Frage nach dem Ursprung und nach der Wirkung meiner Tat, besonders ernst auch die zweite Frage. Es kann etwas individuell gut und berechtigt sein, und doch gehört es ganz und gar nicht in die Kirche, vor die Gemeinde, auf die Kanzel, weil es, vielleicht noch viel zu unklar, erst der Läuterung von subjektiver Willkür und des Ausreifens zur reinen Wahrheit bedarf; oder weil es, der Gesamtheit ungenießbar, vielleicht nur für einzelne etwas wäre; am Ende auch, weil es mit dem, was hier Inhalt und Zweck aller Rede sein muß, mit der seelischen Erhebung und Förderung nichts zu tun hat. Aber auch wo letzteres der Fall wäre, wo es nach des Predigers Meinung dem sittlich-religiösen Leben diente, wäre es doch in einer christlichen Kirche vollständig unberechtigt, sobald es die Gemeinde von Christus ablenkte und sie in eine

andere Richtung der sittlich-religiösen Lebensanschauung und Seelenempfindung wiese. Ein Prediger, der zu solchen Anschauungen käme, wäre unbedingt verpflichtet, den Platz zu räumen, den einst der Glaube nicht für neue Religionsversuche und das Christentum hinter sich lassende neue Weltauffassungen, sondern ausdrücklich dazu geschaffen hat, damit von dort der Gemeinde „reichlich dargereicht werde der Eingang zu dem ewigen Reich unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi".

Das waren die Fragen meiner tiefernsten Selbstprüfung, und das Ergebnis derselben war die volle, freudige Überzeugung von meinem Recht, ja von meiner Pflicht zu diesem Werke kirchlicher Neuerung. Haben wir vorhin von Worten des Glaubens am Jahresmorgen gesprochen, so darf ich das jetzt auch auf mein Vorhaben anwenden. Vor Gottes Angesicht und vor der ganzen Welt nenne ich

unsere Schillerpredigten Worte des Glaubens!

3.

Meine Freunde! Zweck und Charakter dieser Neujahrsbetrachtung erlauben mir heute eine mehr persönliche Aussprache. Da denn zunächst die Erklärung, daß die Schillerpredigten dieser Monate mit der Centenarfeier an sich nichts zu tun haben. Sie wären auch ohne dieselbe gehalten. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß sie in das Festjahr fallen, aber aus dem Festgedanken selbst sind sie keineswegs hervorgegangen; sie sind ganz und gar nicht von dem Bedürfnis eingegeben, jetzt, wo alles nur von Schiller reden und schreiben wird, dem Zuge der Zeit auch als Prediger nachzugeben und eine kirchliche Schillerfeier zu veranstalten.

Da ich mich in meinen Studien und meiner schriftstellerischen Beschäftigung seit zehn Jahren auf diesem Gebiete bewege, so könnte man vielleicht zu dieser Vorstellung kommen. Aber wäre das nicht ein Ungedanke: eine Schillerfeier von sechs Monaten in zwanzig Predigten, das ganze gottesdienstliche Leben der Gemeinde, selbst durch die hohe Festzeit hin, einnehmend? Das

würde, und wäre der Dichter als Dichter und Mensch noch so bedeutend, ein Übermaß und ein Mißbrauch der Kirche sein. Nicht als Schillerfeier halte ich euch diese Predigten, sondern als Christusfeier und Gottesdienst! Und der Quell, aus dem sie fließen, liegt nicht in der Interessenwelt meiner wissenschaftlichen Arbeiten, sondern in jener Seelentiefe des frommen Erlebens, wo der himmlische Vater mit seinem Menschenkinde in unmittelbarem Zuspruch geredet hat.

Dreizehn Monate sind's her, an jenem Totenfeste, wo ich euch in Stich lassen mußte, da eilige Depeschen mich am Abend vorher nach Weimar gerufen hatten zu einem teuren Gliede meiner Familie, das plötzlich erkrankt und in seinem Leben schwer gefährdet war. Ein furchtbarer Novemberorkan wütete durch die Welt. Aus Nacht und Nebel und Grausen kommend, von Eisenach her umtönt von den Glocken des ernsten Feiertags, näherte ich mich der Stadt an der Ilm, die in Sonnenpracht vor mir auftauchte. Draußen alles so strahlend, im Innern alles noch so schauerlich dunkel, und die Nachrichten, die mich empfingen, waren nicht geeignet, diese Dunkelheit zu lichten. Es waren dieser Tag und die Nacht darauf ein Kampf zwischen Leben und Tod, in wehesten Abschiedsgefühlen des Vaterherzens.

Da habe ich, wie im Traum dahinwandelnd, unbewußt auf den früher schon so oft beschrittenen Weg gezogen, mich auf einmal vor Rietschels großem Denkmal befunden, habe lange davor geweilt, habe nichts gesehen, nicht mit einem Blick zu ihm hingesehen, nur mit des Herzens Sorgen und Ängsten beschäftigt. Aber als ich dann schließlich doch aus all dem Schmerz der Stunde aufschaute, und der kummervolle Blick der unruhig bewegten Seele sich zu der leuchtenden Schillerstatue emporrichtete, als er da so stand mit den Augen des Sehers hingewandt zu „den heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen", wo „des Jammers trüber Sturm nicht rauscht", wo Schmerz die Seele nicht mehr durchschneiden darf: „keine Träne fließt hier mehr dem Leiden, nur des Geistes tapfrer Gegenwehr" — da sah ich, wie die Lippen des in den Frieden der Ewigkeit versenkten Dichters sich bewegten, wie er mich mit Jesuskraft hin-

wies in die Freiheit der Gedanken des ganz in der Gottheit Rat ergebenen Herzens, dem alle Furchterscheinung entflieht, und ich hörte das Wort: „Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt — es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist!“ Alles wankt und bricht vielleicht zusammen, aber über dem Wanken und Brechen „muß ein lieber Vater wohnen“!

Da war die Qual aus der Seele verscheucht, frohe Hoffnung beseelte die Brust und in aller Hoffnung des Menschenherzens doch des Glaubens stille Ergebung, die mich nicht wieder verließ in den bangen Augenblicken, die noch folgten. Dann strahlte von Stunde zu Stunde die Sonne neuer, ermutigender Lebensfreude siegreicher durch alles Gewölk hindurch. Gottes Güte schenkte mir mein Kind wieder, und allen Dank, allen Jubel, alles Glück trug meine feiernde Seele hin zu dem Schillerbilde, dem Seherbilde, des Glaubens lichtem Geistesbilde, hin zu dem Gottesboten, meinem Christusbeleber und Herzensverjünger. Es verschmolzen sich mir die frommesten Regungen des Innern mit all dem Herrlichen seiner Dichterbrust; dieser Stunden große Empfindung deutete und klärte mir nun vieles, was von Schillers Geist noch dunkel unverstanden, halb verstanden in des Forschers Seele geblieben war; ich sah ihn fortleben, fortwirken, über seine Zeitschranke hinaus seinen Geist sich auswirken, ich sah auf einmal in tiefem Schauen der Seele die Gestalt Schillers in einer Beleuchtung, in der sie so noch von keinem Menschen gesehen ist: — dies Bild willst du und mußt du deiner Gemeinde und dem deutschen Volke malen! so stand's mir fest wie durch einen Gottesruf.

Es war der Herr, Gott war es, der dort zu mir sprach: Gehe hin, kümmere dich nicht um Menschen, und wenn die ganze Kirche der Gegenwart sich dagegen empörte — rede laut und mit aller Freudigkeit von deinem Schiller, wie du ihn geschaut hast, daß er der Meine ist, und daß ich sein Wort aufrichten will zu einer Macht und Größe in der Kirche Christi! Und ich ging hin, noch nie in meinem Leben von einer Wahrheit so durchglüht! Mit ihr sank ich nachts in den Schlaf, sie umfing mich wieder, sobald ich morgens erwachte — wachend und schlafend,

im Unterrichten wie auf meinen seelsorglichen Wegen war sie mit mir, drängte sich hinein in alle Gedankengänge meines Geistes, drängte zur Tat, und nun wird sie Tat: so nehmet sie hin diese Schillerpredigten als Worte des Glaubens!

4.

Worte des Christusglaubens! Freilich eines ganz und gar nicht dogmatischen, auch nicht einfach biblischen, sondern eines deutsch-modernen, aber darum nicht minder berechtigten und durchaus echten Christusglaubens.

Das darf ja doch überhaupt nicht der Zweck der Bibel sein, daß wir sie zur alleingültigen Schablone machen, sie unserem Seelenleben auflegen und unser Denken und Fühlen genau danach formen. Solches biblische Christentum ist heute ein Unding. Das hat selbst der Strenggläubigste nicht. Und wo es gefordert würde, wäre es gegen die herrliche Freiheit der Kinder Gottes. Nein, aus dem Geiste der Bibel sollen wir unsere Seele nähren, beleben, anregen, läutern, zum Heiligen und Wahren stimmen und sie dann die Richtung einschlagen lassen, die sie als Kind der Zeit und ihres Volkes gehen muß, auch in ihrem Christusglauben.

Was ist nun der Christusglaube eines Geistes, der von Schiller seine Richtung empfangen hat? Es ist die Liebe zum Idealen und das Leben und Handeln aus idealer Gesinnung: daß man darin seinen Lebenszweck und sein Lebensglück findet. Es ist der Zug des Charakters ins Große, Reine, das Aufstreben unseres ganzen Wesens ins Ewige, Göttliche: daß der Aufbau unseres inneren Menschen an festem Halt, an lichter Klarheit und an allumfassender Liebe himmelsverwandt werde.

Wie treffend hat Schiller, ohne dies zu beabsichtigen, die Christusverwandtschaft seiner Natur, die Goethe ihm nachrühmte, in dem kurzen Verse „Der Triumphbogen“ gezeichnet. Ihn hat sein Baumeister in den hochgeschwungenen Linien seiner erhabenen Wölbung, ein Unendliches im Kleinen, hingestellt unter des Himmelsbogens ragende Unendlichkeit. Das ist der Schillersinn mit seinem Aufsteigen aus der Staubeswelt, daß er hinter

sich läßt alles Niedrige und Gemeine, daß er in edlem Denken und Fühlen die Höhe sucht, daß er dem Heiligen sich gleich gestaltet in der Schönheit und Unberührtheit seiner Geistesart und dabei doch mit seines Herzens Güte weit und breit alles, was Mensch heißt, emporrichtend umspannt. Solche Sinnesweise ist uns Christusglaube, denn es ist ein Hinweis auf Christus, wie wir ihn heute verstehen, und eine Führung zu ihm hin.

Man kann sich gar nicht zu Schiller hingezogen fühlen, ohne auch an Christus zu glauben, ja in ihm hat man eben schon Christussinn und Christuswesen. Beherrscht doch den Erdenbogen derselbe Geist und dasselbe Gesetz der Unendlichkeit, das im Himmelsbogen sich darstellt. Dennoch aber wird jener uns nie diesen ersetzen können! Nur eine Hinleitung zu Christus kann uns Schiller sein, ein Glaubenserwecker an ihn, nie ein Heiland und Erlöser. So hochgesinnt und verehrungswürdig seine Persönlichkeit auch ist, er ist doch nicht der Sündlose, und bei aller Klarheit und Größe seines Wesens überragt diesen Triumphbogen unseres Volkes doch himmelhoch die sonnenhelle Seele des Menschensohnes, der allein es gegeben ist, die Menschheit innerlich zu befreien und selig zu machen. Es ist in keinem andern Heil, — nein, wahrlich in keinem andern! Aber es ist auch kein anderer wie er, Jesus Christus, für den und zu dem ein Schiller unsere Seele stimmt!

Meine Freunde! Unsere Schillerpredigten sind Worte des Glaubens: aus eigenem Glaubenserleben hervorgegangen, sollen und werden sie Glauben wecken, den großen und heiligen Christusglauben, den unsere Zeit so dringend braucht. Das ist meine Hoffnung, in Gott meine Gewißheit!

Nicht, daß ich meinem armen Worte das zutraute oder diesen Gottessegen schon von meinen eigenen Predigten erwartete. Aber davon bin ich fest überzeugt, daß, wenn dieser Schillergeist in unsere Kirche eindringt, wenn er Wandel schaffend die alten Formen der bei Orthodoxen wie Liberalen immer nur an die Bibel sich klammernden Kanzelrede überwindet, wenn er erst in den Herzen einer jungen Predigergeneration dem Herrn ein neues Lied anstimmen wird, ein heilig frommes Lied über Schillers

Lyra rauschend oder auch aus einer anderen großen Dichterwelt aufklingend, — daß das dann das Tor sein wird, durch das es wieder in größeren Scharen zum Hause Gottes und zu diesen neuen schönen Gottesdiensten des Herrn strömen wird.

Das ist sicher, daß unter den der Kirche Entfremdeten, die draußen irren, nicht bloß Ungläubige und Zweifler sind. Die wieder zu gewinnen, ist eine andere und auf andere Weise zu erfüllende Aufgabe der Kirche, die aber dann doch wieder mit dem hier Gemeinten sich berührt. Sondern viele, und zwar ein viel größerer Teil unserer Zeitgenossen, hat sich deshalb von der Kirche zurückgezogen, weil er, obwohl jedenfalls mit der freisinnigen Predigt im Grunde seiner Lebensanschauung eins, sich in einem Gottesdienste nicht mehr heimisch fühlt, der nicht herauszugehen wagt aus den biblischen Grenzen, die längst nicht mehr den Horizont unseres Lebens bilden. Sie haben auch, und das mit Recht, das Gefühl der Unwahrheit in der Kirche, wenn sie hören, wie vielfach in Bibelworte ein modernes Denken und Empfinden hineingezwängt wird, das nie und nimmer darin enthalten ist. Man lasse den Christus von heute in Worten reden, die heute seine Worte sind, und das ist keine Frage, heute ist ein Schillerwort und eine Schillerdichtung und überhaupt ein modernes Geisteszeugnis oft viel mehr und viel unmittelbarer ein Ausdruck seines Gegenwartslebens, als manch ein geheiligtes Pauluswort. Unsere Zeit fordert von der Kirche diese auch in liberal theologischen Kreisen noch so wenig vorhandene Anerkennung, diese im Prinzip wohl erkannte, aber im kirchlichen Kultus noch nicht zur Geltung gebrachte Wahrheit. Man entschließe sich dazu in kühner Tat, und unser Volk wird sich wieder zum kirchlichen Leben entschließen, lichtere Zeiten werden uns kommen!

Schmeichelnd locke das Tor den Wilden herein zum Gesetze;
Froh in die freie Natur führ' es den Bürger heraus!

Eine kühne Tat nannte ich es, eine Tat der Glaubenskühnheit. Ja, ein starker Glaube an die Wahrheit, an die Macht der Wahrheit, gehört dazu. Man muß sich von der gerade in den Winkeln der Kirche so eingenisteten Ängstlichkeit frei machen, von der ängstlichen Sorge um die Folgen. Die Folgen

werden sicherlich sehr segensreiche sein. Freilich zunächst Sturmwindsfolgen! Ein Fegen und Säubern und ein Niederbrechen dessen, was morsch ist! Der Humanismus eines Schiller würde gehörig aufräumen in der Kirche!

Ach, wie tut das not! Der Geist der Kirche Christi sehnt sich nach Erlösung von der Tyrannei des konservativen Wesens, von diesem Festhalten am längst Toten und Wertlosen. Er sehnt sich nach Freiheit, nach freier, frischer Lebensluft, nach Natur, wie die Bürger der Stadt aus der Enge ihrer Straßen sich hinaussehnen, um ihre Brust zu erfüllen mit dem verjüngenden Odem der Schöpfung und das, was draußen treibt und weht, dann hineinzutragen in ihre Häuser. Durch die Pforte des Schillergeistes soll die evangelische Kirche die Fühlung gewinnen mit dem großen Geistesleben der Nation, die sie wohl in einzelnen ihrer Vertreter, aber als Ganzes durchaus nicht hat!

Diesem befreienden, belebenden Luftzug möchten wir den Zugang öffnen, — der Kirche zu ihrem Wohl, unserm Volke zum Heil. Wahrlich, unsere Schillerpredigten sind keine Tat willkürlich eitler Neuerungssucht; sie sind Worte des Glaubens, aus der Tiefe der Zeit geboren, und sie pochen an die Kirche mit Glaubensernst und Glaubenswillen!

5.

Und so denn nun hinein in das neue Jahr mit seiner Arbeit, die es für jeden bringt, und mit seiner Tatenlust, daß, wenn es abgeschlossen daliegen wird, es vor uns stehe als ein großes Glaubenswort. Weiter durchs Leben auch mit

den drei besonderen Worten des Glaubens,

die Schiller uns heute in dem so benannten Gedichte mit auf den Weg gibt, daß sie für die kommenden Tage uns Kraftquellen werden!

Sie reden von dem Sinn, — damit kehren wir zum Anfang unserer Predigt zurück — der seines Lebens Wert und Glück nicht abhängig macht vom äußeren Ertrag der Tage. So beengt und bedrückt deine Verhältnisse auch sein mögen, wie viel auch auf dich eindringen mag, was wehe tut, Schmerz des

Lebens oder Kränkung der Menschen, die dich demütigen soll, erhebe stolz dein Haupt, greife in deine Brust, fühle es und sprich: Welt, du kriegst mich nicht nieder, da drinnen das bleibt mir unangetastet, mein Reich, mein bestes Selbst, meine Ewigkeit —

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren!

Das ist das königliche Bewußtsein Schillerschen Menschentums und christlicher Gotteskindschaft! Das ist die Freiheit, die nicht wüster Umsturz ist, sondern die, erfüllt vom Geiste heiliger Selbstzucht, sich sofort umsetzt in die Kraft großen Vollbringens, daß du dir ein Herz fassest zu deinem Können und Wollen; daß du dich nicht, wie es viele tun, feige vorüberdrückest am Guten und Wahren mit der unwürdigen Anschauung: „Das ist wider unsere Natur, so gut kann man gar nicht sein“ oder die Hände sinken lässest in Vererbungsangst und kleinmütig klagest: „Ich bin das Resultat der Menschen, die vor mir waren; ich muß eben sein, was ich darnach sein muß.“ Nein, in der Stärke deines Glaubens richte dich auf und rufe es dir immer wieder zu:

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben!

Siehe, der Heldensinn des Schillerschen, des christlichen Idealismus! Und der wächst nicht aus reicher Geistesbildung. Die hast du dir vielleicht in deiner Jugend nicht aneignen können. Unter den Mühen deines Tagewerkes aber, wenn die Maschinen dich umrasseln, wenn die Stunden den beschäftigten Mann oder die von großem Kinderkreise umgebene Mutter weiterreißen von Pflicht zu Pflicht, und der Feierabend dich dann müde der Nacht übergibt, kommst du nicht dazu, noch viel zu lesen und zu lernen. Laß gut sein, so wertvoll diese Geistesgüter auch sind, des Menschen innerer Wert sind sie nicht, und was dich gut und froh und selig macht, das kannst du auch ohne dies haben: das gibt dir nicht die wissenschaftliche Erkenntnis der Dinge, sondern der fromme Sinn, der allem Weltgeschehen und allem eigenen Erleben es abfühlt, wie

Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke!

Das die Sehkraft des von der christlichen Religion durchdrungenen und vom Schillergeiste berührten Herzens. Dies läßt sich nicht verwirren von dem, was vor Augen ist, von jenem Getriebe, in dem allerdings die Vernunft oft so schwer das Walten der Vorsehung zu erkennen vermag, auch von allem Reden und Schreiben des Unglaubens nicht. Denn in der Tiefe und Reinheit seines sittlichen Gefühls hat es einen lebendigen Zusammenhang mit der sittlichen Weltordnung; und aus der heraus redet als großherrlicher Gottesbeweis fortwährend zu seinem Gewissen eines Gottes heiliger Vaterwille.

An diesem heiligen Gotteswillen, der unsere Macht ist und unser Psalm, unser Seelenhalt und unser Sieg in jeder guten Sache, wollen wir uns heute aufrichten, an ihm emporstreben in unserem Wollen und Entschließen, um dann dazustehen in gottverwandter Kraft, schaffende Geister in seinem Reiche, Menschen, die ihn verstehen in seinen göttlichen Gedanken und die, wo sie ihn nicht begreifen in seinen Wegen, glaubend und treu sich dennoch ihm ganz überlassen, um es dann auch zu erfahren, wie alles, was das Jahr bringt, ihnen der Eingang wird zu Christi ewigem, seinem wahren und beglückenden Leben

Amen.

Vater Unser. Segen.

Schlußverse:

Hilf allem Volke väterlich
In diesem Jahre wieder;
Erbarme der Verlass'nen dich
Und der bedrängten Glieder.
Gib Glück zu jeder guten Tat,
Und laß dich, Gott, mit Heil und Rat
Aufs Vaterland hernieder:

Daß Weisheit und Gerechtigkeit
In unserm Volke throne,
Daß Tugend und Zufriedenheit
In unserm Lande wohne;
Daß Treu' und Liebe bei uns sei,
Dies, lieber Vater, dies verleih'
In Christo, deinem Sohne!

I.

Im Tempel der Schönheit.



2.

Die Künstler.

Gottesdienst am ersten Sonntag nach Epiphanias.

Gemeindelied:

Sei uns gesegnet, Tag des Herrn!
Zu Gottes Preise nah und fern
Weckst du der Christen Menge.
Ihr Lobgesang tönt spät und früh,
Zum Heiligtume wallen sie
In festlichem Gedränge.
Dir, Herr, schallen
Ihre Lieder, wo die Brüder vor dich treten,
Froh den Vater anzubeten.

Schriftverlesung am Altare:

Matth. 2, 1—2. 8—11.

Da Jesus geboren war zu Bethlehem im jüdischen Lande, zur Zeit des Königs Herodes, siehe, da kamen die Weisen vom Morgenlande gen Jerusalem und sprachen: Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenlande und sind gekommen, ihn anzubeten.

Und Herodes wies sie gen Bethlehem. Und siehe, der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatten, ging vor ihnen her, bis daß er kam und stand oben über, da das Kindlein war. Da sie den Stern sahen, wurden sie hoch erfreut und gingen in das Haus und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter, und fielen nieder und beteten es an und taten ihre Schätze auf und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen.

Altargebet:

Zu dir, Vater, erheben wir die Herzen, du großer Künstler, der du dich kleidest mit dem Purpur der Morgenröte und dein

Haupt schmückest mit dem Diadem der Sterne; der du, auch wo du schreckest, wenn deine Stürme toben, und deine Donner rollen, uns entzückest durch Erhabenheit!

Wir danken dir für die guten und vollkommenen Gaben, die du auch aus der Schönheit Fülle uns gespendet hast, daß sie unsern Sinn veredeln, unser Leben verklären und unsere Seele zu dir ziehen. Wir danken dir für unsere Dichter und Weisen, deine Auserwählten; für die Träume und Ahnungen des Großen, die du durch ihren Gesang einst schon in unseren jugendlichen Herzen geweckt hast, und für all ihr Gold, ihren Weihrauch und ihre Myrrhen, mit denen sie bis heute deinem Sohne Ehre erweisen in unserer Brust.

Auch die wahre Kunst ist ein Heiliges, mit deinem göttlichen Odem erfüllt. Laß sie immer herrlicher in unserem Volke erblühen und in ihr ein reiches ideales Leben. Segne alle, die daran schaffen, und weihe ihr Leben und Denken, daß alle ihre Schöpfungen Anbetung des Höchsten werden. Fördere die Suchenden, die heute in ihrem Dienste um neue Bahnen sich mühen. Und wo bei gutem Willen ein Geist noch im Finstern irrt, dem laß deinen Stern aufgehen, der ihn hinleite zu dem Einen, dem Schönsten unter den Menschenkindern! Amen.

Zwischenvers:

Du bist die Schönheit, die Vollendung,
In der sich Gottes Bild erschloß,
Als er in liebender Verschwendung
Des Geistes Füll' auf dich ergoß.
Abglanz von Gott, ich bitte dich,
Verkläre mich, verkläre mich!

Luk. 2, 49:

Und der Zwölfjährige sprach zu seinen Eltern: Was ist es, daß ihr mich gesucht habt? Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?

1.

Meine Freunde! Der hier sinnend und tiefbewegt zu den Füßen der Schriftgelehrten sitzt und die Stätte, da Israels Opferaltäre brannten, das Haus seines Vaters nennt, und der

das nicht bloß in unfertigen Jugendtagen getan hat, sondern noch auf der Höhe seines Lebens, auf seinem Todeswege, wo ihm längst sein Tempel der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit vor der Seele stand, dennoch diesen Tempel in Jerusalem seine Liebe und seine Sorge sein ließ, sollte dem der Tempel der Schönheit nichts sein? Werden wir im Sinne Jesu noch den Kultusort einer Religion, der wir entwachsen sind, ja wohl selbst einen Buddhatempel im Heidenlande als eine Stätte zu betrachten haben, die unser Herr und Gott mit zu seinen Heiligtümern zählt, und an der unter allem Ungeistigen und Unchristlichen doch immerhin Leben aus seinem Leben der suchenden Seele sich offenbaren kann, gilt das da nicht viel mehr von unserer Kunst?

Auch der Tempel der Schönheit ein Heiligtum,

das sei der Gedanke, der uns heute beschäftigen mag. Wir wollen sehen, wiefern er es ist, was die Kunst dem religiösen Menschen sein kann und was sie nicht vermag.

Freilich mancher wird in Schillers Schönheitswelt seinen Heiland und den Gott und Vater, wie er seinem Herzen von Jugend auf vertraut ist, wohl erst suchen müssen. Denn der Tempel, in den uns sein Gedicht „Die Künstler" heute führt, ist nicht der Ort der frommen Glaubensversenkung in schmuckloser Umgebung, in heiliger Kirchenstille, wo uns das schlichte Evangelium von der Kinder Freiheit und Seligkeit verkündet, wo für die Bedürfnisse des praktischen Lebens uns das Gesetz der Liebe ausgelegt wird und bei des Lebens Schuld und Leid das tiefernste Wort vom Kreuz.

Aus des jungen Dichters Brust, die wahrhaft schwelgt im Bewußtsein ihrer Sprachbeherrschung und ihrer unerschöpflichen Schönheitsmittel, tritt uns hier ein Reichtum der Bilder, Gedanken und Worte entgegen, der berauschend, zuweilen fast bedrückend ist. Das ist, wohin wir blicken, eine Pracht der Phantasie künstlerischer Gestaltung und darin ein Glänzen und Klingen des Geistes, das uns hineinzieht in wunderbare Harmonienfülle. Wir vergessen ganz das Irdische und Menschliche,

und wie der Materie entkleidet schweben wir dahin im Ätherstrom höchster idealer Empfindung. Es ist eine ganz andere Welt, in der man sich hier bewegt, so gar nicht die der Kirche und der Religion.

Dieser Tempel der Kunst in ragenden Säulen und in den schmeichelnd weichen Formen des Marmorsteins ist belebt von leuchtenden Farbengebilden und erfüllt mit rauschenden Symphonien. Durch seine Hallen hin geht ein Gedränge dramatischer Gestalten, die dem Sterblichen des Lebens Tiefen deuten, „der Leidenschaften wilden Drang, des Glückes regellose Spiele, der Pflichten und Instinkte Zwang" und das Geheimnis der waltenden und vergeltenden Mächte. Und mitten in all dem Schönheitsgewoge ist ein Allerheiligstes. Der Dichter sagt es noch nicht, er weiß es hier noch nicht. Aber wir wissen es, und deutlich steht es vor uns: es ist im späteren Goethe-Schillerbunde der Hochaltar der klassischen Dichtung Weimars, vor diesem er als der Hohepriester der Schönheit. Und er ruft die Geister der Künstler: da steigen sie vor ihm auf aus allen Zeitaltern, eine Wolke der schaffensmächtigen Zeugen, und in eine Entwicklungsgeschichte blicken wir hinein.

2.

Das ist aber wieder gar nicht die uns hier im Gotteshause gewohnte. Da ist nicht die Rede von der Finsternis des Heidentums, von dem dumpfen Hinbrüten im Aberglauben und in den Greueln des Götzendienstes; von Abraham und den Patriarchen und dem dämmernden Traumleben ihrer frommen Ahnungen; von Moses, dem Jehovah sich offenbarte, und des Sinais steinernen Tafeln und des Volkes Gesetzeserwachen; von dem Tiefblick der Propheten und ihrer Bereicherung und Vergeistigung der jüdischen Gotteserkenntnis. Nicht von Johannes, dem Vorläufer des Herrn, und dem Heilande in der Zeiten Erfüllung, dem Licht und Leben des in ihm Mensch gewordenen Gotteswortes und der welterneuernden Kraft seiner Persönlichkeit. Ebenso nicht von Paulus, dem Apostel Christi, und von der Kirche, wie sie sich entfaltete, wie sie die Völker gewann, aber dann auch in Herrschsucht und Menschensatzung versank; von

dem Papsttum und Luther, dem Entfesseler der Geister, und den großen Tagen der Reformation, wie aus der Gewissensbefreiung und der Glaubensverinnerlichung des Protestantismus unsere heutige Kultur erwachsen ist.

Von dieser gewaltigen Religionsgeschichte, die so bestimmend die Kulturgeschichte der Menschheit durchwirkt, hört man im Tempel der Schönheit nichts. Wohl kennt auch Schiller den Menschen an des Lebens ödem Strande, den Naturmenschen in voller Roheit und Barbarei, wie seine Seele, noch ganz unter der Knechtschaft der Sinne, in dumpfem Schlafe liegt, beherrscht von Furcht und Entsetzen im Anschauen einer unverstandenen, ihm finster und feindlich erscheinenden Welt. Und wohl weiß der junge Dichter auch etwas von einem Heilsratschlusse der Gottheit, der die arme, elende und niedergehaltene Menschheit nicht sich selbst überlassen und preisgeben wollte, der vielmehr sie aus ihren Schranken und aus den Fesseln der Sinne zu retten gedachte, daß sie zu edler Menschlichkeit, zu Glück und Frieden und wahrem Leben erstehen sollte.

Aber nach diesem Erlösungsplan, wie er sich dem Künstler darstellt, stand es von vornherein fest, daß allein die Schönheit dem Sklaven der Sinnlichkeit und der Sorge diesen Dienst erweisen konnte. Wie die Wahrheit, die ganze blendende Erkenntnis, von der menschlichen Vernunft nicht kann erfaßt werden, ohne daß diese daran erblinden würde, so ist auch seine sittlich-geistige Natur nicht imstande, das Gute und Edle, die moralische Wahrheit rein an sich, aufzunehmen. Deshalb hat die Wahrheit sich gehüllt in das Gewand der Schönheit. Das Schöne gewinnt die Sinne des Menschen und dringt von hier aus, indem es an seinem Sinnenwesen einen beredten Anwalt gefunden hat, mächtig in Geist und Gewissen ein. Indem das Gute gefällt, adelt und erhebt es die Seele, und indem es in der staubgeborenen Brust Befriedigung erwirkt, schafft es der höheren Natur die Schwingen der Geisterwürde.

Das haben die Künstler zuerst an sich selbst erfahren. Sie haben die Macht der Erlösung in Händen, weil sie selbst Erlöste sind. Die Schönheit ist ihre Erlösung geworden. Und wie die-

selbe sich ihnen offenbarte? Siehe, da hat der Genius einem Sterblichen die Augen aufgetan, als er an eines Flusses Laufe dahinging, daß er, worauf er vielleicht nie geachtet hatte, auf einmal mit stutzigem Blick das Bild erschaute, das als der abgezogene Schatten eines Gegenstandes auf dem Wasser schwamm. Der Mensch hatte die Form gesehen, des „Wirkens süße Lust erwachte", er bildete sie nach und bildend und spähend fand er den Talisman der reinen Form, des Ebenmaßes „wunderwirkende Gesetze". Kunstwerke auf Kunstwerke erstanden auf Joniens gesegneten Fluren, die reiche Welt des Schönen erblühte in Griechenland.

Die Form aber, der Blick für die Form, die Freude an der Form hatten den Menschen im Künstler geadelt. Jetzt steht er den Sinnendingen nicht mehr als der Sinnenmensch gegenüber, der sie in sich hineinzureißen, mit seiner Sinnennatur sie zu verschlingen strebte. Wie der Schatten vom Körper abfällt, so ist des Künstlers Seele dem Körperlichen ferngerückt und lebt im Reiche der Schatten, befriedigt vom Genuß der edlen Form. Und diesen Geist begierdeloser Reinheit haucht er durch seine Schöpfungen seinem Volke ein. Da läutern sich unter der Erziehung des Schönheitsgefühles die Sitten und Herzen, und durch die Züge des Antlitzes bricht hohes Menschentum. Die Harmonie aber, die er verkündet im Kunstwerke, läßt auch hinter den Rätseln der Welt eine Harmonie erraten. Sie ruft den erkennenden Geist zum Leben. Der sucht und forscht, und die Wissenschaft macht ihre Entdeckungen. Die Kunst hat sie geweckt. Und so führte die Kunst auch zur Religion. Sie vertiefte den Menschen, und die eigene Seelenschönheit, indem sie leuchtende Schatten hinauswarf in die Unendlichkeit, fand die Urbilder alles Guten und Wahren.

Der Weisen Weisestes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Edeln Grazie
Vermähltet ihr in Einem Bilde
Und stelltet es in eine Glorie.
Der Mensch erbebte vor dem Unbekannten,
Er liebte seinen Wiederschein;
Und herrliche Heroen brannten,
Dem großen Wesen gleich zu sein.

So wurde durch den Schönheitssinn das ganze Geistesleben herrlich, groß und weit. Freilich auf diese schöne, lebendige Griechenwelt sank ein Herbst, ein Winter, der Winterschlaf eines Jahrtausends.

Da aber, so hören wir weiter, war es die Eroberung Konstantinopels durch die türkischen Barbarenheere in der Mitte des 15. Jahrhunderts, die den letzten Rest der griechischen Gelehrten und Künstler aus dem Orient als Flüchtlinge hinüberbrachte nach Italien. Freudig nahm man sie auf am Mediceerhofe, und in der schönen Natur erblühte neu die griechische Kunst. Die Renaissance erhob mächtig ihr Haupt! Und auf ihren Schwingen mit sich tragend des Lichtes große Göttin, den aus ihr geborenen Geist des Humanismus und der Aufklärung, kam sie über die Alpen und senkte sich befreiend und die Schranken der Dumpfheit sprengend, auf die Germanenwelt nieder.

Aus Deutschlands Tiefen steigt nun auf ein Zeitalter der klassischen Kunst. Das wird auf des Denkens frei gegebenen Bahnen die Kultur immer reicher machen, die reicher gewordene Kultur aber wird die Kunst heben, — eines fördert das andere: vor uns liegt eine herrliche Entfaltung! So geht es weiter und weiter bis hin zum Ziele der Vollendung, wo der Mensch dann, ganz ein Kind der Schönheit geworden, und zur höchsten sittlichen Reife herangewachsen, die Schönheit, aller verdeckenden Hüllen entkleidet, nun vor sich sehen wird als die heilige Urania, die ewige Wahrheit. Dieses erhabene Ziel vorahnend, sieht der Dichter sein Geschlecht schon geschmückt mit dem Palmenzweige:

In edler, stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernst's, in tatenreicher Stille,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze.

3.

So der Hymnus des Hohenpriesters am Hochaltare der Kunst. Er bricht hervor aus einer für das Schöne glühend begeisterten Seele und aus der das ganze Herz erfüllenden Überzeugung von der hohen Kulturbedeutung der Kunst und ihrer in der menschlichen Natur begründeten Notwendigkeit.

Was uns in dem Gedichte so warm anspricht, ist das darin drängend treibende „Muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist?" — das lebendige Gefühl von der Gottheit, die in der Kunst waltet, und von dem Gottesrufe, der an ihn ergangen ist: wie er nun, davon ganz überwältigt, sein Leben unbedingt in diesen Dienst des Höchsten stellen muß.

In dieser Gottergriffenheit hat der Jüngling schon auf der Karlsschule in wunderbarem Zusammenraffen seiner ganzen Kraft neben und unter all den wissenschaftlichen Studien, die andere, nicht unbegabte junge Leute, vollständig in Anspruch genommen hatten, eine großartige Dichtung, sein Räuberdrama, zu schaffen vermocht. In diesem Bewußtsein von dem heiligen Gotteszwange seines Poetenberufes hat er dann als Militärarzt alle Schranken, die seinen dichterischen Drang hemmten und wehrten, durchbrochen. Die Gefahren und Schrecken der Fluchtwege nicht scheuend, hat er sein junges Leben der Kunst zum Opfer gebracht. Nicht Mediziner will und kann er sein, zum Künstler hat der Ewige ihn bestimmt, er soll und muß und will ein Prophet der Schönheit werden — was es auch koste! So stürzt er sich hinein in eine ungewisse Zukunft, erbebt nicht unter all der Not und den Schmerzen seiner Verlassenheit und, von den peinlichsten Sorgen des Lebens umstürmt, erhält er sich doch seine begeisterte Spannkraft, sein hochideales Weiterstreben, nur um das Eine bemüht, sich hineinzuringen zur vollen Herrschaft in der Schönheitswelt.

Mit diesem Gedicht „Die Künstler" schließt gegen das 30. Jahr hin Schillers Jugend ab. Ihr Abschluß ist ein wahrhaft aufjubelndes Bekenntnis von der Göttlichkeit der Kunst, wie die so groß und herrlich sei und ihn beglückt und reich entschädigt habe in aller Drangsal und unter aller Entbehrung.

> Die ihrem keuschen Dienste leben,
> Versucht kein nied'rer Trieb, bleicht kein Geschick;
> Wie unter heilige Gewalt gegeben,
> Empfangen sie das reine Geisterleben,
> Der Freiheit süßes Recht, zurück.

Aus diesem Selbsterleben heraus nun sein mächtiger Anruf an die deutsche Künstlerschaft, daß sie ihren Wert nicht preis-

gebe, nach der Erde Schätzen nicht trachte, um Menschengunst nicht buhle, vor der Welt sich nicht fürchte — daß sie ihr Glück, ihre Lebensbefriedigung, ihren Stolz darin allein suche, unter Millionen auserwählt zu sein zu dem hehren Berufe, das Göttliche zu schauen in seiner ganzen Schönheit und als „der freien Mutter freie Söhne" sich mit der Menschheit aufzuschwingen zu den höchsten Zielen. Müssen wir nicht sein in dem, was unseres Vaters ist?

O wollte Gott, daß alle Künstler solche große Meinung von sich hätten und so über ihren Beruf dächten! Daß der Geist Schillers mit seiner idealen Energie unsere Künstlerwelt anwehte, und sie sich erhöbe aus dem schlaffen Genußleben, in dem wir so manches Künstlerdasein hinträumen und versinken sehen, recht ungeistig der Gier nach Gold und Erdenlust ergeben! Daß sie in Schillerschem Hochfluge sich frei machte von der Knechtschaft des Zeitgeistes, der manchen ganz vergessen läßt, daß der Menschheit Würde in seine Hand gegeben ist, und ihn seine große Gabe mißbrauchen läßt zu Machwerken, die da reizen, die der Verschrobenheit gefallen, die aber adellos, wie sie sind, das Volk nimmermehr zum Adel der Seele emporzuheben vermögen! Liebe und Verehrung jedem, der seinem Volke wahre Kunst, die gottgeweihte, bietet. Ihr aber, meine Freunde, tuet die Hände auf und spendet reichlich von dem Golde, das euch der Handel bringt, zur Förderung edler Kunst, auf daß der schaffende Geist bewahrt werde vor der Not und Angst des Irdischen und ohne Sorgen, ohne Schmerzen, in ungeteiltem und unverwirrtem Anschauen der Schönheit, uns ein reichlich Gebender werden möge. Denn nicht alle haben die Kraft, die ein Schiller besaß, sich ihr hohes Seelenvermögen zu erhalten unter den Qualen eines bedrängten Daseins!

Doch wie beschämend ist die große Auffassung von der Kunst, die Schiller in seinem Gedichte ausspricht, gegenüber den armselig kleinen Begriffen von Kunst und Kunstwerk, die heute noch vielfach unter uns im Brauch sind. Man sieht die Kunst nur für einen Schmuck des Lebens an und meint, sie sei deshalb nur für die Reichen, für die Begüterten bestimmt. Das Volk

braucht keine Kunst, versteht und will keine Kunst, heißt es so oft. Es hat dazu keine Neigung, dafür keine Zeit. Die Kunst ist das Vergnügen der Vornehmen, ihnen gegeben zu ihrer Zerstreuung.

Nein, nicht zerstreuen soll die Kunst. Sie ist nicht ein Spiel für müßige Stunden, ein tändelnder Zeitvertreib, wenn man nichts Ernstes tun mag. Sie fordert vielmehr und will erwirken stille, ernste Sammlung des Gemütes, daß dieses sich in der Schönheit hohen Offenbarungen göttlichen Einflüssen auftue. „Der Dichtung heilige Magie dient einem weisen Weltenplane!" In ihr ist ein Notwendiges, allen Unentbehrliches beschlossen, sie ist ein Fühlen und Erleben des Höchsten, ein Ahnen und Schauen innerster Lebenstiefen, ein Stück vom wahren Menschentum.

Des echten Künstlers Werk ist ein Schaffen aus ewiger Schöpfungsfülle, und deshalb dringt aus jedem großen Kunstwerke ein göttlicher Werdewille auf die Seele ein: Geist sucht den Geist, und in Persönlichkeit bildender Lebenskraft umfängt die Schönheit den genießenden Sinn. Aller Kunstgenuß, der rechte und reine, ist das Vollbringen einer Aufgabe an uns. Aus der Musik, aus der Poesie, aus jedem schönen Bildwerke richtet sich an uns die Frage: Mußt du, Menschenherz, mir nicht still halten? Mußt du nicht, Schönheit an dir erwirkend, durch des Künstlers Schöpfung an dir selbst ein Schöpfer werden? Ja, du mußt es — spricht das Kunstwerk — denn siehe, ich komme vom Vater!

4.

Doch so dankbar wir es fühlen, was die Kunst uns ist, müssen wir doch entschieden Einspruch erheben gegen die jugendliche Übertreibung, mit der hier Schiller das Primat der Kunst verkündet. Es ist nicht wahr, daß die Schönheit die Macht ist, aus der alle anderen Lebensäußerungen erst geworden wären. Ebenso falsch ist es, wenn man im Geiste dieses Gedichtes heute die ästhetische Kultur als das Ein und Alles preist, in der die ganze Fülle der idealen Interessen und Bedürfnisse des Menschenwesens ihre Erfüllung finden könnte.

Keine ästhetische Kultur kann die Religion ersetzen. Noch

nie ist die Kunst aus sich heraus eine Retterin der Seele, noch nie die Schönheit eine Erlöserin geworden. Wo wäre das Menschenherz, das, mühselig und beladen, durch das Anhören einer Wagnerschen Oper oder eines Schillerschen Dramas, allein durch die Berührung dichterischer Harmonie, aus dem tiefen Weh seines Daseins zur Freude, zum Frieden, zur Versöhnung mit seinem Geschick, zur herrlichen Freiheit des weltüberwindenden Sinnes erstanden wäre?

Erleichterung hat edle Kunst vielleicht dem trauernden Gemüte gebracht. Des Dichters Gesang hat es auf einen Augenblick seine schmerzliche und bedrückende Lage vergessen lassen. Aus dem Staubgewühl der Erdenangst ist es in reinere Sphären gezogen — nun fühlt es aber um so mehr die schneidende Disharmonie seines Lebens. Der Schönheit zarte Hand kann sanft sich zwischen Kette und Seele legen, daß diese den Druck eine Weile nicht verspürt; aber Ketten durchreißen und wundgeriebene Herzen heilen kann sie nicht; sie ist nicht stark genug zur Befreiung der Gefangenen und nicht heilkräftig genug für die, die im Elend schmachten.

Das kann allein der religiöse Sinn, der durchgreift zur Wahrheit, zu der der Vernunfterkenntnis allerdings unzugänglichen, aber dem Christenherzen fühlbaren und gewissen Wahrheit des göttlichen Liebesratschlusses; jener fromme Kindessinn, der, wie es der Dichter später ausgedrückt hat, die Gottheit aufnimmt in seinen Willen, ihre Friedensgedanken glaubend hineinzieht in die leidende Brust, um nun in ihnen sein Ostern zu feiern: unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet.

Und nun gar die Erlösung von Schuld und Sinnenknechtschaft. Noch nie hat ein Kunstwerk, so herrlich es auch sein mag, durch seine Schönheit einen Menschen gut gemacht, wenn er ein noch unerlöstes Herz in seiner Brust trug. Ja, dann kann er das Göttliche in der Kunst noch gar nicht fühlen, und seine Sinnlichkeit saugt sich wohl gerade Gift aus der Schönheit. Das sind bereits erlöste, auf ihre Geisterwürde angerufene und zum höheren Leben geweckte Seelen, denen das Gute und Wahre als das Schöne durch das Wohlgefallen ihrer Sinne zum Ge-

wissen spricht. Wer noch im Sinnentaumel dahinlebt und in der Selbstsucht seines Begehrens gefangen liegt, den weckt sicherlich keine Stimme der Kunst.

Hat doch Schiller selbst wenige Jahre später in seinen philosophisch-ästhetischen Schriften es so entschieden betont, daß Zeiten, wo die Schönheit blühte, nicht immer Zeiten hoher sittlicher Kultur gewesen seien. Und er hat davor gewarnt, daß der Mensch sich allein seinem Schönheitsgefühle überlasse und die Bildung seines Verstandes und seines Charakters vernachlässige. Er hat damit zugegeben, daß in solche gebundene Tiefen — und das gilt ebenso und noch mehr von den Tiefen des geängstigten, über sich und seine Schuld erschreckten Herzens — Stimmen hineindringen müssen, die zwar die Kunst zum Ausdruck bringen kann, die sie aber nicht aus der Welt ihrer Schönheit, sondern aus der Welt der religiösen Empfindung und der Glaubenswahrheit zu entnehmen hat. So hat unser Dichter später in seiner Maria Stuart ein großartiges Drama der Erlösung geschaffen. Was er jedoch da als das aus Sünde und Schuld Erlösende vorführt, sind nicht ästhetische, sondern christliche Glaubensmächte.

5.

Daraus ist schon ersichtlich, daß die Religion nicht aus der Kunst hervorgegangen sein kann. Der Priester ist älter, als der Künstler, und längst ehe eine Harfe erklang, brannten Opferaltäre. Aus dem religiösen Bedürfnis ist der Dichtung Trieb und die schöne Melodie erstanden.

Und auch nicht der Schönheitsdrang ist es gewesen, der in der Religion die Veredlung, Vertiefung und Vergeistigung gewirkt hat, wie Schiller annimmt. Diese Entwicklungskraft hat die Religion in sich selbst. Sie liegt in den heiligen Seelengründen, wo des endlichen Geistes frommes Sehnen mit dem Ewigen enge Berührung hat. Kunst und Schönheit werden dann wohl das Mittel, dessen sich die Frömmigkeit bedient, um das in Gott Erlebte zur Entfaltung zu bringen und den Menschen anschaulich zu machen. Aber der Ursprung des Neuen hat mit dem ästhetischen Bedürfnis gar nichts zu tun. Was die Mensch-

heit in ihrem religiösen Leben weiterbringt, stammt immer aus dem Wahrheitsgefühl und dem Reinheitsverlangen des Gewissens und den darin erfahrenen Offenbarungen.

Nicht Griechenland hat die Geister hervorgebracht, die die Menschheit näher zu Gott und tiefer hinein in die Erkenntnis wahren, echten Menschseins führen sollten. Von der Humanität des griechischen Altertums haben Goethe und Schiller eine viel zu optimistische Auffassung gehabt. Ihr Urteil beruht auf einer optischen Seelentäuschung. Sie haben das alles mit ihrem germanischen Christensinn angeschaut und herrliches Menschentum da gefunden, wo noch viel herbes, ungeistiges Wesen war; wo unter schönen Formen ein recht roher, liebearmer Sinn, und unter dem ästhetischen Großgefühl, das einen Zeus und einen Apollo erschuf, noch recht wirrer und krauser Aberglaube waltete.

Unsere Klassiker haben ihr eigenes hohes Innenleben in diese griechische Welt hineingeschaut und unbewußt aus ihr etwas gemacht, was sie wenigstens in dem Maße gar nicht war. Das Griechentum hat seine Größe, und es hat unbestreitbare Verdienste um die vergeistigende Weiterbildung in der Religion, aber mehr das philosophische, als das ästhetische Griechentum. Ja, Gott der Herr hat den griechischen Geist, wofür das Johannesevangelium ein Beweis ist, nachher in seiner großen religiösen Bildungsgeschichte notwendig gebraucht zur Befreiung und Weitung des religiösen Gedankens. Doch dieser selbst und die gewaltigen religiösen Triebkräfte, aus denen unsere Kultur geworden ist, stammen von einem ganz anderen Boden. Griechenlands Schönheitssinn hätte das nie hervorzubringen vermocht. Ihm mußte der Stern erst aufgehen im Morgenlande, der ihn hinleitete zu dem, der ihn, den Reichen, erst reich machen sollte.

Die reinere Gottesanschauung ist in Israel geboren, geboren freilich auch in Dichterherzen. Aber nicht der Kunstsinn der israelitischen Dichterpropheten hat sie erzeugt, sondern ihre mit dem Leben, mit der Zeit und mit dem Gottesglauben ihres Volkes ringende Seele. Auf diesem also zubereiteten Seelenboden hat dann der hohe Gottesglaube, der erlösend und beseligend die Welt durchleuchten sollte, seine Geburtsstätte gehabt

in dem Manne, der zu Gethsemane unter der Angst seines Lebens die Kelter trat; der da die schwere Schuld seines Volkes, der Menschheit, niederrang in seinem reinen Herzen und aus diesem heraus durch alle Jehovahschrecken und alle Zweifel der zagenden, zitternden Menschenseele hindurch die große, heilige Gottesliebe ergriff und sterbend ihre versöhnende und läuternde Macht der Welt ins Herz hineinpflanzte zur herrlichen Liebes- und Lebenssaat.

Wenn dann dieses köstliche Besitztum der Menschheit in Hände geraten ist, die es nicht zu verwalten wußten und die es zu priesterlichem Eigennutz, Geister und Gewissen knechtend, mißbrauchten, so hat die Befreiung von Roms Tyrannei nicht die Renaissance, nicht der am wiedererwachenden Griechentum sich erhebende Humanismus gebracht. Was damit an Aufklärung über die Alpen kam, wäre vollständig ohnmächtig gewesen, in deutschen Landen auch nur eine einzige Kette zu zerbrechen. Nie wäre der Bann der Geister von uns genommen, nie die deutsche Volksseele in ihrer Tiefe erwacht, nie aus dieser Weimars herrliches Blütenleben erstanden ohne den Luther, den heiß in seiner Klosterzelle ringenden Geist und seine die deutsche Welt erschütternde und aufrüttelnde Glaubenstat.

Ohne unsern Luther wäre Schiller eine ganz undenkbare Gestalt im deutschen Geistesleben! Ohne den Reformator hätte er ja schwerlich die Freiheit gewonnen, sich den Weg zu griechischen Geistesquellen und damit zur klassischen Schönheitswelt zu brechen. Ein katholischer Schiller hätte seinen Dichtergeist wahrscheinlich an anderen Quellen getränkt. Aber davon ganz abgesehen und angenommen, er hätte sich doch am griechischen Geiste gebildet, so wäre aus diesem griechischen Einfluß wohl ein bedeutender Dichter geworden, unser Schiller aber keinesfalls. Denn das, was ihn zu unserem großen, herrlichen Heros gemacht und ihm Gewalt gegeben hat über unseres Volkes Seele, ist nicht das Griechische an ihm, nicht der ästhetische Zauber seines Dichtergeistes, sondern in demselben die gewaltige, sittlich durchschlagende, so hoch ideale Persönlichkeit. Und das ist in Schiller der Germane, der christliche Germane, der in ihm fortwirkende Luthergeist.

In dem frommen Luthersinn seines Elternhauses und dessen

echt evangelischer Erziehung ist in ihm zum Leben erwacht, was wir an ihm am meisten verehren. Wie dann auch hernach die Dogmen des orthodoxen Luthertums ihn abgestoßen haben mögen, dieses Epigonentum, das ja etwas ganz anderes ist, als des Reformators gewaltige Größe, — so hat er doch aus dem tiefinnerlichen, ganz im Geiste gewurzelten und in dem Geiste des Reinen, Guten und Ewigen lebenden Wesen der Reformation lebenslang sein Bestes entnommen. Aus dem Urquell evangelischen Menschentums und christlicher Lebensauffassung ist diese ganze ästhetische Welt Schillers entsprungen, wenn man sie nicht auf ihren Inhalt, sondern auf ihren Gesinnungsgehalt, nicht auf die einzelnen Anschauungen und Vorstellungen, sondern auf die darin zutage tretende Geistesrichtung ansieht. Auch der Schönheit göttliche Majestät vermag nur der zu schauen, der, erlöst im tiefsten Lebensgrunde, ein Mensch von reinem Herzen ist.

Erst durch den in seiner Seele lebenden Christus, durch den im Geiste Luthers, im deutschen Geiste verklärten Christus — hier in Volkstädt, wo „Die Künstler" entstanden, noch besonders lebendig geworden durch die Herzensberührung mit seiner bei all ihren ästhetischen Empfindungen doch so tief religiösen Lotte von Lengefeld — ist Schiller dazu fähig gemacht, die heiligste Offenbarung der Kunst zu erlauschen und reich und voll in sich aufzunehmen. So wenig das Gedicht vom Christentum sagt, ist es doch durch und durch in Ton und Richtung, in seiner das Griechentum verherrlichenden und dabei dieses hoch überragenden Kunstauffassung ein Erzeugnis des Christentums. Und ein christlicher Odem weht von hier aus durch das Lebenswerk des Dichters, nicht nur in dem sittlichen Charakter seiner Poesie sich kundgebend, sondern auch seine ideal-ästhetischen Empfindungen immer religiös durchklingend. In seinem Tempel der Schönheit hat man auf Schritt und Tritt das Gefühl, in des Vaters Hause zu sein. Wäre seine Kunst uns nicht mehr — fürwahr, sie bedeutet uns viel mehr, wie die späteren Predigten zeigen werden — so müßte sie uns doch jedenfalls als der Stern gelten, der den deutschen Geist in seinem Suchen und Fragen zu Christus hinweist.

6.

Aber auch von dieser christlich verklärten Schönheit, wie Schiller sie uns verkündet, gilt es doch: eine Macht der Erlösung ist sie nicht! Um die Erlösung zu finden, die das Herz braucht und die es immer wieder braucht, gehe es nicht in den Tempel der Kunst. Dazu gehe es vielmehr hin in das Heiligtum der Anbetung im Geiste und in der Wahrheit, das sich uns aufschließt in der Gottesoffenbarung und Gottesmitteilung Jesu Christi, in des Menschensohnes Evangelium und Heil und Leben ausströmender Persönlichkeit.

Da, wo der Glaube den göttlichen Geist unmittelbar als Vater reden hört mit seinen Kindern, wo das Ewige nicht als die Schönheit, nicht als das Gute, nicht nur als das Reine und Wahre, sondern als die Liebe, als die Gnade, als die suchende Treue sich uns erzeigt, da laß du, Menschenseele, dich ergreifen, von seiner Heiligkeit, die doch so reiches Erbarmen ist, dich in deiner Tiefe erfassen; da wirf dich nieder mit deiner Schuld, mit deinem Leid, da wirf dich an das vergebende und rettende Vaterherz. Das macht lebendig, froh und frei, das schafft den neuen, besseren Menschen, den starken Mut zum Kampf mit dem Leben. Bist du aber dann zum Leben erwacht, ein Erlöster Christi, im Glauben erstanden, in dir und mit der Welt versöhnt, dann geh' hin in den Tempel der Schönheit und laß dich anhauchen von des Dichters Odem. Da wird dann reiches, herrliches Leben in deinem Gemüte erblühen unter dem Friedenshauche des Himmels in edler Kunst. Nicht eine Erlöserin ist sie, aber sie ist eine gewaltige Macht der Heiligung.

Meine Freunde! Der Glaube — und ihr wißt, was ich darunter verstehe, nicht ein Meinen, Denken und Hinnehmen, weil es die Kirche lehrt oder im heiligen Buche steht, sondern eine Herzenstat liebender, in das Ewige sich hineinliebender Hingebung — dieser Glaube ist die Macht, die da ruft: Es werde Licht, wach auf, stehe auf und lebe! Sie bricht die Tiefen der Seele auf und weckt in der Seele das schöpferische Werde. Hat sie das aber an einem Menschenherzen vollbracht, dann winkt sie ihrer Schwester, der Schönheit, daß sie ihr helfe, das

Werk Gottes an diesem Herzen zu vollenden mit sanfter Hand, mit ihren großen Empfindungen und ihren süßen Tönen von dem, was edel und gut und gottwohlgefällig und erhabener Menschenwürde gemäß ist, — daß sie singend und sagend und bildend den freigewordenen Geist in ihre Leitung nehme und weiter und weiter zu hohen Zielen führe.

Und die jüngere Schwester, die Kunst, in der Maienwonne ihrer unsterblichen Jugend, lehnt sich an die würdige Schwester, blickt der Religion in die großen, tiefen Augen und spricht zu ihr: „Ja, wir sind doch Kinder Eines Geistes und Töchter Eines Vaters. Ich will, Schwester, an deinem heiligen Herzen meine Seele nähren und vertiefen, und dann verfüge du über meine Melodien und über meines Herzens selige Harmonien." Und Amen! Amen! erschallt es zu diesem Geistesbunde. Das kommt aus dem Munde des Hohenpriesters am Hochaltare der Kunst. Das kommt aus der Seele des verklärten Schiller, die daran gewiß ihr Wohlgefallen hat.

Er wollte die Schönheit nicht zur Dienerin herabgewürdigt wissen, er hatte recht daran; aber als Botin Gottes, Hand in Hand mit einem freien, lichten Glauben, wird er sie gern anerkennen. Er wollte die Kunst nicht den Vorhof zum Heiligtum sein lassen und ihren Tempel der Kirche nicht untergeordnet sehen. Aber eine Kirche, die über sich und diesen Tempel ein Dach baut, die über die Welt des Dichters ihren dankbaren Segen spricht und ihre Religion und seine Poesie so zu gegenseitiger Ergänzung aneinander fügt, wie wir es tun, die wäre wohl in seinem Sinne.

So sei mein letztes Wort ein Gruß an unsere Künstlerwelt, an alle, die so sich fühlen, wie Schiller sie feiert: Kommt, laßt uns zusammenstehen! Ihr braucht die Kirche und was sie zu geben hat. Ich höre es an dem Ringen, das heut durch eure Geister geht: ein gewaltiges Suchen nach tiefem, ewigem Leben, nach Antwort auf dringendste Fragen der Seele, nach Lösung heißer Rätsel, die euch keine Ruhe mehr lassen, ja so ernst und in immer wieder neuem Versuch ein Forschen und Sehnen nach einem glaubhaften und lebenswahren Bilde des Heilandes.

Kommt, ihr Geweihten des Geistes, eine Kirche ruft euch, die sich losgemacht hat von Satzung und altem, abgelebtem Wesen, die Kirche des freien, des wahrhaft freien Protestantismus. Sie will mit euch suchen, ringen und arbeiten in großem Schaffenswillen an ihrer Zeit. Und sie wird aus ihrem Besitze, aus ihrem Glaubens- und Lebensschatze und ihrer wissenschaftlichen Wahrheitserkenntnis euch manches bieten können, was euer Genius braucht zu neuem Wirken.

Und wir brauchen euch! Euren lichten Sinn und eurer Schönheit heilige Kraft, eure Künstlerhand, euren das Große verklärenden und die Herzen veredelnden Geist! Wir brauchen euch zum Ausbau eines neuen, reicheren und schöneren Kultus des Protestantismus. Kommt, weihet dem Höchsten auch für seine Kirche eure Kraft und lasset Schönheitsleben durch diese Hallen rauschen, daß es Predigt und Gottesdienst und Gemeinde mit seinem Geist erfülle, und alle es fühlen: auch das ist heiliger Geist! Amen.

Vater Unser. Segen.

Schlußlied:

Ohne dich kann nichts gedeihen:
Du mußt die Völker segnend weihen,
Wenn ihre Wohlfahrt soll bestehn;
Aller Ruhm und alle Ehre,
Der Menschen Kunst und Kraft und Wehre
Muß ohne dich wie Rauch vergehn.
In dir allein ist Heil!
Du bist das beste Teil,
Du alleine!
Nur deine Hand
Kann unser Land
Mit Segen krönen unverwandt.

3.
Die Räuber.

Gottesdienst am dritten Sonntag nach Epiphanias.

Gemeindelied. Schlußvers:
(„Allmächtiger, ich hebe")
Er stärke mich, mit Freuden
Zu tun, was dir gefällt;
Er tröste mich im Leiden,
Und will die Lust der Welt
Mich jemals nach sich ziehn:
Helf' er mein Herz bewahren,
Helf' er mir die Gefahren
Der Sünde sehn und fliehn!

Altargebet:

Heiliger Gott! Es flehen zu dir die Menschen um Erdengaben, Wohlstand und Reichtum begehrt ihr Sinn, und fehlt ihnen der, so nennen sie sich elend und arm. Und doch macht Silber und Gold nicht reich, und wer es nicht hat, braucht nicht arm zu sein. Der höchste Reichtum und die drückendste Armut kommt aus dem Innern. Sünde ist Armut — Reichtum ist das gute Gewissen, der Friede mit dir. O, bewahre unser Herz, daß es uns nicht arm mache; erhalte uns den Reichtum des reinen Sinnes und der großen Gedanken!

Heute redet zu uns an dieser Stätte eines jungen Dichters erste Gabe an sein deutsches Volk. Aus reichem, großem Herzen ist sie uns gekommen, und wo sie hintritt, weckt sie die Begeisterung unserer Jugend. Laß sie auch hier ihre Herzenssprache reden und ein lebendiges Zeugnis werden, eine heilige Mahnung, daß unsere junge Welt in treuer Hut wache über den Schatz in ihrer Brust und sich nicht rauben lasse durch Sünde und Schuld, was allein sie froh und glücklich zu machen vermag, und woraus ihr die Kraft erwächst zu großen Taten.

Nimm sie, die uns lieb sind, nimm uns alle in deinen göttlichen Schutz, daß wir nicht abirren von deiner Wahrheit und unser Gewissen nicht einbüßen unter der Lockung der Sünde und in blindem, selbstvermessenem Sinn. Und haben wir gefehlt, — o Vater, vergib, schaffe du, Heiliger, in uns ein reines Herz und gib uns einen neuen gewissen Geist! Amen.

Schriftverlesung am Altare:

Die Epistel des Sonntags, — Römer 12, 17—21.

Haltet euch nicht selbst für klug. Vergeltet niemand Böses mit Bösem. Fleißiget euch der Ehrbarkeit gegen jedermann. Ist es möglich, soviel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden.

Rächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorn; denn es stehet geschrieben: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr. So nun deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das tust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln.

Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.

Zwischenvers:

O, du Geist der Kraft und Stärke,
Du gewisser neuer Geist!
Förd're in uns deine Werke,
Wenn der Feind uns fliehen heißt;
Schenk uns Waffen in dem Krieg
Und erhalt' in uns den Sieg.

Joel 3, 1:
Und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen.
2. Kor. 3, 6:
Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.

1.

Liebe Gemeinde! Schillers Räuberdichtung auf der Kanzel? — so mag heute vielleicht mancher fragen, der neulich für das Gotteswort in seinem Gedicht „Die Künstler" wohl ein Ohr gehabt hat. Dieses aus leidenschaftlich erregter Jünglingsseele unter Donnern und Wettern hervorgebrochene Erstlingsdrama

mit all dem Ungeklärten, was die schäumenden Fluten an Derbheiten aus dem Brausesinn und der Kraftsprache der Karlsschüler und aus dem ans Cynische grenzenden Gedankenaustausche der jungen Mediziner mit sich führen, der Inhalt einer Predigt? Es ist diese Jugendpoesie ja gewiß eine Großtat des Genius gewesen und bei allem, was man im einzelnen dagegen einwenden mag, ist und bleibt sie eine Offenbarung gewaltiglicher Schönheit. Aber ist sie damit schon ein Wort Christi an das deutsche Volk? Ein Ausdruck heiliger Glaubenswahrheit für Herz und Leben seiner Gemeinde? Ist denn dieser Karl Moor in seinem Tun und Lassen irgendwie ein das sittliche Streben ansprechendes Vorbild für unsere Jugend?

In seinem Tun und Lassen sicherlich nicht. Gott behüte unsere junge Männerwelt vor dieser Nachfolge! Eine mit übermütigen Jugendstreichen, zwar in Harmlosigkeit, aber auch in Zwecklosigkeit vergeudete Studienzeit. Ein leichtsinniges Dahinleben in völligem Vergessen der Seinen und in tollem Schuldenmachen. Auf der Flucht vor seinen Bedrängern dann in phantastischen Plänen ein abenteuerndes Herumtreiben, berauscht von großen Gefühlen und schönen Freiheitsworten ohne Vernunft des Handelns, ohne ernstes Streben. Aus diesem höheren Vagabundentum in den böhmischen Wäldern, das einige seinesgleichen mit ihm teilen, wird nun im Handumdrehen durch den Einfluß eines bösen Elements unter ihnen Gewalttat, Raub und Mord.

Bei Karl Moor allerdings nicht aus gemein verbrecherischen Motiven, sondern aus Erbitterung gegen das Unrecht der Menschen, besonders gegen den Vater, der — nach dem Lügenbrief des Bruders — den flehentlich Abbittenden grausam verstoßen hat. Er redet sich hinein in die Rolle eines göttlichen Werkzeugs, berufen, den Frevel einer faul gewordenen Gesellschaft zu rächen. Die Vorsehung hat den verwickelten Knäuel ihres Geschickes zu großen Zwecken aufgerollt, ihr Räuberhandwerk geadelt und sie zu den „schrecklichen Engeln eines finstern Gerichtes“ erkoren!

Von solchen Wahngefühlen getragen, paart er Wohltaten edler Gesinnung mit Vernichtungstaten blutigen Zornes. Auf

der abschüssigen Bahn kommen ihm da wohl Augenblicke der Ernüchterung, wo er in die Untiefen der nicht gewollten Folgen seines Unterfangens blickt, und seine Seele leidet oft unter diesem Treiben. Aber das erhitzt ihn nur noch mehr. Unter dem unentrinnbaren Zwang der Verhältnisse verrennt er sich immer weiter, bis er endlich vor dem Sonnenblick des höchsten Glückes zum klaren Bewußtsein über sich selbst erwacht. Seine Taten stehen fluchend wider ihn auf: er wollte „die Welt durch Greuel verschönern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht halten", er ist zerfallen mit der sittlichen Weltordnung — ein verfehltes Leben, ein heillos verwüstetes Dasein!

Und trotz dieser traurigen Verirrung, die ja jeder verurteilen muß, blickt, so oft das Drama über die Bühne geht, unsere deutsche Jugend — gerade der beste Teil derselben — zu dem Räuber auf in unverkennbarer innerer Zustimmung. Es ist doch etwas an ihm, was ihr Empfinden magnetisch zu ihm hinzieht, was sie bewundert, was sie an ihm liebt und verehrt: ein verwandter Zug, ein naturbedingtes Großes und Herrliches, wie ein göttlich Gewolltes sie anmutend. Hier trifft das Pauluswort zu, auf das im voraus hingewiesen wurde: Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig.

Ja, was in der Dichtung unmittelbar vor uns steht, die Handlungsweise des Jünglings und die ihr zu Grunde liegende Welt der Gedanken und Stimmungen so, wie sie eben in ihm sich verkörpert, führt zum Untergang. Dieser überspannte Freiheitsbegriff, solche verwegene Selbsthilfe, seine zuchtlose, zornige Leidenschaft, seine ungerecht harte und dabei nur das eigene jugendliche Ich zum Maßstabe nehmende Auffassung der Menschen und Dinge, dies alles so genommen, wie es da steht, wäre eine gefährliche Irreleitung. Wollte sich einer davon bestimmen lassen und so oder so Karl Moors Wegen folgen, der verfiele dem Elend und dem Verderben. Der Buchstabe tötet. Aber ist denn dieser Buchstabe schon die Gestalt? In selbiger nichts sehen als den Räuber mit seinen Verfehlungen und Verkehrtheiten, als wäre das der ganze Inhalt dieser dichterischen Schöpfung, ist Kleingeisterei, seelische Kurzsichtigkeit. Man muß

imstande sein, durch alle diese Verzerrungen hindurchzusehen auf das innerste Wesen des jungen Grafen, ja mehr noch, hindurch durch das innerste Wesen des Helden mit all seiner Unfertigkeit, Übereilung und Selbsttäuschung, überhaupt durch alles Anstößige und jugendlich Unbändige dieser Räuberdichtung hindurch, auf das, was hinter dem allen steht als der Geist der Dichtung, auf den alles durchatmenden Sinn und Geist der jungen Dichterseele, — dann gewahrt man in der Tragödie der Selbstzerstörung ein lebensgewaltig Triumphierendes: ein großes Gesicht, das dem jungen Schiller aufgegangen ist, als er, der noch Weltferne, doch schon mit dem Tiefblick des Propheten hineinschaute in das Leben und Weben der deutschen Volksseele.

Meine Freunde! Der Römer Tacitus hat einst vor 1800 Jahren in seiner „Germania" dem in ausschweifender Weltseligkeit abgelebten Wesen seines Volkes das seelisch noch so frische Wesen unserer Vorfahren gegenübergestellt. In der Furcht und in der Bewunderung des Feindes hat er darin verschiedentlich auch das Aussehen der jungen Germanen geschildert. Und da ist es gezeichnet, als ob er unsern Schiller vor sich gehabt hätte: der mächtige Wuchs, die ragende Gestalt, der lange Hals mit dem stolz erhobenen Herrscherhaupte, das rötlich blonde Haar, die blauen Augen, und was am meisten auffiel: die oculi truces.

Wir schlagen das lateinische Wörterbuch nach, da lesen wir: der trotzige Blick der Augen. Ja, aber Trotz ist doch nicht der vollgenügende Ausdruck für das, was der Römer dunkel fühlte, als er von den oculi truces seiner Feinde sprach. Und dunkel konnte er es auch erst fühlen. Denn um was es sich hier handelt, das führte damals noch ein gebundenes Dämmerleben in der deutschen Brust. Es ist erst recht lebendig geworden, hat Kraft und Inhalt gewonnen, hat reich sich entfaltet, seitdem Christus seine Verbindung eingegangen ist mit germanischem Wesen.

So nun hat es dann unser Schiller geschaut, er, dessen Sinn sich bekanntlich lange an dem Urmächtigen, Siegstarken, Welttrotzenden des Klopstockschen Messiasbildes genährt hatte. So hat er es in sich erschaut, sein eigenes Wesen, das Geist vom

Geiste dieses deutschen Christus war, und hat es in seine Jugenddichtung, in seinen Karl Moor hineingeliebt: die oculi truces,

Die heiligen Zornaugen

des deutschen Jugendidealismus.

2.

Das ist nach dem Dichter zunächst der hochgemute Seelensinn, der, ob er auch in schäumender Jugendlust eine Zeitlang durch die Nichtigkeiten des Lebens dahinschwärmt, als fände er daran sein Genüge, sich doch nicht zufrieden gibt mit der materiellen Welt, ihren Gütern und Genüssen, daß dieses leere Treiben wirklich sein Höchstes, sein Alles werden könnte. Der sich auch nicht gefangen gibt dem brutalen Machtgebot der Konvention, die unbedingte Unterwerfung fordert unter das, was nun einmal Sitte und Brauch der Gesellschaft geworden ist, daß er etwa willenlos alles mitmachen, feige alles gut heißen sollte, was in diesen Lebenseinrichtungen roh, hart und ungerecht ist Der Sinn, der sich nicht täuschen läßt vom blendenden Schein, hier von feiner Bildung und vornehmem Wesen, dort von Tugendgeschwätz und heuchelndem Frommtun, und der die Fäulnis fühlt, die darunter liegt und auch ihn hineinziehen will in ihre Sumpftiefen. Der aber eben so wenig sich beirren läßt von dem Schlechten im eigenen Kreise, und brächte es ihm auch noch so viele Vorteile.

Er weiß, daß aller Erdgewinn kein Ersatz ist für den Schaden an der Seele. Und meine Seele will und muß ich mir behaupten! Die soll die Welt nicht unterkriegen. Die sollen die Menschen nicht hineinzerren in ihre Erbärmlichkeiten! Es soll ihnen nicht gelingen, mich zu einem der blutlosen Schatten, diesen lebendig Toten zu machen, den armseligen Massenexistenzen ohne Persönlichkeitswert und Selbstgehalt! Und versucht man es, dann leuchten der Seele Augen dagegen auf, und mit diesen oculi truces der inneren Empörung stößt der bessere Sinn das Weltgewirr, das glänzende, lockende, der Jugend Torheit, des Lebens Versuchung von sich und stemmt sich gegen sich selbst

und seine Umgebung an und schnellt sich mächtig empor, daß er siegreich darüber zu stehen komme.

Seht, das ist Karl Moor, nicht sein äußeres Sichgeben, aber ein Bild seines inneren Wollens, Sehnens und Ringens, — das ist die Stoß- und Schnellkraft der Seele, die der Eleve der Karlsschule im Dichten dieser Gestalt gewonnen hat, — ein Glaubensbekenntnis, aus Jesu tiefster Tiefe stammend, ein Lebendigwerden seines Glaubens.

Was liegt daran, daß in diesen Tagen so mancher dogmatische Glaubenslehrsatz ihm hinfällt? Schillers Glaubenssinn richtet sich kräftig auf. Und in dieser Stellung hoch über Versumpftheit, Oberflächlichkeit und Unwahrheit, die den ins Leben Hinaustretenden dann umgeben sollte, stand er da so arm wie seine Studenten in den böhmischen Wäldern, bald ein Flüchtling, der alles verloren hat, gehetzt und umhergetrieben wie seine Räuberschar, und doch so reich in dem, was seine Brust erfüllt. Verstoßen und verachtet, gering und niedrig, nichts bedeutend, würde er es bei seinen Geistesgaben mit Leichtigkeit in der Hand haben, bald viel zu bedeuten, wenn er nur lassen wollte diesen Protest gegen die unidealische Welt Doch der ist ja gerade sein Seelenadel! Nein, nimmermehr! — das sagen diese Trotzaugen des deutschen Jugendidealismus.

Es sind das wohl Träumeraugen. In Welterhabenheit die Augen des Adlers, der in die Sonne schaut. Da zieht unten das Leben hin, manches wird nicht ausgenutzt, manches Notwendige versäumt, Pflichten der Liebe bleiben unerfüllt, Karl Moor in Leipzig. Aber weltverloren sind diese Augen nicht, sie spinnen sich nicht in sich selber ein. Wenn der Adler sich satt getrunken hat an dem Licht des Himmels, regt er seine Schwingen der Erde zu: der hohe Seelensinn wird zum großen Tatensinn.

Es ist zu viel Kraft in ihm, als daß er sich entschließen könnte, Welt und Leben sich selbst zu überlassen. Zu viel frische Regsamkeit, um es zu dulden, daß nach dem Wunsche der Lässigen, die sich nicht anstrengen möchten, und nach dem Willen der Berechnenden, die dabei gut fahren, alles beim Alten bleiben

sollte. Zu viel auch von dem heiligen Ernst, der sich nicht zu beruhigen vermag mit den schönen und dabei so unfruchtbaren Redensarten eines schreibseligen Zeitalters.

Dieser Tatensinn ist ein Feind derer, die, Reformatoren mit dem Worte, ein Besserwerdenmüssen immer im Munde führen, aber zu kräftigem Eingreifen sich nie aufraffen. Zuwider sind ihm die Menschen mit dem Vergangenheitsblick für gewesene Größe, aber ohne Geist und Mark zu neuer Wertbildung. Er haßt die Kampfscheuen, die Blut und Wunden nicht mit ansehen, aber am Unglück ihres Nächsten sich weiden können.

Zornmütig blickt Schiller im Karl Moor auf alles träge, energielose Wesen, auf ein unmännliches, zum Schaffen unfähiges Geschlecht, wo die Seelenkraft erlahmt ist im Staubgewühl nach Kleinigkeiten. Mit dem Zorn des Schöpferwillens blickt er auf seine Gegenwart hin, mit dem Schöpfergrimm, der das Starre, Tote nicht ertragen kann, der es schütteln und aufrütteln möchte wie Lenzessturm und es beleben möchte mit dem Odem seiner ungeheuren Kraft, mit dem, was sprühend im eigenen Innern arbeitet.

Ja, das tobt, das gärt in ihm, ein ungestümes Leben, manch Ungereiftes, Unfertiges, ein ungeduldiges Wollen ohne Maß und Einschränkung, ohne den Glauben, der sein Werk bei allem Dransetzen seines besten Vermögens doch in stiller Gelassenheit dem Walten der Vorsehung anheimstellt. Und dennoch ein Glaube, ein gewaltiger, herrlicher Glaube! Ein vertrauensfroher Glaube an das Große, daß es werden und gelingen muß! Ein selbstgewisser Glaube an den Gott in der Brust, an die eigene Größe und Schöpferkraft, daß ihr die Zukunft übergeben ist, daß sie bestimmt ist, das Werdende aus dem Chaos zu rufen, — das ist es, was da jauchzend aufleuchtet aus den oculi truces des deutschen Jugendidealismus!

Freilich ein sehr gefährliches Gut dieses starke Selbstgefühl, dieses nach Taten drängende Berufungsbewußtsein. Wehe, wenn es sich nicht mit Demut paart! Und hier scheiden sich nun die Wege Schillers und Karl Moors vollständig. Ein anderer der, der da dichtete, ein anderer der, den er gedichtet hat.

Mit Ehrfurcht erfüllt uns der Anblick seines Arbeitens an diesem Drama, eine wahre Demutstat. Das war kein leichtes, schnelles Hinwerfen, wozu der reichbegabte jugendliche Geist wohl hätte versucht sein können. Vielmehr durch das ganze letzte Jahr hin unter den so viel Zeit und Kraft fordernden Aufgaben seines Studienabschlusses, neben und unter all diesen Pflichten, bei Tag und Nacht, wo er ging und stand, ein Bohren und Heben, ein Graben und Umwälzen in heißester Seelenmühe. Getragen von der Verantwortlichkeit seiner Dichtung, beseelt von dem Meisterdrang des Vollkommenheitsstrebens sein ganzes Innenleben in Spannung, in tiefster Erregung — erregt durch das unablässige sittliche Ringen mit sich selbst und durch das Hineinbilden der immer mehr sich aufklärenden Persönlichkeit in sein Werk — so hat er in edler Hingabe, fortwährend dem heiligen Werdewillen des Genius lauschend, nur darauf bedacht, der hohen Stimme zu gehorchen, und deshalb alles Widersprechende und Widerstrebende seines Wesens zum Opfer bringend, sich den schöpferischen Gottesgewalten eingeordnet. Solch ein Schaffen des Künstlers ist wahrlich eine Tat frommer Gottesunterwerfung!

Von dieser Demut weiß Karl Moor nichts. Da ist kein Streben, sich dem großen Auftrag, den er in sich zu finden glaubt, in ernsten Charaktertaten sittlicher Selbstzucht entgegenzuläutern. Kein Achten auf höheren Willen, daß er erst fragen sollte, was denn die schöpferischen zeitgestaltenden Mächte vorhaben und vorschreiben und wie sie in den ewigen Gottesordnungen aus dem Alten das Neue herauszubilden lehren, — daß er es sich nun angelegen sein ließe, mit diesen Weisungen der leitenden Vorsehungsgedanken in enger Fühlung zu bleiben und ihnen sein Tun und Lassen unterzuordnen. Ohne jegliche Berechtigung eigenen inneren Vollbringens macht er sich zum Gebieter über das Leben, will richten, strafen, lenken und gestalten, will stürzen und erneuern, wo er noch nichts ist, nichts an sich selbst geleistet hat.

Und was noch schlimmer ist, ohne irgend welche Geneigtheit, sich dem Walten des schöpferischen Geistes als gefügiges Organ einzugliedern, rollt er vielmehr alles und jedes Gesetz

unter seine Füße. In solcher frevelhaften Überhebung verfinstert sich seine Seele. Infolgedessen brechen die bösen Geister der Zerstörung ein. Verbitterung, blinder Haß und wilde Leidenschaft gewinnen immer mehr die Oberhand, reißen ihn im Taumel fort zu Taten, die seiner nicht würdig sind, und nun, in des Räubers Angesicht, beginnen die oculi truces zu erlöschen. Wohl steht er auch jetzt noch da mit trotzigen Augen, aber das ist nicht mehr der Trotz des heiligen idealen Sinnes.

Doch ob diese Augen der Seele auch erloschen zu sein scheinen, erstorben sind sie nicht. Sie haben ihren Sehnerv tief drinnen im Gemüt. Dieses Gemüt kann zwar wie in Todesschlaf versinken, aber ehe man sich's versieht, wacht es wieder auf. Denkt an die herrliche Szene an der Donau! Das Bild der lieblichen Natur, der Friede der Wälder, die reichen Kornfelder, die untergehende Sonne, — das faßt den Räuber an, und seine Brust zerfließt in Wehmut. Es zieht ihn unwiderstehlich hin ins Elternhaus.

Tritt aber der Deutsche wieder in sein Vaterhaus, tauchen die Erinnerungen der Jugend in ihm auf, werden die Gestalten seiner Lieben ihm wieder lebendig, dann ist es bei ihm geschehen um die Ruhe und Sicherheit des verhärteten Sinnes, dann hat der Böse in ihm die Schlacht verloren. Wildheit, Trotz, Groll und Auflehnung, die uneinnehmbaren Schanzen, brechen vor diesen Mächten aus der Tiefe in sich zusammen wie ein Kartenhaus.

Aus seinem Gemüt heraus ist der Räuber überwältigt! Und aus seinem Gemüt heraus leuchten nun die verdunkelten Augen wieder auf, aber nun nicht mehr wie früher hinein in die unidealische Welt, nun brennen sie zornfunkelnd hinein in die eigene Welt: der Idealismus wird zum *ernsten Richtersinn!*

In diesem Feuer der Gewissensprüfung erglüht des Lebens ganzer, weiter Umkreis, und nichts bleibt im Schatten verborgen, alles wird licht; nichts bleibt in der Vergessenheit vergangener Tage zurück, alles wird lebendig, unmittelbare, über ihn herfallende Gegenwart. Alle Unterlassungen und Vergehungen drängen hervor und werfen den Schleier schöner Verhüllung, freundlicher Entschuldigung, täuschender Berechtigung von sich.

Nennen sich nun nicht mehr Tugend, Verdienst, erlaubtes und notwendiges Vornehmen, Ergebnis der Lage, Zwang der Verhältnisse, Ausführung dessen, was nicht anders sein konnte, erfüllte Aufgabe, kühnes Durchgreifen, Heldentat. Sie zeigen sich jetzt in ihrer wahren Gestalt, armseliges, törichtes, unlauteres Menschenwerk im unversöhnlichen Widerspruch zu dem Gottesgesetz des Innern, eine furchtbare, bis in die Lebenswurzeln reichende Verletzung dieses Innern. „Da stehe ich am Rande eines entsetzlichen Lebens!"

Das die Summe von Karl Moors Dasein, ein niederschmetterndes Ergebnis, das ihm in weher Reue die Brust zerreißt, alles darin zerwühlt, nicht bloß sein bisheriges stolzes Hochgefühl, auch alle Lebenskraft und weitere Lebensfähigkeit vernichtet: in solcher Sünde hält er es nicht aus, in dem, was er geworden ist, kann ein Mensch wie er nicht mehr existieren! Nur eine Möglichkeit gibt es für ihn noch, wieder zur Freiheit zu erstehen, seine Persönlichkeit wieder herzustellen, Frieden und Versöhnung zu finden: „Gnade! Gnade dem Knaben!" — ruft er zum Himmel empor und liefert sich freiwillig als ein Sühnopfer seiner Taten dem Schwert der irdischen Gerechtigkeit aus. So stirbt der Germane an den Feueraugen seines Idealismus.

3.

Das ist das gewaltige Lied von den oculi truces der Schillerschen Räuberdichtung, das so erhebende und tief ergreifende Lied von den heiligen Zornaugen des deutschen Jugendidealismus. Steht es auch nicht in der Bibel, so ist es dennoch eine Christustat, eine Geistesoffenbarung des Herrn, der der Lebendige ist in der Seele unsers Volkes. Von ihm hat es der Dichter im genialen Schauen empfangen. Christus ist es, der in dem großen Gesichte dieser Poesie auch zu der Jugend unserer Tage reden will. Fast möchte ich sagen, daß es für diese noch viel mehr bestimmt ist, als für das Jugendgeschlecht jener Zeit, daß der Geistessame, den der Heliand des deutschen Christentums darin ausgestreut hat, erst jetzt ganz ausgewachsen und ausgereift ist.

Denn das Gegenbild des deutschen Idealismus, das Schiller hier aufstellt, dieser Franz Moor, dem in der rücksichts- und skrupellosen Frechheit seines Sichselbstdurchsetzens nichts, absolut nichts mehr heilig ist; der den Bruder vom Vaterherzen reißt und ins Elend stürzt, um sich in die Vorteile des Majorats zu bringen, und der, um möglichst schnell den Gewinn seiner Untat einzuheimsen, selbst den Vater noch grausam hinmordet; der in der zur Gemeinheit gewordenen Nüchternheit seines Sinnes den Vorhang wegzieht, den der Schöpfer vor die Vorgänge seiner heiligsten Werdetaten gebreitet wissen will; dem das Gewissen nur ein Lumpenmann ist, eine Vogelscheuche, die Sperlinge von den Kirschbäumen zu schrecken: — diese naturalistisch-materialistische Lebensanschauung, die auch keine Spur von idealistischen Regungen mehr hat, die über Glaube, Religion, Sittlichkeit, Liebe ihre Schmutzfluten gießt, den Menschen zum widerlichsten Genußtiere macht, sich selbst als Scheusal bewundert und sich den Kanon aufstellt: „Wozu ich mich machen will, das ist ganz meine Sache", da bin ich keinem Rechenschaft schuldig, jeder hat das Recht, zu sein und zu werden, was ihm beliebt; „Anspruch wird an Anspruch, Trieb an Trieb und Kraft an Kraft zernichtet; das Recht wohnt beim Überwältiger, und die Schranken unserer Kraft sind unsere Gesetze" — diese brutale Herrenmoral ist ja damals nur die mehr still gehegte und vorsichtig ausgesprochene Auffassung einzelner gewesen. Heute ist sie die Macht des Tages geworden, die Weisheit, die von den Dächern gepredigt wird, der Geist, der durch die Massen wütet und an den Wurzeln der jungen deutschen Manneskraft frißt.

Und nun im Namen deines Schillers frage ich dich, Jugend der Gegenwart, willst du von diesem Geiste dich überwältigen lassen? Willst du, deutsches Jugendherz, dein Heiligstes, die Bedingungen deiner Kraft, deiner Tüchtigkeit, deines Glückes an ihn verlieren? Im Namen Schillers, des Dichters deiner Liebe und Verehrung, rufe ich dir zu: Besinne dich auf dein Bestes, auf jenen Idealismus, den heute sein Jugendwerk dir in die Seele sprach. Laß in ihm deine Augen hell und trotzig aufflammen, daß nichts dieses Feuer erstické, diese Gottesglut. Zünde

es wieder an und suche, daß unter dieses Jahres weihevollem Gehalt es wieder reich und schön auflodere, falls Welt und Zeit es dir sollten überschüttet haben. Sei und werde wieder ein Idealist in Schillers Sinne.

Das heißt fürwahr nicht ein Schwärmer sein, der auf Wolken wandelt, ein Romantiker und Phantast, ein für das praktische Leben unbrauchbarer Mensch. Dabei kannst du vollständig ein Realist sein, aufgeschlossen den Anforderungen und Notwendigkeiten des Daseins, den irdischen Interessen dieser Kaufmannsstadt, strenger, ernster Wissenschaft und auch den naturwahren Kunstbestrebungen der Gegenwart, ganz ein Moderner, und doch ein Herzensmensch von reiner, hoher Seele und ein Gewissensmensch mit gesundem, auf das Göttliche und Ewige gerichtetem und aus diesem schaffensfreudig sich entfaltendem Willen.

So widersetze dich dem falsch-realen, naturalistisch-geistlosen Wesen, daß du, der Väter würdig, stark bleibest, so welttrotzend und weltüberwindend wie dein Dichter; daß du deines Gottes Heil und Leben in dir erfahrest und nicht auch einmal, gleich diesem Franz am Ende seiner Tage, zusammenbrechen müßtest vor dem zerschmetternden Gerichte Gottes, wie er in der Frivolität seines Sinnes nicht mehr imstande, die rettende Hand zu ergreifen!

Auch unser Volksberuf fordert die Bewahrung dieser oculi truces des Schillergeistes. Nur ein Volk des Idealismus kann der Hort jener geistigen Kulturgüter sein, die Gottes Sohn der Welt geschenkt hat. Ohne Überhebung dürfen wir es wohl sagen: wir haben, durch unsere Naturanlage dazu begünstigt, der Vorsehung so lange diesen Dienst geleistet, und auch wo wir es einmal nicht mehr wert waren, hat die Gnade unseres Gottes den Leuchter, den sie uns anvertraut hatte, nicht von uns genommen.

Aber wunderbare Dinge geschehen in der Zeit. Im fernen Osten steht ein Volk auf, das, ob auch in einem vielfach uns fremdartigen, so doch durchaus echten Idealismus, großartige Krafttaten der nationalen Entfaltung vollbringt. Japan, längst dem Christentum aufgetan, wird in zwei bis drei Jahrhunderten,

vielleicht noch viel eher, ein christliches Volk sein. Da wollen nun schon manche aus dem Nebel, der vor uns liegt, die Frage des Himmels vernehmen: Wer soll in Zukunft der Träger meiner Geistesschöpfung, meiner Lebensentwicklung sein, — in euch auch fernerhin der Germane oder aber einst der Mongole durch Japan?

Vielen freilich klingt das seltsam, ein unmöglicher Gedanke, stehen wir ja doch grade jetzt in einer seelenkräftigen Blüte des herrlich hervortreibenden Lebens wie noch nie. Aber eine Blütenwelt kann eine Nacht verwüsten, und die Kulturgeschichte zeigt manches Beispiel für die durch eingefallenen Frost schnell abgestorbenen Lebenstriebe großer Völker. Der Frost kann bald da sein, wenn wir uns nicht in unserer besseren Natur behaupten, wenn wir an idealer Trutz- und Widerstandskraft einbüßen, wenn wir nicht das Schöne und Große unseres deutsch-christlichen Wesens mutig geltend machen wider die materialistische Flut im Engen und Weiten unserer Kulturwelt und dazu all unseren idealistischen Reichtum, ob er biblisch und kirchlich sei oder nicht, zusammenraffen, auch diesen Schillerschen Idealismus heilig sprechen und all das hüten als unser großes deutsches Glaubensgut.

So wollen wir uns denn von neuem fest und entschlossen um unseren Führer drängen. „Ach, daß der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte!" tönt es durch die Räuberdichtung. Wir wissen Einen, der mehr ist, als der Cheruskerfürst im Teutoburger Walde. Und der ist kein Toter, kein Flämmchen in der Asche — des Arminius großer Zeitgenosse: wie er auferstanden ist aus Israels Schranken; wie auch er Herr geworden ist der Römer, nur in viel gewaltigerer Siegestat, wie er in Luther die Fesseln der uns fremden Kirche durchbrochen hat und nun der Unsrige sich nennt; wie wir ihn dann, als er, aus dem Bann des Dogmas herausgetreten, sich uns zu erkennen gab als der Wirkende und Mächtige in unseres Volkes besten Geistern, nun erst von Herzen als den Unsrigen empfanden.

Um diesen deutschen Christus wollen wir uns scharen. Sein sind wir, wenn wir in der heiligen Schrift vor dem Bilde des Meisters voll Andacht stehen; sein aber sind wir auch, wenn wir, wie in dieser gottesdienstlichen Stunde, uns von Deutschlands

edlem Dichter wieder haben reicher machen lassen an hohem Seelensinn, an großem Tatensinn, an ernstem Richtersinn.

Und so rufen wir dich an, du Herzog unseres Lebens, ziehe dein Schwert, dieses Schwert, das keine Wunden schlägt im Kampfe der Zwietracht, das aber mächtig scheidet der Menschen Gedanken und Sinne. Richte es wider uns, wo im Herzen noch Leben ist, das, dir fremd und feindlich, böse, kalt und unwahr, kein rechtes, kein ewiges Leben ist. Ertöte in uns den alten Menschen, daß wir ganz die Deinen werden und in Treue und Liebe zu dir stehen und dein Reich dir bauen in unserem Volke, in aller Welt. Gib uns deinen Geist, deinen guten, heiligen Christusgeist, daß deine Ältesten Träume haben, in der Kraft deines idealen Lebens Träume unvergänglicher Jugend, und unsere Jugend laß deine Gesichte sehen. Amen.

Vater Unser. Segen.

Schlußvers:

So hilf uns, Herr, zum Glauben,
Und halt' uns fest dabei;
Laß nichts die Hoffnung rauben,
Die Liebe herzlich sei!
Und wird der Tag erscheinen,
Da dich die Welt wird sehn,
So laß uns als die Deinen
Zu deiner Rechten stehn!

4.

An die Freude.

Gottesdienst am fünften Sonntag nach Epiphanias.

Gemeindelied. Schlußvers:
(„Soweit nur deine Sonnen glänzen“)
Wir seh'n, o Herr, in deiner Sonne
Den Schatten deiner Huld, dein Licht:
Entzeuch uns deiner Güte Wonne,
Dein gnadenvolles Antlitz nicht!
Herr, deine Huld erfreue die,
Die dich verehren! Segne sie!

Schriftverlesung am Altare:

Psalm 16, 10—11; 71, 20—23; 84, 4—7.

Du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen und nicht zugeben, daß dein Heiliger verwese. Du tust mir kund den Weg zum Leben; vor dir ist Freude die Fülle und lieblich Wesen zu deiner Rechten ewiglich.

Du lässest mich erfahren viele und große Angst und machst mich wieder lebendig und holest mich wieder aus der Tiefe der Erde herauf. Du machest mich sehr groß und tröstest mich wieder. So danke ich auch dir mit Psalterspiel für deine Treue, mein Gott; ich lobsinge dir auf der Harfe, du Heiliger in Israel. Meine Lippen und meine Seele, die du erlöset hast, sind fröhlich und lobsingen dir.

Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott. Wohl denen, die in deinem Hause wohnen, die loben dich immerdar. Wohl den Menschen, die dich für ihre Stärke halten und von Herzen dir nachwandeln, die durch das Jammertal gehen und machen daselbst Brunnen. Die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt. Halleluja!

Ansprache und Gebet am Altare:

Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts! Wir preisen heute Gott für den Mann, der vor nun zweihundert Jahren seine Augen geschlossen hat für dieses Leben, und durch den der Herr seiner evangelischen Kirche so reichen Segen zugeführt hat.

Wir rechnen Spener nicht an, was später in seiner Nachfolge an engem, unfreiem Wesen zutage getreten ist und die Ausbreitung des Reiches Gottes in unserem Volke gehemmt hat. Er selbst war ein großer Jünger unseres Meisters, gewurzelt in der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, in seinem Sinn nicht gebunden an Buchstaben und Formen, allein dem Geiste zugewandt und aus dem Geiste des Heilandes schöpfend Leben und Wahrheit.

So hat er, die Herzen in die Tiefe weisend, uns die heilige Schrift lieb und wert gemacht und uns darin reiche Schätze erschlossen und immer neue zu heben uns angeregt. Durch ihn sind wir gefestigt worden in der Erkenntnis, daß kein Glaube etwas wert ist, der nur Herr, Herr sagt und nicht Früchte wahrer Heiligung trägt. Sein lauterer, ernster Johannessinn hat uns die Frömmigkeit gezeigt, die ein Leben ist in Gott, Herz zu Herz, die Kraft ist zu allen guten Werken und Drang der Seele nach der Gerechtigkeit, die vor ihm gilt.

Durch seinen treuen Diener hat Gott der Herr uns, seine Diener, gerufen zu dem hohen Werke, seinen Gemeinden nicht nur Lehrer zu sein, sondern in Hingebung an jeden einzelnen ihnen Seelsorger zu werden. Und der Gemeinde hat er durch ihn die Liebe eingepflanzt, die sich der Armen, der Witwen und Waisen annimmt und die die helfende Tat ihren schönsten Gottesdienst sein läßt.

Ob wir auch in unseren Glaubensansichten unter dem Walten des Geistes, der die Seinen in alle Wahrheit leitet, dem Vater des Pietismus sehr fern gerückt sind, so wollen doch auch wir in seinem Sinn es die Überzeugung unseres Lebens sein lassen, daß Christum lieb haben viel besser ist, denn alles Wissen.

Aber eins, o Herr unser Vater, hat der Mann, den du uns

zum Segen so reich begnadigt hast, nicht besessen, er hat die Freude nicht gekannt, nicht die im Familienkreise, nicht die draußen in der Natur an den Werken deiner Hände, und sein weltscheuer Sinn floh des Lebens Lust, als wäre alles Sünde, was heiter und froh macht. Wir danken dir, ewige Liebe, daß du uns von dieser weltflüchtigen Frömmigkeit befreit hast und es uns fühlen und erfahren läßt, daß deines Sohnes Evangelium eine frohe Botschaft, und dein Reich auch das Menschenherz ist mit seinem Durst nach Glück und Freude. So laß uns heute dir dienen in Freudenklängen. Amen.

Zwischenvers:
Weicht, ihr Trauergeister,
Denn mein Freudenmeister
Jesus tritt herein!
Denen, die Gott lieben,
Muß auch ihr Betrüben
Lauter Segen sein.

Philipper 4, 4:

Freuet euch in dem Herrn allewege und abermal sage ich: Freuet euch!

Liebe Gemeinde! Zwischen dem Lied an die Freude, das wir am Altare aus Psalmistenmund vernommen haben, und dem Lied an die Freude, das uns jetzt beschäftigen soll, besteht eine enge Beziehung. Man kann sagen: Das sind dort die Grundtöne, aus denen Schillers Hymnus ersteigt, — das Aufjubeln der erlösten Seele, die nach vieler und großer Angst sorgenschwerer Jugendjahre, durch Körners edle Freundschaftstat wie aus Höllentiefen der Verwesung, der gemütlichen Verkümmerung herausgeholt, an seinem Herzen und an der lieblichen Heimstätte des jungen, so ideal gesinnten Paares zu Loschwitz im Weinberge und im nahen Dresden ihre Auferstehung zu neuem, großem Dasein feierte. „Der Vogel hat ein Haus gefunden.“ Es war für ihn ein Gotteshaus des Heils und des Friedens! Das überströmende Freudejauchzen des in diesen Tagen geschaffenen Liedes, das wir ihm so recht nachzuempfinden vermögen, mancher vielleicht aus ähnlicher Erfahrung heraus,

können wir bezeichnen als das Austönen der frommen Anbetung des israelitischen Sängers zu Gedanken und Gefühlen unseres Lebens.

Durch beides geht ein und derselbe Geist. Aus dem biblischen und aus dem deutschen Liede muß jedes mühselige und beladene Herz etwas hören wie einen Zuspruch des Gottes, der nicht will, daß seine Kinder von trüben Trauergeistern gefangen gehalten bleiben. Beides ist ein Gotteswort, ein Anruf von oben. Aus beidem tritt uns der Heiland entgegen, der Schmerzüberwinder, der die Seelen der Seinen befreien will zu frommem, frohem Gottschauen und zu dankbarem Vollbringen rechter Gotteswerke.

Weltliche Freude und doch Glaubensfreude!

1.

Oder solltest du aus Schillers Lied Christi befreienden und belebenden Odem nicht verspüren, weil es kein Stück ist aus dem biblisch-kirchlichen Schatze, sondern aus dem Tempel der Schönheit zu uns dringt? Weil es nicht für die Gemeindeandacht, sondern als ein Gesellschaftslied im frohen Freundeskreise gedichtet ist?

Es ist noch nicht lange her, daß in einem mir sehr nahestehenden Hause ein lieber Sohn, im Begriff, nach Afrika zu gehen, auf lange Jahre Abschied nahm, — ein junger Kaufmann, mit ganzer Lust seinem Berufe ergeben, dabei von hochidealem Sinn, mit feurigen Augen und flammender Seele, erglühend für alles Schöne und Große, für Kunst und Wissenschaft, und in der Tiefe geweiht von dem ausgesprochen religiösen Sinn seiner Erziehung. Da, in der letzten Viertelstunde, als etwas wie bange Wehmut den Freundes- und Familienkreis beschleichen wollte, als die Herzen verstummten in ernsten Fragen zu Gott: — werden wir uns wiedersehen? wie wird's dem Jüngling ergehen über dem Weltmeer drüben in der fremden Welt? wird er Enttäuschungen Widerstand leisten? wird er bleiben, der er heute ist? — da trat die Mutter zum Klavier, umdrängt von der Schar der Ihrigen, des Sonntagnachmittags freundlicher Sonnenschein umleuchtete die andächtige Gruppe, die Akkorde

schlugen an, es erklang die Weise dieses Liedes, und alle stimmten begeistert ein: „Freude, schöner Götterfunken."

Als der letzte Vers verklungen war:

> Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
> Schwört bei diesem goldnen Wein,
> Dem Gelübde treu zu sein,
> Schwört es bei dem Sternenrichter!

— da noch ein inniges Umfangen, ein segnender, betender Vater- und Mutterkuß, und hinausstürmte das junge Leben, von den Brüdern und Jugendfreunden zum Schiffe geleitet. Die aber daheim blieben, sagten es sich, die Zurückkehrenden bestätigten es, und ein Brief aus der Ferne bezeugte es als lebendige Erfahrung, daß unter dem Gesange dieses Liedes der sie umfaßt gehalten habe, der einst gesprochen: Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Alle hatte das Gefühl beseelt, daß es in der ganzen Bibel und in dem ganzen Gesangbuche nichts gäbe, was sie mehr hätte trösten, erheben und mit Gott verknüpfen können, als das edle Schillerwort.

Höchste Ehrfurcht vor dem heiligen Gotteswort der Schrift! Aus ihm ist ja auch erst alles Große und Edle unsres Besitzes erstanden! Aber muß man es denn immer erst durch ein Bibelwort sich beglaubigen lassen, daß man religiös gestimmt ist? Wahrlich, mir scheint es evangelischer zu sein, Christi Nähe fühlen und erleben zu können, auch wenn er nicht im Prophetenmantel vom See Genezareth oder im Strahlenglanze kirchlicher Verklärung zu uns tritt!

Meine Freunde! Das Lied ist nur ein weltliches. Aber es ragt in unsere Zeit hinein wie ein Heiliges, das einen göttlichen Auftrag an uns hat. Es ist zunächst eine Mahnung in Bezug auf Ton und Art unsrer Geselligkeit. Bedenkt, es ist ein Gesellschaftslied, angestimmt und oft gesungen im Kreise heiter scherzender und die Tage mit lebensfroher Lust genießender Menschen, im Kreise Körners und seiner eben heimgeführten Gattin, deren Schwester und ihres Bräutigams und einiger gleichgestimmter Freunde, und in ihrer Mitte der sechsundzwanzigjährige Schiller.

Und nun dieser Gesang mit seinem weiten Horizont, mit seinem gedankenreichen Inhalt, mit seiner Tiefe der Empfindung, ein Rundgesang, wo nach jedem Verse der Chor die Gedanken und Gefühle, die der Singende wachgerufen hatte, auffaßt, um sie in edler Begeisterung in sich durchzuleben und die Seelen durch Zeit und Welt, durch die Ewigkeit und die Regionen, wo die Sonnen fliegen im prächtigen Plan, hinzutragen an das große Herz des lieben Vaters. Jeder Vers findet einen religiös vergeistigenden Abschluß. Was muß in Körners gastlichen Stunden — und dann nehmt das viele Jahre später entstandene Gesellschaftslied „Die vier Weltalter" hinzu, das uns das nächste Mal mitbeschäftigen soll — was muß an Goethes Tafelrunde für ein Geist geherrscht haben, daß man so etwas zu singen Sinn und Empfänglichkeit hatte!

Und diese Geselligkeitslieder Schillers sind damals überall dankbar aufgenommen worden. Sie wurden angestimmt bei fröhlichen Gelagen, im Zusammensein der Studenten, im Kreise derer, die in den Freiheitskampf von 1813 hinauszogen. Sie kamen auch nach Bremen, sie sind gesungen worden in den alten reichen Kaufmannshäusern hier an der Langenstraße, an der Obernstraße, wenn eure Großväter ihre Freunde zu bescheidener Mahlzeit zusammenriefen.

Dagegen unsere Geselligkeit? Wie ist da so vielfach der lukullische Speisezettel und die gedrängte Weinfolge die Hauptsache. Man schätzt nur die leichtbeflügelten Toaste, die buntschimmernd über die Oberfläche tänzeln, ohne das Wasser zu erregen. Man mag es nicht recht, wenn Gedanken angeschlagen werden, die mit Zumutungen wuchtig und groß an das Empfindungsleben herantreten.

Ich sage nichts gegen den Luxus an sich. Der kann unter Umständen und bei gewissen Gelegenheiten da, wo die Mittel vorhanden sind, sittlich berechtigt sein. Aber bedauerlich im höchsten Grade ist das Übermaß und die daraus sich ergebende Vorherrschaft des Sinnengenusses, die des Geistes Fülle und Leben erstickt und die Geselligkeit ihres idealen Gehaltes entleert. Daß doch dieses Lied an die Freude im Schillerjahre

eine Macht werden möchte, an der sich unser gesellschaftliches Leben zu seiner Vertiefung und Vergeistigung wieder zurechtfinden lernte! —

2.

Doch nun laßt uns näher auf dasselbe eingehen. Wir nannten es vorhin das Lied der erlösten Seele.

Seht, da sitzt der junge Schiller in Mannheim in den engsten, gedrücktesten Verhältnissen, infolgedessen in großer Sorge, von der Herausgabe seiner „Räuber" her ohnehin mit Schulden beladen, von seinem guten Vater, der aus der Ferne die Lage nicht verstehen kann, mit bitteren Vorwürfen überschüttet, dazu elend und krank, ganz aussichtslos. Plötzlich kommt aus Leipzig ein Brief von unbekannter Hand, ein so wunderbarer Brief: „Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so teuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dies macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfnis." Es müsse ein Ende nehmen mit dem Schreiben ums Brot und der bestellten Arbeit. „Alles, was die Geschichte in Charakteren und Situation Großes liefert, wartet auf Ihren Pinsel." Er solle sich losreißen und bei ihnen einkehren, um ganz in seinen Ideen schwelgen zu können und die großen Werke zu schaffen, die das Zeitalter und das Vaterland von ihm forderten. „Unser Wunsch ist, Sie glücklich zu wissen!"

Da geht des Dichters Seele auf, er fliegt diesem Rufe zu, er findet in Sachsen Menschen, so große, herrliche Menschen, und je mehr er sich ihnen erschließt, je mehr sie ihm ihr Herz öffnen, desto gewaltiger steigt es ihm auf aus der Tiefe der Brust, und die Wogen der jauchzenden Gefühle schlagen zusammen, der Hymnus der Erlösung durchschmettert die Welt — sein Freudelied.

Aber wir würden den Dichter falsch beurteilen, wenn wir uns diese Schöpfung allein aus der Befreiung von Sorgen erklären wollten. Schiller hat auch später noch Not und Leiden genug zu durchleben gehabt und er hat sie getragen mit starker Seele. Der äußere Druck war es nicht so sehr, der ihm sein inneres Sichentfalten unterbunden hatte. Der Mensch, der

wahre, tiefe Mensch lebt nicht vom Brot allein. Worunter er in Mannheim am meisten gelitten hatte, das war die Verständnislosigkeit, die ihn dort umgab, die entsetzliche Lieblosigkeit, mit der man, ob man auch vollständig seine Bedeutung, seine Kraft, sein herrliches Schaffensvermögen ahnte, ihn in den armseligsten und erbärmlichsten Erdenkleinigkeiten sich abquälen ließ, daß er, ausgenutzt und in jeder Weise zurückgesetzt und niedergehalten, die Flügel nicht regen konnte.

Er hatte die Menschen, wie er sagt, mit so warmer Seele umfangen, aber gefunden, daß er einen Eisklumpen an seine Brust gedrückt habe! Als er nun so am Menschenherzen irre zu werden begann, wie lag es da nahe, daß seinem Geiste, der ja mit dem Blicke des Tragikers so schon dem Geheimnisvollen und Erschütternden im Walten der Gottheit zugekehrt war, diese sich ganz in finstere Wolken verhüllte. Er war in Gefahr gewesen, in Pessimismus zu versinken. Wo aber der Pessimismus, mehr als nur eine Verirrung des Gedankens, zur Lebensstimmung wird, da ist im Absterben der schönsten Seelenkräfte das Grab da für alles große, gesunde Schaffen.

Wohl denen, die „durch das Jammertal gehen und machen daselbst Brunnen," hören wir bei dem Psalmisten. Ein pessimistischer Schiller hätte unserem Volke diesen Heilsdienst nie erweisen können. Hier bewahrte ihn uns Gottes Hand. Sie reißt ihn heraus, er findet wieder Menschenherzen, jetzt strömt die Liebezuversicht wieder lebendig durch seine Seele, und darüber hellt sein Blick sich wieder auf, — das war der eigentliche Grund seiner Freude:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!

Ja, die wahre, große Freude gibt nicht Erdengewinn, nicht Erdenlust. Sie ist das Glück der Liebe, das Bewußtsein, geliebt zu werden und lieben zu dürfen, und das Gefühl, durch den, den das Herz umfaßt, zuzunehmen an eigenem, tiefinnerlichem Lebensbesitz.

Doch noch einen anderen Weg zur echten, tiefen Lebens-

freude kennt der Dichter. Und auch der öffnete sich ihm im Umgang mit Körner, dem Schüler Kants, der den Freund in die Lehre des Meisters, des klaren, scharfen Denkers einführte. Neue Erkenntnisse gehen beseligend ihm auf:

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.

Das sind die heiligsten Freudenstunden eines suchenden, nach Licht verlangenden Geistes, wenn er etwas geahnt, dunkel gefühlt hat, und nun vielleicht nach jahrelangem Mühen plötzlich die Beobachtung, das Experiment auf die Annahme der Vernunft stimmt, und wieder ein Weltgesetz, ein göttlicher Leitgedanke der Zukunft seine Hülle vor dem durchdringenden Auge fallen läßt. O entzückende Wonne des Daseins!

Oder denke an Luther, wie er in seiner Klosterzelle keinen Frieden finden kann; wie er das Ungenügende und Unwahre im kirchlichen Wesen empfindet und in seinem Ringen nach Seligkeit keinen Rat weiß zu seines Herzens Erhebung; wie da auf einmal Gott der Herr ihm aus des Paulus Briefe Antwort gibt auf das Schreien seiner Seele, und er sich nun mit der Erkenntnis von Gottes Gnade in einem ganz neuen Dasein fühlt.

Und solche beglückende Inspirationsaugenblicke kennt der Künstler, wenn er, umdrängt von einem Gewirr, das keine Gestalt annehmen will, fast verzweifelnd an dem Chaos, das auf ihm lastet, endlich das schöpferische Werde! vernimmt; wenn mit einem Schlage alles Form und Leben ist, und die Schönheit vor ihm steht und zu ihm spricht: Hier bin ich, hier hast du meine Kinder. Das sind Momente, die hinausglänzen auf Jahre, Jahrzehnte banger Lebensunruhe.

Daneben dann der Mann der praktischen Unternehmungen. Er durchschaut den Knäuel der Gegenwart, da sieht er Ziele und Wege, die noch kein Auge wahrgenommen hat, Bedürfnisse, die noch im Zeitenschoße schlummern, Pläne und Werke, die die Lösung vieler Schwierigkeiten der Gegenwart bedeuten werden. Er greift zu mit sicherer Hand, mit kühnem Wagemut — das bringt ihm Millionen, aber nicht diese Millionen

machen ihn zum reichen Mann, sondern der Gedanke, ein Entdecker, seinem Geschlechte ein Führer geworden zu sein.

Das ist Freude! Nicht minder aber, und auch hier wieder redet der Dichter aus Erfahrung, — noch kurz vor seinem Scheiden aus Mannheim hat er ja eine schwere sittliche Anfechtung siegreich bestanden — der Triumph des Charakters, das Sichdurchkämpfen zu der Menschheit Würde und Adel, das große Wollen und Vorhaben mit sich selbst, das Vorwärtskommen in seinem moralischen Bestande und das Aufsteigen trotz aller Schwächen des Augenblicks, trotz aller Versäumnisse, trotz zeitweiligen Zurückgleitens, das Emporklimmen ob auch mit dem Opfer von Resignationen. Es sind das Schmerzen voll bitterer Süßigkeit:

Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn!

Und noch einen vierten Pfad zeigt uns Schiller hier zu des Lebens großer Freude:

Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn

— der Mensch in seinem Fragen nach des Lebens Rätsel hindurchgedrungen durch alle Zweifel der Vernunft zum Erfassen der Ewigkeit in seiner Brust, zum Gefühl des Göttlichen und Unvergänglichen in seiner Persönlichkeit, hindurch zu der nun unerschütterlichen und so unendlich froh machenden Gewißheit seines dereinstigen Eingehens in ein höheres Leben.

3.

Liebe Gemeinde! Ist das alles nicht eine Auslegung des Apostelwortes: Freuet euch in dem Herrn allewege?

Mancher wird vielleicht nur das letztere als christliche Glaubensfreude gelten lassen wollen. Mit Unrecht. Auch was in aufrichtigem Suchen nach sittlicher Vollendung und dazu im Ringen mit Fleisch und Blut an Herzenswohlsein genossen wird, sind Früchte, gewachsen an der Straße, auf die sein Geist der Selbstverleugnung und der seelischen Reinheit uns hingezogen hat, mag auch dabei Christi Name nicht immer erklingen.

Und wenn Liebe und Freundschaft echt sind, wenn da die Geister der Menschen sich umfangen in Treue und großer Gesinnung, und schöne, hohe Ideale das Band der Gemeinschaft bilden, dann durchleuchtet sie damit der Glanz des Herrn, und was man lebt, ist Freude in Christo. Man sagt sich das nicht mit vollem Bewußtsein, aber es kommen in solchem Seelenbunde Augenblicke, wo man den Freudespender deutlich gewahrt. Erzählt ja doch Schiller in seinen Briefen von einer Stunde in jener Zeit, wo er, auf einige Tage von Körner getrennt, bei dem Gedanken an den Freund die Empfindung gehabt habe, als ob die Orgel ertönte, und eine Hand ihm das Abendmahl reichte, und er die Worte vernähme: Solches tut zu meinem Gedächtnis! „O wie schön und wie göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf dem Wege zur Gottheit begegnen!" ruft er ihm zu.

Nicht minder ist es des Heilands Sinn, der dem Forscher, dem Künstler, dem auf irgend einem Gebiete Großes vollbringenden Geist seine Lebenswonnen bereitet. Haben sie etwas geschaffen, was die Menschen erhebt und Gottes Absichten verwirklicht, so haben sie es als seine Geistesgenossen getan, denn sie haben ihr Leben gelassen in ihrem Werke, ihr bestes Herzblut und ihres Lebens Ruhe und Genuß.

Von dieser Freude im Herrn ist das ganze Lied ein Zeugnis. Alles, was hier der Dichter singt, ist Anbetung vor dem lieben Vater im Himmel. Und das ist ja auch die Wirkung der Freude, du weißt es. Vielleicht im Unglück hat es sich nicht an dir erfüllt: Not lehrt beten. Aber als deines Lebens unaussprechliche Freude über dich kam, da falteten sich deine Hände in tiefer Inbrunst der Seele. Und wenn der Unglaube dem Menschen seinen Gott genommen hätte, in solchen Stunden macht er sich einen Gott. Wie die Heiden in frommer Ahnung niederfallen vor der Kreatur, so umfaßt der Glückselige ein Etwas, was Gott geschaffen hat, und drückt es an sein Herz, und dieses Küssen und Umfangen ist Anbetung. Die Freude stimmt religiös.

Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

Bei Schiller aber ist das Religiöse doch nicht nur Wirkung, sondern Ursache der Freude. Das ist so recht eigentlich der Grund seines Jubels, daß die schwarzen Schatten weichen, die ihm alles verfinstert hatten, daß die Tiefen des Lebens, die schauerlich ernsten, sich wieder aufzuklären beginnen, daß Gott aus seiner Umdüsterung heraustritt, und er im Walten der Vorsehung, auch wo es furchtbar und zerstörend erscheint, wo es Weh und Leid, Entsagung und Entbehrung verhängt, den Gott der freundlichen Gedanken ahnen darf, der doch schließlich nur unser Bestes wirkt.

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.

Da stürzt es dem jugendlichen Sinn über die Lippen: „Dieses Glas dem guten Geist!" Es ist die heidnische Sitte des Trankopfers, die für manche christliche Empfindungsweise etwas Störendes haben mag. Wenn sie aber aus so ehrlichem Herzenssinne hervorginge wie hier, mit solcher Weihe und Würde des Gemütes vollbracht würde, und ein so freudiges Aufjauchzen über Gott, sein Lieben, Segnen und Wohltun zum Ausdruck brächte, so möchte ich sie mir an unsren festlichen Tafeln, von denen falsche Scham das Gebetswort verscheucht hat, gerne gefallen lassen.

Alle wahre Freude ist in ihrer letzten Ursache Sonnenblick, ein Blick in die Sonne des Lebens und die dankbare Empfindung dafür, daß sie uns scheint, daß sie so hell und warm und belebend auf uns niederscheint.

Das ist es, was uns froh und glücklich macht, ob nun die Liebe der Menschen sich uns geschenkt, oder eine Wahrheit, ein Großes und Herrliches sich uns dargeboten hat, ob wir etwas erreicht haben oder innerlich etwas geworden sind, ob Irdisches oder Ewiges uns zu teil geworden ist — das ist es: wir haben Berührung gefunden mit einem heiligen Willen, mit göttlichen Gedanken, mit seinen Ordnungen und Gesetzen, mit des Geistes Fülle, seiner Liebe Fülle, seiner Liebe allgewaltiger Schöpferkraft. Unter dieser Berührung von oben schließen sich nun in

uns neue, ungekannte Tiefen auf, aus denen bricht es hervor: Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin, durch des Schöpfers Kraft ein Schöpfer, ein Starker, ein Gewaltiger, so wandle ich fortan meine Bahn fest und mutig und meiner selbst gewiß wie ein Held zum Siegen!

Das ist das Wesen der Freude! Das ist die Schillerfreude! In solcher Freude hat er sich in diesen Tagen aufgerichtet zur ganzen Größe seines Dichterberufes, der ihm zuletzt manchmal hatte zweifelhaft werden wollen. Jetzt weiß und fühlt er es: mit ihm sind die himmlischen Mächte, die haben ihn erkoren zu Deutschlands Shakespeare, die haben es ihm aufgetragen und werden ihn instand setzen, den Geschlechtern aller Zeiten Unsterbliches zu schaffen. Und das sollte nicht Freude im Herrn sein? Eine größere, seligere Freude kenne ich nicht, als diese Freude der gewaltigen, vom Himmel geweihten Schaffenskraft des Menschen!

4.

Wie weitet sie das Herz, wie vertieft, wie veredelt sie es, wie beweist sie es gleich der Welt, daß jetzt Christus darin seinen Thron aufgeschlagen hat! Ist auch der die Millionen umschlingende Weltenkuß jener kosmopolitisch gerichteten Jugendtage Schillers für uns eine unmögliche Empfindung geworden, so haben wir es doch schon alle mit ihm erfahren, wie solche hohe Freude eine unendliche Liebe weckt. Da möchte man alles beglücken, alle Traurigen aufrichten, jedem Leidenden die helfende Hand reichen.

Gram und Armut soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreun.

In solcher Stimmung greift mit Dankgefühl zu dem Gott, der ihn gesegnet hat, des reichen Mannes Hand zur Feder und sendet aus seinem Überfluß goldnen Sonnenschein in das verdunkelte Haus seines Nächsten, in die Lebensarbeit des von Sorgen gehemmten Bruders, in die Schmerzensseufzer derer, die noch nicht geboren sind. O daß sie uns allzeit bliebe, die schöne Sitte der alten Bremer, in Stunden großen Glückes hohe Legate, reiche Vermächtnisse auszusetzen für die edlen Zwecke des Wohltuns! Daß doch die Söhne der Väter würdig blieben

wie in ihrer kaufmännischen Weltbedeutung, so auch im Adel der edelmenschlichen Gesinnung!

Und wo die Freude nicht aus Erdenbesitz etwas stiften und Forderungen streichen kann aus ihrem Rechenbuche, da streicht sie doch mit kräftigem Zuge alles durch im Schuldbuch des Herzens, was der Menschen Unrecht uns Böses getan, wie sie uns das Leben verkümmert, unser Wirken uns erschwert und vielleicht so oft den Sinn uns verbittert haben. An alles das wollen wir mit dem Dichter nicht mehr denken: es ist vergeben, vergessen, „ausgesöhnt die ganze Welt!"

So steht unser Schiller da mit befreiter Seele, und nun werden aus dieser Brust voll Frieden und Freude in seiner Jamben leuchtendem Flusse Wasser des Lebens niederströmen auf sein Volk, die Geister des reinen Lichtes und der gereiften Aufklärung, die Worte edler, zuchtvoller Freiheit, die Mächte der Erhebung und der Verklärung des Irdischen, — das ganze Leben in tiefem Herzensdank nun eine einzige große Gottestat: das ist die Freude im Herrn!

Zu ihr rufe ich euch alle auf, ihr Mühseligen und Beladenen, die ihr, niedergedrückt vom Leben, vielleicht wähnt, für euch gäbe es keine Erhebung mehr. Was auch euch noch beschieden sein kann an freundlicher Wendung eures Geschickes, wißt ihr nicht. Gottes Wege sind wunderbar, er holt gar schnell aus der Tiefe herauf. Nimm dieses Wort vom Anfang unseres Gottesdienstes immerhin als Verheißung mit in dein Haus und Leben. Bewahre es in stillem, fromm seiner Vorsehung vertrauendem Herzen.

Aber daß du dir nicht eitle Träume daraus spinnest und den Glauben an dein Glück nur ganz auf äußere Ereignisse bauest, die so, wie du es wohl haben möchtest, vielleicht nie eintreten werden, so nimm auch noch ein Schillerwort dazu mit, das aus seiner Antwort auf Körners ersten, huldigend begrüßenden Brief nach Mannheim: „Ich habe wenig Freuden des Lebens genossen", schreibt der Dichter, „aber — das ist das Stolzeste, was ich über mich aussprechen kann — diese wenigen habe ich meinem Herzen zu danken."

Ja, aus dem Herzen gehen unsere Freuden! Möge das der Eindruck sein, der bleibende Gewinn von dieser Betrachtung über Schillers Erlösungshymnus, daß wir in die Tiefen unsers Wesens greifen und darin erwecken den großen, guten Willen, den Willen zur Liebe, zur Wahrheit, zu heiliger Arbeit an uns selbst, zu schöner, herrlicher Lebenstat und darauf unsere meiste Hoffnung setzen. Des Daseins höchste Freude können und wollen wir uns selber schaffen!

So gehe hin ein Strebender, ein Schaffender, ein Mensch der idealen Energie. Und mußt du auch noch durch viele Schmerzen hindurch, ich weiß, es wird sich dir alles aufhellen, und schließlich wird sie doch aus deinem Innern dir ersteigen, die hehre, die göttliche Freude. Und wie Beethoven Schillers Lied in seiner großen neunten Symphonie den gewaltigen Ehrenplatz gegeben hat, so wird auch bei dir Freude im Herrn das triumphierende Finale deines Lebens sein! Amen.

Vater Unser. Segen.

Schlußvers:

Du bist ein Geist der Freuden,
Vom Trauern hältst du nicht,
Erleuchtest uns im Leiden
Mit deines Trostes Licht.
Ach ja, wie manches Mal
Hast du mit süßen Worten
Mir aufgetan die Pforten
Zum güldnen Freudensaal!

5.

Die Götter Griechenlands.

Die vier Weltalter.

Gottesdienst am Sonntage Septuagesimae.

Gemeindelied. Schlußverse:
(„Die Himmel rühmen")

Mein ist die Kraft, mein ist Himmel und Erde;
An meinen Werken kennst du mich.
Ich bin's und werde sein, der ich sein werde,
Dein Gott und Vater ewiglich.

Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,
Ein Gott der Ordnung und dein Heil;
Ich bin's! mich liebe von ganzem Gemüte,
Und nimm an meiner Gnade teil.

Schriftverlesung am Altare:

Psalm 139, 1—10.

Herr, du erforschest mich und kennest mich. Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es, du verstehest meine Gedanken von ferne. Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehest alle meine Wege.

Denn siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, Herr, nicht alles wissest. Du schaffest es, was ich vor oder hernach tue, und hältst deine Hand über mir. Solches Erkenntnis ist mir zu wunderlich und zu hoch, ich kann es nicht begreifen.

Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? Und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten.

Jeremias 23, 23—24.

Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott, der ferne sei? Meinest du, daß sich jemand so

heimlich verbergen könne, daß ich ihn nicht sehe? spricht der Herr. Bin ich es nicht, der Himmel und Erde füllet? spricht der Herr. Halleluja!

Altargebet:

O du, zu dem aus tausend Welten,
Im grenzenlosen Raum zerstreut,
Gebete steigen, dem die Andacht
Des Dankes Opfer liebend weiht;
O du, vor dem des Sturmes Toben,
Des Donners Macht sich schweigend neigt,
Vor dem in tiefer, heil'ger Ehrfurcht
Der höchste Geist sich niederbeugt:
Auch wir mit Millionen Wesen,
Die still anbetend dir sich nah'n,
Auch wir, Herr, sinken vor dir nieder
Und beten dich in Demut an.

Wir tragen dein Gebot im Herzen,
Du schufst uns, Herr, nach deinem Bild:
O daß wir dir auch ähnlich würden,
So treu wie du, so gut und mild.
Ein leerer Schall sind unsre Worte,
Nur Lippenwerk ist das Gebet,
Wenn nicht darin der Geist der Liebe,
Der Geist der Güte segnend weht.
Komm denn zu uns mit deinem Segen,
Gib uns des Mittlers großen Sinn
Und leite uns auf seinen Wegen
Zu deiner Gottheit, Vater, hin! Amen.

Zwischenvers:

Dir, dir, Jehovah, will ich singen,
Denn wo ist doch ein solcher Gott wie du?
Dir will ich meine Lieder bringen,
Ach, gib mir deines Geistes Kraft dazu,
Daß ich es tu' im Namen Jesu Christ,
So wie es dir durch ihn gefällig ist.

Psalm 42, 3:

Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott! Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?

1.

Liebe Gemeinde! Noch hallen in uns nach die großen, schönen Töne aus Schillers Freudeliede, dieses Aufjauchzen

des beseligten Dichterherzens, getragen von dem Glauben an die Gottesmächte, die die Welt erfüllen und seine und aller Menschen Geschicke freundlich lenken: der Hymnus auf den Gott und Vater der Liebe.

Diese Überzeugung ist dem Dichter geblieben, auch wenn die Freudenstimmung selbst einmal wieder zurückgedrängt wurde. „Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt!“ — ruft er auf der Höhe seines Lebens, und diese seine Gottgewißheit war durchklungen von christlichen Glaubenstönen. Daß der große, herrliche Geist der Welt in all seinem Bilden und Erziehen väterliche Absichten hat, an diesem Bewußtsein ist er nicht irre geworden durch die gewaltig ernsten Einblicke in die Tragik des Lebens, die dem Dramatiker sich erschließen mußten. Wie der Tau des Himmels, von tausend Sonnen durchperlt, liegt diese christlich freudige Gottesanschauung verklärend auf seinem dichterischen Lebenswerke.

Wirklich? Auch auf diesem zwei und ein halb Jahre nach dem Freudeliede entstandenen Gedichte, das gegen „den finsteren Ernst und das traurige Entsagen“ des Christentums den ganzen Chor des Olymps anruft; das den Zeus, die Venus, den Apollo, den Dionys und die alten Berg- und Quellgeister wieder erwecken und den Wonnedienst des griechischen Altertums in seinen lachenden Tempeln unter uns wieder beleben möchte oder das, wenn dies auch nicht möglich wäre, den Untergang des Heidentums schmerzlich beklagt?

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordens schauerlichem Wehn;
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.
Traurig such' ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr;
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach, sie wiederhallen leer!

Ja, sie kehrten heim, und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.

Wer aber darin eine Herzensabsage von dem Monotheismus der christlichen Gotteserkenntnis sieht oder auch nur den Wunsch, daß wir doch noch den heidnisch-polytheistischen Glauben der Griechen haben könnten, der kennt Schiller herzlich schlecht.

Nicht nur hat er bald nach der Entstehung dieses Gedichtes in der Jenaer Antrittsvorlesung das Christentum das „wichtigste Faktum für die Weltgeschichte" genannt. Er hat später seinem Freunde Goethe gegenüber in seiner großartigen Kritik von dessen „Wilhelm Meister" das Bekenntnis abgelegt: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. . . . Es ist in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion." Das heißt aber im Munde Schillers: die einzige, die dem höher gerichteten Menschen entsprechend ist.

In einem Gespräch mit seiner Schwägerin hat er die Äußerung getan: „Das Christentum hat die Geistigkeit des Daseins erhöht und der Menschheit ein neues — er meint ein edleres — Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Aussicht eröffnete."

Dem entspricht es, daß er drei Jahre vor seinem Tode in den „Vier Weltaltern" die Erscheinung des Christentums mit den Worten einführte: „Und der Mensch griff denkend in seine Brust." Das ist das ehrenvollste Urteil über die Bedeutung der neuen Religion, das ein Schiller auszusprechen vermag: erst nach dem Zusammenbruch der griechischen Vielgötterei ist die Menschheit fähig geworden, sich in der Wahrheit, Freiheit und Reinheit ihrer höheren Natur zu erfassen; erwacht aus dem nur dem Irdischen und dem Augenblick ergebenen Hinleben in der, wenn auch vergeistigten, Sinnenwelt des Griechentums, ergriff er nun in sich ein Übersinnliches, er betrat den Boden

eines idealen Lebens und begann nun ein in die Zukunft, zu immer höheren Zwecken und Aufgaben hinauszielendes sittliches Entwicklungsdasein. Damit feiert Schiller das Christentum als die Erlösung der Geister.

So ist denn ein Zurückverlangen nach dem griechischen Heidentum bei dem Dichter völlig ausgeschlossen. Und doch wird das Gedicht so oft in diesem Sinne, wenigstens als ein Zeugnis der Feindschaft gegen den Gottesglauben des Christentums, aufgefaßt. Als das damals in bissigem Angriff Friedrich Stolberg so verstand, hat Schiller das als einfältiges Zeug bezeichnet. Er würde in ähnlichem Urteil sich gegen David Friedrich Strauß gewehrt haben, der in seinem „Alten und neuen Glauben" Schillers „Götter Griechenlands" begrüßt hat als das kühn und klangvoll gegen das Christentum gesprochene Wort, das von jeher dem Humanismus auf der Seele gelegen hätte.

Ja, das Gedicht ist ein Wort, das, wie wir nachher sehen werden, auch heute wieder vielen auf der Seele liegt, nur daß es sich nicht gegen den reinen und echten Gottesglauben des Christentums richtet. Wir werden im Gegenteil von einem in unseren Versen enthaltenen Zeugnis für diesen, für seine Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit reden dürfen. Das tiefere menschliche Bedürfnis kann ohne den Gott, wie ihn schon Israels große Propheten ersehnt haben, und wie ihn dann Jesus in sich offenbart und dargelebt hat, gar nicht existieren. „Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?" heißt es in den Psalmen. Hier liegt der Schlüssel zu Schillers „Göttern Griechenlands". Das Lied der vermeintlichen Christentumsfeindschaft ist

des Dichters Ruf nach dem lebendigen Gott.

2.

Weißt du, mein Freund, was das heißt, dürsten nach dem lebendigen Gott? Du stehst am Sarge eines dir teuren Menschen. Dein Seelsorger hat dir die freundlichsten Worte zugesprochen. Alle, die dich lieb haben, trösten dich. Sein und

ihr Wort weist dich hin auf den lieben Vater, der den Entschlafenen in seinen Frieden, in seine Herrlichkeit aufgenommen habe. Was sie damit sagen, ist ganz deine Überzeugung. Du bist auf das bestimmteste durchdrungen von dem Glauben an die Unsterblichkeit, auch von dem Glauben an die Vaterliebe, die, so unbegreiflich sie hier ist, doch auch in diesem Wehetun mit dir und ihm Gedanken des Friedens hat. Das alles steht dir fest und — gibt dir doch keinen Trost; was Menschen davon sagen, was du dir selbst sagst, vermag dich nicht aufzurichten. Aus deiner bangen Seele seufzt es, ein sehnsüchtiges Verlangen nach unmittelbarer Geistesberührung, nach lebendiger Gotterfahrung: Ach, daß er in heiliger Gewalt seine Hand auf mein Herz legen wollte, damit es zu bluten aufhörte! Daß er doch selbst, der Himmlische, mit seiner Ruhe und seinem Frieden versöhnend in meine Brust einziehen wollte und seinem Kinde Vaterworte der Erquickung zusprechen möchte! Meine Seele dürstet nach Gotterleben, daß ich ihm ins Angesicht schauen und damit aus dem Banne der Trauer und des Leides erwachen könnte zu neuem Lebensmute!

Oder du mußt durch schwere sittliche Anfechtungen hindurchgehen. Ernst redet zu dir das Gesetz, und Menschen, die es mit dir treu meinen, regen dein Gewissen in seiner Tiefe auf. Du kennst deine Pflicht, und was du sollst, das willst du auch. Aber die Leidenschaft braust, ihre Wogen gehen stürmend über deine Kraft hin, und was du dir eben noch so fest vorgenommen hast, das wankt schon im nächsten Augenblick, unterspült von Gedanken und Empfindungen, von Herzensregungen und Trieben, über die du nicht Herr bist. Ach, daß der Allmächtige sich deiner annähme! Daß er stark und lebendig dir zur Seite träte und deinen schwachen Sinn erfüllte mit seiner Weihe, mit seinem bewahrenden und stählenden Beistand!

Du leidest unter dem Gefühl der Schuld. Zwar hast du vielleicht nichts auf dem Gewissen, was vor Menschenaugen so schlimm ist. Du bist aber erwacht zum Bewußtsein eines höheren Daseinszweckes und siehst hinter dir Jahrzehnte eines verträumten, mit Kleinigkeiten erfüllten, in Oberflächlichkeit dahingegangenen

Lebens. Das tut dir weh, das bereust du schmerzlich; du empfindest es als ein schweres Unrecht, begangen an dem Gott, der dir Großes anvertraut, viel von dir gefordert hatte, und dem du nicht Treue und Gehorsam geleistet hast. Kann mir denn das Gott vergeben? Er will es und wird es, sagt man dir, wenn du es ernst meinst! — O, daß er mir das doch selber sagte, daß ich doch, froh und frei werdend, seine Stimme vernähme in meinem Herzen; daß ich etwas fühlte von dem Anruf seines Geistes: Siehe, nun soll zwischen uns alles neu sein!

Das ist das Dürsten nach dem lebendigen Gott, die Sehnsucht nach innerlichster, persönlicher Gotterfahrung, daß man zu ihm sprechen könne: Mein Herr und Gott, mein Vater, den ich in mir fühle, lebe und habe!

Nun denke dir, du wärest mit tief religiösem, vom Walten heiliger Mächte der Liebe und Weisheit fest überzeugtem Herzen hineinversetzt in eine Lebenslage, wo alles, was dich umgibt, rauh und unfreundlich ist. Die Menschen ringsum fremd, ohne Entgegenkommen, ohne Mitgefühl, ohne Würdigung deiner Bedürfnisse und deiner Leistungskraft. Unverstanden und unbeachtet stündest du da in einem so öden, nichts von Ermutigung und Freude dir bietenden Leben. Da schreit deine Seele nach Sonnenschein, nach Geisteszuspruch. Nicht daß du zweifeltest an den Gottesgedanken in deinem Geschick, — aber daß sie doch nur ein wenig deinem Auge sich zeigten in ihrer klärenden, segensreich bestimmenden Gewalt! Daß sie sich dir kund tun möchten in einer dein Inneres erwärmenden, die frohen Geister wieder belebenden Berührung! Nach etwas Gott-Erleben in dem leeren, kalten Leben verlangt der vereinsamte Mensch.

So ging es damals unserm Schiller in seiner ersten Weimarer Zeit. Aus dem beglückenden Leben in Körners Freundschaft herausgerissen, stand er nun in einer Welt, wo ihm überall nur Goethe, Goethe entgegenklang. Der war die Sonne, um den sich die Geister drehten. An ihm, der doch der Geisteswelt seines Volkes auch schon so Großes geschaffen, aus heißem Lebensquell heraus seiner Jugend Bestes gegeben hatte, wirbelte

fast alles vorbei und breitete verdunkelnden Schatten über seine Gegenwart. Allerlei andere Umstände, sein körperliches Befinden, neue Sorgen, die Aussichtslosigkeit seiner Lage kamen hinzu, um ihm sein echoloses Dasein über die Maßen arm und dürr erscheinen zu lassen.

In solcher Stimmung quillt es ihm aus der Brust herauf wie Sehnsucht nach Herzensanschluß, Geisteskundtuung, Gottesnähe — ein schmerzlich wehmütiges Ausgreifen der Seele nach jener Liebe des Himmels, die dort sein großes Freudelied aus beseligender Erfahrung gepriesen hatte, und die jetzt seinem Gefühl sich so ganz entzieht. Wenn man sich das vergegenwärtigt, wird man wohl den Eindruck gewinnen, daß es über manchem Worte der „Götter Griechenlands" sich zu lichten beginnt.

3.

Aber wir müssen tiefer gehen, zurück in seine Kindheitstage. Verfolget mit mir die Geschichte seines Gottesglaubens. Es spiegelt sich darin vielleicht auch dein schmerzliches Erleben, das Sehnen und Suchen unserer Herzen.

Schiller hatte unter der Erziehung eines wahrhaft evangelischen Hauses eine ausgesprochen religiöse Richtung bekommen. Seine Seele dürstete nach Gott. So wuchs er auf. Es kamen die Jahre, wo der nun mehr in das Innere der Religion eindringende Schulunterricht, dazu dann die Unterweisung vor der Konfirmation ihn der Kirche näher bringen sollte. Er freute sich auf die herrliche Welt, die sich ihm jetzt aufschließen sollte, wie er Gott nun gewissermaßen von Angesicht schauen dürfte.

Da steht vor ihm der Spezial Zilling, der richtige Kirchenmann im üblen Sinne des Wortes, in seinen Anschauungen der verknöcherte Dogmatiker, in seiner Empfindungsweise der weltabgewandte Pietist, in seinem ganzen Wesen der herrschsüchtige Hierarch mit strenger Kirchenzucht. Nicht ein hochsinniger, geistvoller Vertreter der Liebesreligion des Christentums mit ihrem edlen Ernst, sondern die Verkörperung eines alles niedergeißelnden, die menschliche Natur nicht erhebenden, läuternden und verklärenden, sondern unbarmherzig ertötenden Christus der

Satzung. „Finstrer Ernst und trauriges Entsagen" — so trat ihm die christliche Kirche entgegen!

Vor dieser harten Priestergestalt, deren Hand so eiskalt über sein warmes Herz fuhr, büßte er auch das rechte Zutrauen zu der Lehre der Kirche ein. Im blutigen Sühnopfer von Golgatha, wie es ihm dargestellt wurde, verwandelte sich ihm der himmlische Vater zu einer grausigen, schauerlichen Macht, vor der er erbebte, und die dem besseren Christensinn seines Inneren so gar nichts sein konnte. Dennoch versuchte er es immer wieder, in diesen Gottesbegriff sich einzuleben.

Nun betritt er die Karlsschule, noch ganz glaubenswillig, wenn auch kraft seiner edlen Natur nicht mehr recht glaubensfähig. Bald aber dringt die Bildung seiner Zeit auf ihn ein. Unter der naturwissenschaftlichen Erkenntnis von der gesetzmäßigen Ordnung der Dinge, in der die göttlichen Willkürtaten des Wunderglaubens keinen Platz mehr hatten, und unter dem Fortschritt seines Denkens, das ihn der Vorstellung von einem fernen, außerweltlichen Gott entfremden mußte, zerfiel er immer mehr mit dem Gottesglauben der Orthodoxie. Damit aber durchaus nicht mit dem des Christentums, — das sind zwei sehr verschiedene Dinge!

Nach dem Austritt aus der Akademie, auch in der Mannheimer Leidenszeit, stand ihm sein Gott innerlich völlig fest. Freilich, sein denkender, fragender Geist tastete noch unter Kritik und Zweifel an der bisherigen Auffassung unklar umher, und die lebendige Gotteserfahrung ging ihm darüber natürlich verloren.

Aus diesem Durst nach dem lebendigen Gott, daß er dahin kommen möchte, mit der Seele Augen sein Angesicht zu schauen, sind damals die Ideen seiner erst etwas später geschriebenen philosophischen Briefe entstanden. „Mein Herz suchte sich eine Philosophie" — schreibt in den Briefen Julius an Raphael — „und die Phantasie unterschob ihr Träume. Die wärmste war mir die wahre." Gott ist danach nicht ein Wesen für sich, sondern er geht in der Welt auf. Seine Gottheit ist ein unendlich geteiltes, im All zerfließendes, in den

Einzeldingen sein Stückdasein führendes, aus ihnen sich zusammensetzendes Gottesleben, — nur „aus dem Kelch des ganzen Geisterreiches schäumt ihm die Unendlichkeit". Das ist die Lehre des Pantheismus.

Solche Gottheit ohne Einheit und Bewußtsein ist zwar keine den religiösen Sinn wirklich befriedigende Macht. Aber erlöst von der Qual der Gottesferne und der Geistesleere der Welt, nicht minder von dem trotz des christlichen Vaternamens doch so finsteren Zornesgrollen des alten Kirchengottes, glaubte er damals, in dieser von Gottesfunken freundlich durchwobenen Welt sein volles Seelengenüge zu haben. „Jetzt, Raphael, ist alles bevölkert um mich herum. Es gibt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geist. Wo ich Bewegung bemerke, da rate ich auf einen Gedanken. Und so verstehe ich die Lehre von der Allgegenwart Gottes!"

Sein weiterer Lebensweg führte ihn zu Körner. Dieser, dem Geiste des Philosophen Kant zugewandt, durchleuchtete nun mit dem Lichte strengen und sittlich ernsten Denkens das Wirrsal des religiösen Wohlseins seines Dichterfreundes. Schiller wird an seiner pantheistischen Gottesanschauung irre: das ist kein Gott, der vor dem vernünftigen und dem sittlichen Bewußtsein bestehen kann, vor allem vor dem letzteren nicht, das doch in seiner ganzen Natur so tief begründet war. Gott kann nur sein eine in sich einige, denkend und wollend die Welt beherrschende Macht, eine heilige Persönlichkeit. Aber diese Persönlichkeit, der Vernunft unzugänglich, steht jenseits aller menschlichen Erkenntnis. Erhoben von der Größe dieses Gottesgedankens, erschrickt doch davor, je mehr sich das neue Gottesbewußtsein in ihm entfaltet, seine der innigen Berührung mit dem göttlichen Geiste bedürftige Seele.

Dieser Gott ist zwar ein ganz anderer, als der der kirchlich-orthodoxen Mythologie. Aber ist er nicht doch wieder eine dem Gefühl ferne Macht, ganz unerlebbar? Und ist er nicht nach Kants herber Auffassung in seiner unerbittlichen Verurteilung alles menschlich Natürlichen wieder ein gar furchtbarer Geister-

gebieter? Nach seinem ganzen sittlichen Drange und unter dem Zwange seiner Vernunft muß er sich zu diesem Gott bekennen. Aber zwischen dieser Erkenntnis des Denkers und dem christlich gestimmten Empfinden des Menschen liegt eine Kluft, und aus der schreit es empor: Wie ist doch die Welt mir nun wieder entgottet und das Herz gottverarmt!

Zwar in Körners Nähe bricht das noch nicht so deutlich durch. Da baut noch in reicher Liebeserfahrung das Lied „An die Freude“, das schon ganz in Kantischem Gottesbewußtsein gedacht ist, das aber in des Glückes Kühnheit den Sternenrichter doch als den lieben Vater preist, eine jubelnde Brücke zwischen Kopf und Herz. Anders dann aber in Weimar, in den Tagen seiner Verlassenheit. Da kommt das schmerzliche Entbehren des religiös nicht befriedigten Sinnes laut zu Worte: seine Seele dürstet nach dem lebendigen Gott, daß er doch wieder dahin gelangen könnte, seines Gottes Angesicht zu schauen!

Doch nicht in solchen Worten der Bibel findet das ihn so tief bewegende Bedürfnis des Inneren Ausdruck. Er ist ja gerade am Studium der Griechen. So wirft sich sein Geist auf die griechische Götterwelt. Nicht um sie wieder zu beleben, nicht um in ihr Ersatz zu finden. Eine Elegie hat er das Gedicht genannt. Er will sich daran ausklagen. Trauernd ruft er dem Altertum zu: O ihr Griechen, was seid ihr glücklich gewesen, daß ihr eure Götter euch noch so nahe wissen konntet, und daß euch die Welt nicht so gottentleert erschien! Meine Gotteserkenntnis ist zwar höher als die eure, ich besitze die Wahrheit, ihr lebtet dem Wahn; aber bin ich auch weiter als ihr und in sittlicher Beziehung reicher als ihr, so ist doch mein Gott nur ein Gott für Vernunft und Gewissen, aber kein Gott, den ich fühlen und erfahren kann. Ich spüre nicht sein Nahesein: „Ausgestorben trauert das Gefilde, keine Gottheit zeigt sich meinem Blick“, und „gleich dem toten Schlag der Pendeluhr dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere, die entgötterte Natur!“

Nun läuten ihm ja die Kirchenglocken. Er kann hineingehen. Herder predigt, der Dichter, der Klassiker im Talar. Er würde von ihm eine reine, große Auffassung des Christen-

tums vernehmen und in derselben ein Wort von dem Gott, der heiliger Wille und dabei doch die ewige Liebe, der von aller Kreatur sich unterscheidender Geist und dabei doch der innerweltliche Gott ist; der das All durchflutet, der Gott, in dem wir leben und weben, und der sich fühlen, erfahren läßt von jedem, der in Liebe zu den Menschen, in Reinheit der Gesinnung, in treuem Wirken und Schaffen ihn sucht und verehrt. Er würde, wenn er es nicht bei dem einen flüchtigen Besuche der Herderkirche belassen hätte, von dem er einmal redet, dort etwas gehört haben, was seinem eigenen späteren Gottesglauben, seinen mit den christlichen Empfindungen des Herzens zur Harmonie gestimmten Kantischen Anschauungen sehr verwandt gewesen wäre.

Aber die Kirche hat einst in ihrer armseligen Geistesenge und starren Bewegungslosigkeit der jungen Seele Gewalt angetan. Das hat ihn ihr innerlich entfremdet, wie sehr auch seine ganze dichterische Lebensarbeit ein Strom ist, der nach unserer festen Überzeugung einmal in die Kirche des deutschen Christentums einmünden muß, in die von allen ihrem Wesen widersprechenden Banden befreite, echte Geisteskirche der Zukunft. Auch hat sie ihm in seiner Jugend ein zu finsteres, asketisch verzerrtes und Kunst und Schönheit wie gottfeindliche Mächte verabscheuendes Gesicht gezeigt. Daß Religion und Poesie, Glaube und Kunst sich jemals verschmelzen könnten, wie er es am Ende seines Lebens uns als herrliche Perspektive eröffnet hat, das hielt er damals noch für unmöglich. Und so fließt denn hier in unserem Gedicht in die Sehnsuchtsklage nach dem lebendig nahen Gott auch der Ton hinein: O ihr Griechen, was seid ihr glücklich gewesen, daß ihr religiös sein und euren Göttern dienen konntet, ohne euren Kunstsinn, euren Schönheitsglauben und des Herzens Durst nach frischem, frohem Leben verleugnen zu müssen!

Ein Sehnsuchtsruf nach lebendigem Wiedererfahrendürfen des guten Geistes im Freudeliede und ein heißes Verlangen nach einer bei allem tiefen Ernst doch herzensfrohen Anbetung Gottes des Vaters im Geiste und in der Wahrheit, — das sind im letzten Grunde „die Götter Griechenlands“.

4.

Hinter diesen „Göttern Griechenlands“ steigen vor meinem Geiste heute allerlei Gestalten auf: die Tausende und Abertausende der redlichen Gottsucher unserer Zeit. Es sind Männer und Frauen mit ernstem Streben, denkende Menschen aus allen Schichten des Volkes. Sie leben in der Naturerkenntnis der Gegenwart, aber sie haben darin kein Genüge gefunden. Das grausige Gefühl, in einer seelenlosen Maschine hilflos und widerstandslos umgetrieben zu werden, hat sich ihrer Seele bemächtigt. Vor dem Unglauben, dem dadurch so viele verfallen sind, und dem vielleicht auch manche von ihnen lange gefrönt haben, erschrecken sie. Ihr besserer Sinn, des Herzens Wahrheitssinn drängt nach höherer, religiöser Auffassung der Welt. Häckels Welträtselreligion aber, die von der großen Masse nicht verstandene und deshalb nachgebetete Modereligion des Atheismus, durchschauen sie in ihrer Unwahrheit und Leere. Sie wollen und müssen an ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis festhalten, möchten aber doch von Herzen gern wieder Christen sein! Sie fragen und ringen nach einem Glauben, der auch sie wieder ihren Gott fühlen ließe.

Ein wunderbares Geistesgewühl umgibt uns heute in Büchern, die immer zahlreicher erscheinen, in Bildern der modernen Kunst, über die manche den Kopf schütteln, weil sie diese gigantischen Gestalten nicht begreifen: dieses Unheimliche, riesenhaft Ungeheuerliche, das mit knorrigen, ins Himmelsblau ragenden Baumästen verwachsen ist, das mit starrem Blicke, bang und weh, in die Tiefe gräbt oder mit krallenden Händen an Felsen rüttelt. Was das alles bedeutet? Es ist dieser Drang des Dürstens nach Gott, nach dem lebendigen Gott! Es ist das Bekenntnis: Ich halte es nicht mehr aus in dieser seelenlosen Öde! Ich muß meinen Glauben, das fromme Gotterleben meiner Jugend wieder haben, — nein, das nicht, ein Besseres, Höheres: eine Religion der Wahrheit und doch dabei des Herzens!

Das ist aus dem Geiste Schillerschen Gottersehnens der Notschrei unserer Zeit. Da kommt denn die Kirche und spricht: Laßt doch dieses gigantische Begehren, seid demütig, kehret kindlichen Gemütes zurück zu dem Glauben der Väter, nur so werdet

ihr euren Frieden, euer Genüge wiederfinden. Kehret zurück in frommer Einfalt zu der Glaubenswelt, die Luther unserem Volke in der Bibel erschlossen hat, — hier ist das heilige Wort, jedes Wort göttliche Offenbarung: da habt ihr nichts zu suchen, nichts zu ergraben, ihr braucht nur einfach glauben und nehmen!

Und die Antwort darauf? Meine Freunde! Sie ist und kann nur sein eine unbedingte Zurückweisung solcher Zumutung. Seitdem es in unserer Literatur „Götter Griechenlands" gibt, geht für die ringende Volksseele der Weg zu Gott und zu einer Frömmigkeit, in der die denkende und religiöse Lebensanschauung, mit einander versöhnt, lebendigen Glaubens froh werden können, nicht mehr so einfach durch die Bibel, am wenigsten unter orthodoxer Führung. Zu dieser hat das moderne Bewußtsein seit den Tagen Schillers all und jedes Vertrauen verloren!

Ich weiß, daß in unserer, ganz der freisinnigen Auffassung des Christentums huldigenden Ansgariikirche jetzt viele Glieder der strenggläubigen Gemeinden Bremens zu Gaste sind. Ihnen will ich es hiermit gesagt haben, daß ich, so fern ich ihren Glaubensansichten stehe, für sie und ihre Richtung Sympathie habe. Ich fühle mich zu euch unendlich wärmer hingezogen, als zu den leider ja auch in unseren Reihen vorhandenen „Gesinnungsgenossen", deren kirchlicher Liberalismus nur religiöse Gleichgültigkeit ist, und die, allem Kirchlichen verständnislos und teilnahmslos, mindestens schlaff und unlebendig gegenüberstehend, vor sich selbst erschrecken, wenn sie in ihrer glaubensstumpfen Seele mal einen Anhauch von religiöser Empfindung verspüren. Alle Achtung vor der Treue und dem Eifer auf eurer Seite und vor den herrlichen Gotteswerken, die der orthodoxe Protestantismus durch die Jahrhunderte hin in der Heidenmission, in der Fürsorge für die Elenden und in der Volkserziehung vollbracht hat Ich bin auch davon überzeugt, daß derselbe noch auf lange hinaus einen göttlichen Auftrag an unserem deutschen Volke hat.

Aber blind und anmaßend ist jede Orthodoxie, die nur in sich die Kirche und den Glauben sieht. Sie frevelt an Gott, an seinem heiligen Geist, an dem in der Führung unserer Kirche sich kundtuenden göttlichen Willen, wenn sie dem liberalen Pro-

testantismus sein Recht bestreitet. Über dessen Dasein leuchtet ein Gott will es, und er darf sagen: Von Gottes Gnaden bin ich, was ich bin! Wehe dem Kirchenregiment, das an uns freidenkende Geistliche um unserer Glaubensüberzeugung willen die Hand zu legen wagen wollte, — uns schützt und hält die Hand Gottes, und in seinem Auftrag stehen wir da! Möget ihr und eure orthodoxen Pastoren eure Aufgaben haben, zu deren Erfüllung uns vielleicht die rechte Gabe fehlt, so haben doch wir auch unsere Aufgaben von Gott empfangen, die nur wir vollbringen können, und die zu leisten ihr von eurem Standpunkte aus nie und nimmer fähig seid. Wir rechnen dazu die Mission unter den heidnischen Kulturvölkern, soweit es sich da nicht mehr um das Suchen und Fragen eines naiven, sondern eines unter dem Ringen wissenschaftlicher Welterkenntnis an seinem alten Glauben irre gewordenen religiösen Dranges handelt. Vor allem aber die ringenden Seelen in unserem eigenen Volke, die, zerfallen mit ihrem Kindheitsglauben, nach neuer lebendiger Religiosität sich sehnen, — denen könnt ihr Altgläubigen gar nichts mehr sein, die bringt ihr nie wieder zu eurem orthodoxen Christentum zurück, — für die sind wir da in der Gabe und Kraft, die unser Gott und Vater uns anvertraut hat.

Und für die sind wir schon deshalb berufen, weil wir, und nur wir allein in freudiger und aufrichtiger Anerkennung ihrer Lebensanschauung, hinter uns haben den Chor der großen Heroen Deutschlands, unserer Denker und Dichter, in deren Geiste jene gottsuchenden Seelen gewurzelt sind. Bei unserer Erkenntnis von Gott und Glauben und Christentum, bei unserer undogmatischen Auffassung vom Wesen und Inhalt der Religion, die nicht nach äußeren Maßstäben und nach den einzelnen Ansichten und Vorstellungen mißt, sondern auf das Innere schaut und den Kern prüft, — bei diesem unseren Standpunkte der Blickesweite und der Innerlichkeit haben wir es Gott sei Dank nicht nötig, wie einst der selige Mallet von St. Stephani, der im übrigen begeisterte Schillerfreund, es 1859 tun mußte, über unsern Dichter zu seufzen: Ach, wie schmerzt es mich, daß du deine Knie nicht gebeugt hast vor deinem Gott.

5.

Wenn einer seinen Sinn gebeugt hat vor Gott, vor dem Ewigen und seines Geistes heiligem Walten und, innerlichst verbunden mit der Liebesvorsehung, wie sie uns Jesus offenbarte, von der Herrlichkeit des göttlichen Geistes gezeugt hat, so war es Schiller. Ob auch sein Zeugnis nicht auf den biblisch-religiösen Ton gestimmt gewesen ist, so war er dennoch nicht nur ein Christ, der das Christentum als „Menschwerdung des Heiligen" in sich bewahrheitet hat, sondern in dem Tiefblick seiner Gotteserkenntnis ein Prophet und Apostel des Höchsten, von dem es gilt, was er, den Sänger zeichnend, in seinen „Vier Weltaltern" sagt:

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Und sehen wir sein dichterisches Schaffen darauf an, dann finden wir es darin bestätigt:

So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

Freilich in den „Göttern Griechenlands" fehlt ihm noch dieser Klarblick des beruhigten, gesicherten Gottesbesitzes. Der Gottesglaube, die Überzeugung von Gottes Dasein, durchaus nicht, aber das in sich frohe und freie Gottschauen, das der Mensch zu seinem Glücke braucht, und ohne das es keine gebende, weltfördernde Größe gibt. Gott ist ihm da erst noch eine philosophische Erkenntnis, die nicht recht zur lebendigen Erfahrung werden will, und aus diesem Entbehren seines Herzens ist, wie ich euch zeigte, die Elegie entstanden.

Was ihn aber an diesem Gotterleben allüberall und in jedem Moment verhinderte, das war, nachdem er aus den ungenügenden und unhaltbaren Ansichten von Gott, wie der Kirchenglaube sie ihm dargeboten, und wie er, davon abgestoßen, sie sich selbst dann zurechtgemacht hatte, zu der Gottesanschauung Kants

durchgedrungen war, das Herbe, Finsterstrenge und dabei auch wieder Weltferne in der philosophischen Gotteslehre.

Da hat dann aber der durchaus nach Jesu Geist gebildete Herzenssinn des Dichters, den wir vorhin von dem Christentum als der Religion der freien Neigung zum Guten sprechen hörten, diesen Eindruck der starren Kantischen Gottesstrenge bald überwunden. Wie vor Jesus die harten Züge im Angesicht des jüdischen Jehovah sich wandelten in die milden und gütigen des himmlischen Vaters, so klärte auch für Schiller das imperativische Antlitz seines Gottes sich freundlich auf, und mit dem heiligen sittlichen Ernste darin vermählte sich Güte und Liebe.

Und aus demselben Jesus so verwandten Dichterherzen, aus dessen reinen, schöpferischen Tiefen, erstieg ihm, je mehr das Gottesbewußtsein sich ihm aufhellte, seine Welt des schönen Scheins, wie er es nennt. Es ist die reiche Welt seiner großen, erhabenen Ideale, die ihm aber nicht Schaum, Luftgebilde, liebliche Täuschung, bloße Einbildung, dichterische Erfindung, sondern eine wirklich vorhandene höhere Geisteswelt ist. Zwar wird dieselbe nach Schiller sich im Irdischen nie ganz und rein verwirklichen; das Erdenleben und seine Erscheinungen wird immer hinter dem Ideale zurückbleiben. Doch diese schöne Welt des Guten und Wahren drängt beständig, ihre Ideale immer mehr durchsetzend, auf das reale Leben ein, — und in diesem eindringenden, alles durchwebenden, mit Licht und Kraft sich in die Herzen senkenden und die Welt gestaltenden Geistesleben des schönen, heiligen Ideals waltet nun die Gottheit, offenbart sie sich in ihrer Allmacht und Allgegenwart.

Das ist dann kein Gott mehr in unendlicher, nebelhafter Ferne. Ja ferne ist er uns wohl, insoweit wir eben nicht sind, was wir sein sollten, und vor seinem reinen, idealen Wesen das Menschliche sich verschließt und in seine arme Staubnatur sich flüchtet. Je mehr wir aber dieser Einwirkung des idealen Gotteswillens uns aufschließen, desto mehr verspüren wir sein belebendes und beseligendes Nahesein. „Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott, der ferne sei?“ Und dem ideal gesinnten Menschen wird er so zu der Macht,

die Himmel und Erde, die ihm sein ganzes Leben erfüllt, — die Sehnsucht der „Götter Griechenlands“ nach unmittelbarem, und beständigem Gott-Erleben ist gestillt!

6.

Nun gesteht zwar Schiller — zuerst in einem Briefe an Körner — daß er kein Beter sei. Das entfremdet ihn uns aber gar nicht. Wir geben es ihm gerne zu, daß ihn Gott trotzdem im Herzen trage, wie er das als sein bestimmtes Gefühl ausspricht. Sein ganzes Sinnen und Denken und Schaffen war eben in hoher Seelenrichtung ein Leben und Weben im Geist, ein Niedertauchen ins Ewige, wo in willigem Auftun seines Innern sich fortwährend ein Nehmen und Schöpfen aus Gottes Fülle vollzog. Man kann Gott anbeten, auch ohne daß die Hände sich falten, und bestimmte Bitten über die Lippen strömen; und ohne sich gerade an Gott zu richten, kann doch, was die Brust bewegt, die tiefste Andacht sein. Wie wäre denn sonst das Wort der Schrift zu verstehen: Betet ohne Unterlaß?

Dennoch möchte ich diese Gebetlosigkeit Schillers nicht als vorbildliche Größe in ihm hingestellt sehen. Es hat doch schon viele gegeben und gibt es auch noch, die bei gleicher idealer Seelenrichtung wie der Dichter in fast ununterbrochener Berührung mit dem Ewigen stehen, und die dabei doch das Bedürfnis haben, zu sprechen: Abba, lieber Vater! — die vielleicht keinen Tag mögen vorübergehen lassen, wo sie nicht in bewußter Andacht vor ihren Gott träten und, wie Luther sagt, zu ihm beteten, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater bitten.

Es tritt doch hier in der hohen Seelenfrömmigkeit Schillers ein Naturmangel zutage. Es fehlte ihm jeder mystische Zug, der uns zuweilen bei Goethe überrascht, ja der dort manchmal stark hervortritt. Der aber gehört zum ungeschmälerten Menschenwesen und ist vor allem von deutscher Art und deutscher Frömmigkeit unzertrennlich.

Uns Deutschen ist das Dürsten nach Gott, nach dem lebendigen Gott, nicht bloß Schillerscher Willensdrang nach dem Heiligen und Idealen, nach der unsere Brust durchleuchtenden Berührung

durch dieses; nicht bloß sein Seelendrang nach begeisterndem und vergeistigendem Zuspruch aus höheren Sphären, daß dieser uns froh mache und zu Taten erhebe, — uns ist er zugleich auch der Liebesdrang zum hingebenden Ruhen, zum beseligten Ausruhen am Weltenherzen, daß man an ihm sich geborgen, aus ihm sich väterlich angesprochen fühle, wobei dann das Ruhen zu einer aufs höchste gesteigerten, aus Gottes schöpferischen Tiefen uns anwehenden Seelenenergie werden kann.

So soll denn Schillergeist, der lichte, reine, mit Luthergeist, dem tiefen, innigen, sich paaren, und Schillerscher Idealismus und Luthersche Glaubensmystik zusammenfließen zu einem Seelenbunde: das ist die Frömmigkeit, die wir brauchen, nach der das Sehnen unserer Zeit verlangt, und der es verheißen ist, daß sie Gott soll schauen in immer neuem, reicherem Sichoffenbaren. Amen.

Vater Unser. Segen.

Schlußvers:

Komm, in mir zu wohnen,
Laß mein Herz auf Erden
Dir zum Heiligtum schon werden.
Komm, o nahes Wesen,
Dich in mir verkläre,
Daß ich stets dich lieb' und ehre,
Wo ich geh',
Wo ich steh',
Laß mich dich erblicken
Und vor dir mich bücken.

6.

Don Carlos.

Abendgottesdienst am Sonntag Sexagesimae.

Gemeindelied:

Wach' auf, du Geist der ersten Zeugen,
Der Wächter, die auf Zions Mauern stehn,
Die Tag' und Nächte nimmer schweigen
Und die getrost dem Feind entgegengehn,
Ja, deren Schall die ganze Welt durchdringt
Und aller Völker Scharen zu dir bringt.

Altargebet:

Bleib bei uns, Herr, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt. Dieser Erdentag; doch nicht deines Reiches ewiger Lebenstag. Da stehen wir erst freudig im großen Morgenrot deiner Taten. Immer herrlicher wirst du deine Offenbarungen erweisen und uns in alle Wahrheit leiten. Wir danken dir, Vater im Himmel, daß du uns gewürdigt hast, Kinder deines Wortes, Glieder deiner evangelischen Kirche zu sein; daß du uns befreit hast vom Satzungswesen und Glaubenszwang und uns berufen hast zum Schauen und Leben in dir. Wir wollen in Treue die Deinen sein. Erhalte uns unsere höchsten Güter, daß wir sie unvermindert und gemehrt durch eigenes Seelenleben den kommenden Geschlechtern hinterlassen können Gib uns eigenes reiches und neues Leben deines Geistes in Jesu Christo unserem Herrn. Amen.

Schriftverlesung am Altare:

Röm. 1, 16—17. Gal. 5, 1, 1. Kor. 3, 5—7. 10—14.

Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben. Sintemal darinnen geoffenbart wird die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, welche kommt aus Glauben in Glauben,

wie denn geschrieben stehet: Der Gerechte wird seines Glaubens leben.

So bestehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat, und laßt euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen.

Wer ist nun Paulus? Wer ist Apollo? Diener sind sie, durch welche ihr seid gläubig geworden; und dasselbige, wie der Herr einem jeglichen gegeben hat. Ich habe gepflanzet, Apollo hat begossen; aber Gott hat das Gedeihen gegeben. So ist nun weder der da pflanzet, noch der da begießet etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt.

Ich von Gottes Gnade, die mir gegeben ist, habe den Grund gelegt als ein weiser Baumeister; ein anderer bauet darauf. Ein jeglicher aber sehe zu, wie er darauf baue. Einen anderen Grund kann zwar niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. So aber jemand auf diesen Grund bauet Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stoppeln: so wird eines jeglichen Werk offenbar werden, der Tag wird es klar machen; denn es wird durchs Feuer offenbar werden, und welcherlei eines jeglichen Werk sei, wird das Feuer bewähren. Wird jemandes Werk bleiben, das er darauf gebauet hat, so wird er Lohn empfangen. Halleluja!

Zwischenvers:

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und kein'n Dank dazu haben;
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laß fahren dahin;
Sie haben's kein'n Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

Joh. 6, 63:

Die Worte, die ich rede, die sind Geist und sind Leben.

1.

Meine Freunde! Ich erhielt in den letzten Wochen hier dieses rotgebundene Buch mit dem schwarzen Schilde: Gedichte

und Dramen Schillers, herkommend aus Paderborn und dazu bestimmt, zur Centenarfeier unter dem deutsch-katholischen Volke verbreitet zu werden. Also in unserer Zeit, wo die konfessionellen Gegensätze, wie es scheint, so unversöhnlich wider einander gespannt sind, Schiller nun doch ein einigendes Band? Das scheint ja recht erfreulich zu sein.

Es ist nur eine Auswahl. Beim Durchblättern findet man, daß die bedeutendsten Gedichte aufgenommen sind. Freilich fehlt manches Wertvolle, z. B. gerade die Dichtungen vom letzten Sonntag: „Die Götter Griechenlands" und „Die vier Weltalter". Doch das begreift man, das Buch sollte sehr billig hergestellt werden, da mußte wohl manches weggelassen werden; und wir wollen es dem katholischen und für einfachere Volkskreise auswählenden Herausgeber nicht verargen, daß er diese Stücke für entbehrlich hielt. Vornan befindet sich eine kurze Biographie Schillers. Sie ist sachlich und gut. Darin fielen mir die Worte auf: „Als Theaterdichter in Mannheim seit dem Juli 1783 angestellt, begann er „Don Carlos". Hier erhebt sich der Dichter zu der höchsten Anschauung politischer und religiöser Freiheit, in der allein die Lebensquelle des Volksglücks liegt, während der blinde selbstsüchtige Despotismus ganze Völker mit dem einzelnen vernichtet."

Aus der Feder eines Katholiken ein Wort der Anerkennung für das den Priesterbann und die Inquisition verdammende und die Gewissensfreiheit verherrlichende Drama — das ist aller Ehren wert. Etwas neugierig, wie sich die für uns Protestanten besonders wichtigen Stellen in dem katholischen Buche wohl ausnähmen, schlug ich nach. Sie werden doch nicht etwa gestrichen sein? Siehe da, — Don Carlos fehlt ganz! In dem Buche, das mit Ausnahme der ersten Jugendstücke sämtliche große Dramen enthält, fehlt das Drama, das unsere junge deutsche Welt als ihren Liebling ans Herz geschlossen hat, wofür der rechte deutsche Jüngling glüht, und jede deutsche Jungfrau schwärmt!

Das ist gerade so, als wollte einer unser Bremen beschreiben, seinen Handel, seine rege Tätigkeit auf industriellem Gebiete,

sein reiches und freies Leben in Kunst und Wissenschaft und Kirche; aber er schriebe nichts von der Rolandstatue, nichts von Bremen als Freistaat und von unserer bürgerlichen Selbstverwaltung. Er würde das Wichtigste verschwiegen haben, worin die Sehnenkraft unseres Schaffens liegt. Die Charakteristik der Stadt wäre durchaus unzutreffend.

Noch ein Beispiel. Es führte uns jemand ein Lebensbild Jesu vor. Er erwähnte die Gleichnisse, berührte die Seligpreisungen der Bergpredigt, erzählte von seinem Tun und Leiden, überginge aber die Gerechtigkeit, die besser ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, und damit all die scharf einschneidenden Worte gegen die unreine und unfreie Frömmigkeit Israels. Meine Freunde, das wäre nicht nur ein unvollkommenes Bild Jesu, sondern geradezu eine Fälschung.

So ist denn auch diese den Don Carlos vorenthaltende Ausgabe von Schillers Werken näher angesehen eine Fälschung! Die das Buch empfehlende Kaplanspresse redet von dem gereinigten und einwandfrei gemachten Dichter! Also nicht der wirkliche Schiller soll dem katholischen Volke geboten werden. Was einem aus dem Buche entgegentritt, ist eben ganz und gar nicht Schiller. Es steht sehr viel Schönes von ihm in der Sammlung, aber es fehlt das Mark, es fehlt das Schwert des Schillergeistes.

Eine kurze Bemerkung von religiöser Freiheit in der Einleitung, dann aber dieses dichterische Freiheitsbild selbst unterschlagen, — da legt sich der Katholik die religiöse Freiheit, von der vorn die Rede war, nach dem Sinn seiner ultramontanen Blätter aus, die dieses Wort gerade zur Verteidigung der Priestermacht so gern im Munde führen, und kommt natürlich nicht zu dem Bewußtsein, daß Schiller durch und durch ein Protestant war, und daß alles, was er da Schönes und Großes liest, protestantischer Geist ist. Das ist Rom, — groß Macht und „viel List"! So wird das Volk um die Wahrheit betrogen.

Damit ist nun der Gesichtspunkt gegeben, von dem aus wir heute Schillers große Dichtung zu betrachten haben. Unser Gottesdienst fing an im Brausen von Reformationsklängen mit

dem Liede: „Wach' auf, du Geist der ersten Zeugen!" Da erstand vor uns die Gestalt des Paulus. Er redete am Altare zu uns von der Herrlichkeit des Evangeliums Christi, von der Freiheit eines Christenmenschen und von dem festen Grunde, den er gelegt habe. Aus seinen Worten im Römer- und Galaterbriefe erhob sich uns dann die Gestalt Luthers, unseres großen Glaubenshelden, und mit ihm stimmten wir an sein wackeres „Das Wort sie sollen lassen stahn".

Hinter Paulus und Luther aber taucht jetzt aus Schillers Dichtung eine dritte Gestalt auf, Marquis Posa, an seiner Seite die edle Königin Elisabeth, zur andren Seite Don Carlos, äußerlich Katholiken, doch mitten im finsterschwarzen spanischen Katholizismus in ihrem Wesen und in ihrer Gedankenwelt Vertreter des lichten, freien protestantischen Geistes. Nun lesen wir, mit das Großartigste, was in deutscher Sprache gedichtet ist, im dritten Akte die gewaltige Unterredung des Ritters mit König Philipp: da leuchten uns überall die Geisteszüge des Dichters selbst entgegen.

Paulus, Luther, Schiller, — die drei großen Protestanten.

Darunter setzen wir: „Die Worte, die ich rede, die sind Geist und sind Leben!"

2.

Laßt uns die drei Gestalten miteinander vergleichen. Was haben sie wohl Gemeinsames? Bei allen dreien ist es die Auferstehung des Geistes aus den Banden der Sinnlichkeit, der Äußerlichkeit, der geistlosen Seelenschlaffheit.

Dort im jüdischen Lande der Kultus der Satzungen und der Opfer, das tote Lippenwerk, das öde geistliche Handwerkswesen in Tempel und Synagoge und im Hause und Leben daheim. Ein gewaltiger Eifer, eine gar strenge und mühselige Frömmigkeit, man macht sich das Leben furchtbar schwer im Dienste Gottes, aber hinter diesem scheinbar so heiligen Anliegen als dessen treibende Macht das sinnlich-ehrgeizige Trachten der Volksseele, seine fleischliche Messiashoffnung. Dagegen steht Paulus auf: eine Frömmigkeit des aufrichtigen Herzensdranges,

erfüllt mit geistesmächtigen Gedanken, mit großen Ideen, und aus seinen Augen leuchtet das Leben der Tiefe.

Dann im Mittelalter die Kirche, — wie war sie trotz Geißel, Askese und Fastengebot in ein so oberflächlich bequemes Treiben hineingeraten. Die Geistlichkeit, im Genußleben stumpf geworden, nicht mehr fähig, ihre hohe erzieherische und seelisch belebende Aufgabe zu erfüllen. Die Christenheit in religiöser Vielgeschäftigkeit mit dem frommen Scheine zufrieden, hingegeben der Erdensorge und der Erdenlust. Das deutsche Volk bei hohem Sehnen und Ahnen, von reichen Träumen des Gemütes erfüllt und seine gewaltige Kraft fühlend, doch ohnmächtig, weil in Roheit versunken. Da steht vor ihm der Wittenberger Mönch mit Riesenmark in der Seele, und diese Seele, in Christus lebendig geworden, schleudert Kaiser und Volk in feurigen Protestesworten die Mahnung zu: Geist meiner Deutschen, du Bestes und Edelstes in uns, wach auf!

Und nun in König Philipps Schlosse, wohin man schaut, nur Priester und Mönche, Gottesdienst und Kirchensinn scheinen alles zu beherrschen: es ist der gottesfürchtigste Hof in ganz Europa. Aber was für eine Frömmigkeit! Ringsum ein Kirchhof der Geister, alles eigene Leben ist erstickt im Glaubenszwang der niederdrückenden Faust des despotisch-hierarchischen Willens. Ist aber die Sonne untergegangen, dann wird es auf diesem stillen Kirchhof, wo am Tage die fromme Ehrfurcht waltet, lebendig in wilden Orgien der Lust. Des Königs Beichtvater Domingo sucht des Herrschers Seele, um ihn sicherer beherrschen zu können, erschlaffen zu machen in den Wollüsten dieser Zeit. An diesem Hofe nun ein Marquis Posa mit seinem reinen Sinn und aus demselben heraus sein freier, machtvoll einbrechender, alles erschütternder Ideensturm.

Marquis Posa ist Schiller. Er schildert hier in Großgestalt das Unwahre und Unreine, etwas von dem Tyrannen- und Knechteswesen, das er in Stuttgart um seinen Herzog, um sich selbst herum belauscht hatte: das hinter den pietistischen Formen und auch hinter den Tugendphrasen der Aufklärung doch recht zuchtlose Leben, wie es, sinnlichen Trieben folgend, die Seelen

hatte dumpf und zu großen Taten unfähig werden lassen. Und sein Carlosdrama ist ein den innersten Grund Deutschlands durchhallender Auferstehungsruf zu neuem, besserem, wirkendem Leben, zum Lebens- und Schaffenswillen des Geistes.

Hinter solcher Geistesrede dieser Männer steht hier wie dort die kraftvolle und unerschrockene Persönlichkeit. Paulus, wie er furchtlos durch Bande und Gefängnis geht, durch Gefahr und Todesnot und vor allem sich nicht fürchtet vor dem Spott der Menschen: Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht. Luther, wie er in Worms einzieht, und wenn darin soviele Teufel wären wie Ziegel auf den Dächern, und dann vor den Mächtigen der Welt steht in seiner sicheren Überlegenheit. Posa, der der Majestät, vor der alles zittert, die Maske ihrer eingebildeten Herrlichkeit herunterreißt und dem Könige mit erschütternden und doch so bezaubernden Worten seine Unfähigkeit darlegt, „der Christenheit gezeitigte Verwandlung aufzuhalten". Schiller, dem unnatürlichen Verbote seines Herzogs trotzend mit den Forderungen seines Gewissens, seines inneren, unwiderstehlichen Berufes, — er kann und will nicht Fürstendiener sein:

> Der Mensch ist mehr, als Sie von ihm gehalten,
> Des langen Schlummers Bande wird er brechen
> Und wiederfordern sein geheiligt Recht —

ebenso aber mit dem Gewissensmark seiner Persönlichkeit trotzend den Fürsten des Goldes und der Macht der öffentlichen Meinung. Wo ihm ja so viel liegen mußte an der Gunst des Publikums, doch sein männlich entschlossenes Bekenntnis: „Dichten werde ich meinen Zeitgenossen nicht, was sie loben, sondern was sie brauchen." Das alles sind Heldengestalten des Geistes.

3.

Der Geist steht in ihnen auf zu seiner Freiheit, zu seiner Größe. Er will nicht dulden die Knebel, die seine Persönlichkeit niederhalten. Er erhebt seine Stimme gegen Gewissenszwang und Seelenknechtung, und alle diese Stimmen, die lebensgewaltig das Recht der Individualität fordern, das Recht des eigenen Glaubens, der unbeschränkten Überzeugung, das

Recht der Entfaltung aus dem innersten göttlichen Müssen heraus, sie alle klingen zusammen zu der Losung: Los von Rom!

Das scheint ja bei Paulus noch nicht möglich zu sein. Aber ist nicht sein Christusglaube, dieser Protest gegen die Geistliches und Menschliches, religiöse Bedürfnisse und politische Interessen miteinander vermengende und die Herrschaft über alle Völker der Erde erträumende Messiaserwartung Israels, schon ein scharfer Protest gegen jenen unseligen Keim, der nachher in der römischen Kirche so üppig aufgewuchert ist?

Bei Luther ist es ganz selbstverständlich. Er wollte seine lieben Deutschen aus den Händen geistlicher Fremdherrschaft befreien. Man sieht die Reformation gewöhnlich nur von ihrer religiösen Seite an als das Wiederauffstehen des Christusgeistes gegen den Pharisäer- und Priestergeist, als die mächtige Erhebung der evangelischen Wahrheit, die die entstellende Satzung abschüttelt. Und das ist sie ja auch. Aber dieses Wiederaufleben evangelischer Religionsanschauung mußte aus deren innerstem Wesen zu einem Protest werden gegen die unevangelische und, wie den einzelnen, so die Völkereigenart vergewaltigende Idee einer Weltkirche. So hat denn auch Luthers Tat eine stark nationale, auf die Befreiung der Volksseele gerichtete Bedeutung.

Von dieser Seite kann sie heute gar nicht genug betont und beleuchtet werden. Unsere deutschen Katholiken liegen, ohne daß sie es wissen, noch in dem Bann einer Fremdherrschaft, und sich von Rom loszumachen, sollte sie ihr deutsches Ehr- und Freiheitsgefühl nötigen! Sie wissen gar nicht, welches Unrecht sie an sich selbst, an der Seele ihres Volkes begehen, wenn sie unseren Luther hassen.

Wenn Luther es auch nicht gerade so deutlich ausspricht, so hatte er doch das bestimmte Gefühl davon, wie in dem Papsttum zu Rom die alte wahnwitzige Cäsarenidee wieder Leben und Macht bekommen hatte; wie das Religiöse diesem Römertum im Grunde recht gleichgültig ist, nur das Mittel ist, um die Geister unter ihr Joch zu beugen. Und wenn auch darüber Völker und Fürsten untergehen, was schadet's, wenn

Rom nur seinen Zweck erreicht, und sich alles zu Füßen legt! Lieber Verwesung als Freiheit! Dagegen steht in Luther der Deutsche auf: Wir wollen aber frei sein! Wir wollen nicht verwesen! Wir brauchen und wollen keinen Herrn in Rom! So klingt es durch alle seine reformatorischen Schriften.

Und das ist nun der Klang, der so vernehmlich aus Schillers „Don Carlos" an die deutsche Volksseele dringt. Siehe, dieses fürchterliche Bild am Schluß, aus dessen Munde das „Lieber Verwesung als Freiheit" stammt: der blinde Großinquisitor, der Mensch ohne Herz, der steinharte Priester, wie er alle Natur, alle Vaterliebe, alles in Philipp erstickt, um Roms Triumph zu erreichen. Das ist Rom, ruft uns der Dichter zu, das ist und bleibt es! Das ist es auch heute noch, mag es auch diesen Cäsarenwillen heute schlau verhüllen, in Humanitäts- und religiöse Heilsabsichten einhüllen, und mag auch der einzelne Papst als christlich gesinnter Mann davon vielleicht nichts wissen wollen, — auch er muß doch schließlich, wie hier König Philipp, der geistlichen Imperatorenidee sich fügen.

Was ist denn im Drama der Widerpart dieser alles zerdrückenden römischen Priestergewalt? Es ist eines Volkes Seele, es sind die Niederlande, die in Posa nach Erlösung schreien. Es ist die deutsche Volksseele, die in Schiller, so wie einst in Luther, Rom ihren unbedingten Freiheitswillen entgegenhält. Dieser deutsche Freiheitswille weht wie frischer Himmelsodem durch das ganze Stück. Und unter Schillers Nachlaß findet sich gewissermaßen eine Erläuterung zu „Don Carlos" in den Worten:

Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach.

Höher'n Sinn hat der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
Der die Geister selbst befreit;
Freiheit der Vernunft erfechten,
Heißt für alle Völker rechten,
Gilt für alle ew'ge Zeit.

4.

Liebe Gemeinde! Ich habe in meiner Bibliothek Schriften aus den sechziger Jahren. Da hat man von katholischer Seite versucht, dem deutschen Volke die Meinung beizubringen, Schiller wäre zwar anfangs ein böser Feind des wahren Glaubens gewesen, aber, aber — und nun geht das Geflüster los: an seinem Sterbebette wäre einmal die Gardine vorgezogen worden, und dahinter wäre etwas vorgegangen; er wäre dann in der Nacht und auf eine unwürdige Weise zur Gruft getragen worden; das wäre geschehen, weil man darüber entrüstet gewesen wäre, daß der Dichter noch kurz vor seinem Tode den Übertritt zur römischen Kirche vollzogen hätte. Es bedarf keines Wortes zur Widerlegung dieser dreisten Erfindung. Schiller — dieser Erzprotestant katholisch geworden!

Zweierlei muß man allerdings im Auge behalten, wenn man vom Schillerschen Protestantismus redet.

Zunächst ist der Dichter kein Freund der protestantischen Kirche gewesen. Der Kirche der Orthodoxie und des damaligen Freisinns, des Rationalismus, macht er hier durch Posa den Vorwurf, daß sie nicht den Mut habe, ihre Fesseln ganz zu brechen, und daß sie durch diese Halbheit ihrer Bande Last nur noch schwerer mache. Das ist ein sehr berechtigter Vorwurf, der leider auch noch der Kirche der Gegenwart gilt. Ist bei uns auch kein Priesterdruck mehr, so doch noch ein ganz unevangelischer Bibeldruck und, was noch schlimmer ist, ein ganz unwürdiger und durchaus unprotestantischer Druck der Bekenntnisschriften.

Es lastet auf uns eine Unfreiheit der Pietät, und die Vergangenheit hängt uns bleischwer an. Der heilige Buchstabe ist zum Zwang der Geister gemacht, und das fortschreitende Geschlecht muß sich abschleppen mit alten Dogmen, die immer wieder umgedeutet und neugedeutet werden; an die ehrlich kein Mensch, auch der Strenggläubigste nicht mehr glaubt, die aber doch von den meisten Kirchenregimentern Deutschlands den Geistlichen noch als Verpflichtung aufgezwungen werden. Das ist ein Druck, der oft noch viel mehr quält, als der der Hierarchie.

Schiller stand der Kirche seiner Zeit mit dem Bekenntnis gegenüber, daß sie seinem Ideal noch nicht reif sei. Sind wir auch heute Gott sei Dank schon weiter, und hat dazu nicht wenig sein Posageist beigetragen, so muß doch jeder, der seines Geistes ist, mit ihm auch jetzt noch sprechen: „Ich lebe ein Bürger derer, welche kommen werden“, — auch der Kirche, die erst kommen soll!

Ein Zweites. Der Protestant Schiller ist kein Feind des katholischen Glaubens. Nur die Forderung erhebt er: Los von Rom, los von dem fremden Joch! Im übrigen mögen die Katholiken ruhig ihrer religiösen Überzeugung leben. Sie müssen dann sehen, ob und wie sie mit dieser vor dem Lichte der fortschreitenden Vernunft bestehen können. Wenn er als Denker auch an dieser Möglichkeit zweifelt, so hat doch in seinem Weltbilde ein deutscher Katholizismus vollständig Platz neben dem deutschen Protestantismus. Ich meine, in dieser Weitherzigkeit, die auch unter katholischen Glaubensformen den Mitmenschen und Mitchristen anzuerkennen vermag und die, selbst Mängel an reiner evangelischer Denkart in Liebe tragend, die Kirche des Evangeliums nicht zur alleinseligmachenden erhebt, die es vielmehr dem Geist der Wahrheit überlassen würde, die katholischen Volksgenossen weiterzuführen, stimmen wir dem Dichter zu, indem wir freilich eben so bestimmt den deutschen Katholiken die Zumutung stellen, daß sie den Bruch mit Rom vollziehen. Das ist die in der Natur der Sache begründete Bedingung eines konfessionellen Friedensschlusses.

Mit Rom und damit auch mit der Priesteridee! Schiller ist wieder kein Feind der Priesterschaft an sich. Er hat manche edle, groß angelegte Priestergestalt gezeichnet. So wird auch in deutschen Landen an den Altären der Römerkirche mancher Mann mit reichem und reinem Herzen und in treuer, keinen bedrückender Seelsorgerliebe, unserer vollsten Verehrung würdig, seines Amtes walten.

Freilich hat dann seine Seele sich über das, was er äußerlich vorstellt und was er nach dem Wesen des Priestertums sein sollte, erhoben. Der echte Priestergeist ist nach Schiller etwas ganz anderes. Hier im Drama zeigt er es an Domingo, viele

Jahre später, nicht lange vor seinem Tode, in einem brieflichen Urteil über Bernhard von Clairvaux, daß im echten Priester sich die auf die niederen Leidenschaften spekulierende Weltklugheit mit der Heuchelei verbinde zur Unterdrückung alles Strebenden. „Er denkt, — er verehrt den Menschen!" — sagt Domingo zu Alba. Carlos ist gemeint. Dies beides, die geistige Selbständigkeit und der Glaube an Menschenwürde und Seelenadel, genügt dem Priester, den Prinzen für gefährlich und seinen Sturz für notwendig zu halten. Wo das ist, wäre es mit der Priestermacht bald vorbei. Und diesen Sinn der priesterlichen Niederdrückung alles höheren Lebens verabscheut der Dichter. Dagegen entbrennt er mit derselben Leidenschaft der Seele, mit der ein Jesus, ein Paulus und ein Luther die Lüge haßten.

5.

Paulus, Luther, Posa-Schiller, — sind sie aber wirklich eines Geistes? Die beiden ersten kennen wir in dem Ringen ihrer Herzen, wie das Gefühl der Sünde und die Angst der Schuld auf ihnen liegt, wie sie da in Christo sich zurechtfinden, in ihm die Gnade Gottes ergreifen, an dem Heiland und seinem Evangelium sich aufrichten und als das Programm der apostolischen Mission und der deutschen Reformation es der Welt verkünden: Das Evangelium eine Kraft Gottes, die selig macht.

Und der Schillersche Posa? Sein Reformations-Programm scheint damit nichts zu tun zu haben. Es handelt nicht von dem Innenleben der Seele in Gott. Es geht auf äußere Weltdinge. Es hat eine sehr politische Färbung. Es tritt hervor in einer gewaltigen Bußpredigt an Philipp, den Gott in Menschengestalt, daß er in Demut Einkehr halte bei sich selbst, daß er sich erkenne als den armseligen Erdenstaub und aus seiner Gottheit, der in Vermessenheit sich angeträumten Rolle, zurücktrete. In der scharfen Mahnung an ihn und an die Fürsten Europas, daß sie aufhören sollten, ihre und ihres Thrones Herrlichkeit ihre Lebensaufgabe sein zu lassen, der die Bürger, in des Herrschers Augen nur Zahlen, und des Landes Wohl und Weh geopfert würden. In dem schönen Bilde, das er ihnen zeichnet von den

Königen der Zukunft, die vielmehr ihr Gottesgnadentum darin finden werden, aus der Fülle der ihnen anvertrauten Macht ihrem Volke Großes zu leisten und es in den Vollbesitz ihrer Menschenrechte einzusetzen, wo dann „Bürgerglück versöhnt mit Fürstengröße wandeln" werde.

Doch von hier aus dringt der Dichter weiter und weiter in die Tiefe des inneren Menschen. Glück ist nur da, wo Licht ist. Nur in der Sonne kann die Pflanze sich entfalten. Wo Nebel, Finsternis und Verdummung auf einem Volke liegen, — wir sehen es jetzt an Rußland — da fühlt sich alles elend und zerdrückt, da murrt und grollt es in der Volksseele, und finstere Mächte steigen verheerend auf. Zu frohem, reich sich entwickelndem Volksleben ist die Tageshelle der aufklärenden Vernunft und des unbeschränkten Überzeugungsrechtes, der ungehemmten Geistesbewegung nötig — „geben Sie Gedankenfreiheit"!

Damit zusammenhängend das dritte große Wort in der Posarede, das eigentliche Hauptwort. Es ist das Wort Humanität: die echte, schöne Sittlichkeit, wo der Mensch das Gute nicht mehr tut, weil er damit etwas erreichen will, sondern weil sein Herz gut ist, und weil das Gute ihm zur Natur, zum Bedürfnis geworden ist. Nun entsprießt es ihm ohne Kampf wie Frühlingsblüte. Der Mensch steht da in angeborener stiller Glorie, nicht mehr in mühsam erworbener Tugend, die dem erhitzten Blute erst abgerungen werden muß und dem Himmel, der sie fordert, sorgfältig angeschrieben wird. Der Mensch kann gar nicht anders!

Das erst heißt Mensch geworden sein, und so wollte Schiller „aus Christen Menschen werben". Er erhebt nämlich gegen die Kirche des Protestantismus den nicht ganz unberechtigten Vorwurf, daß unter ihrer vielen Sündenpredigt die kirchliche Christenheit dahin gekommen sei, vor dem „Gespenst ihrer Größe" zu erschrecken. Nur die mit der Sünde ringende Sittlichkeit sehe sie als das Gute an. Daß es eine Sittlichkeit gebe, die dieses Ringen gar nicht mehr brauche, das glaube man nicht, so hoch denke man in der Kirche vom Menschen nicht. Doch fange damit erst die wahre, freie Menschengröße an, wenn der Mensch

so weit gekommen sei, — so weit müsse er kommen, ja soweit sei man in humanistischen Kreisen bereits.

Gewiß hat Schiller darin sehr optimistisch seine eigene hochveredelte Natur zu sehr verallgemeinert. Tatsächlich sind wir soweit im Durchschnitt des sittlichen Lebens noch lange nicht. Unser Volk, und vielleicht jeder von uns, braucht noch gar sehr die Mahnung zum Kampf mit Fleisch und Blut, zum Ringen mit der Sünde, wie auch Schiller bei all seiner Selbstverständlichkeit des Guten sich nicht ohne Kampf hat behaupten können. Nur muß die Kirche, indem sie diese Mahnung erhebt, im Geiste Schillers immer merken lassen, daß dieses Sichselbstüberwinden noch nicht unser höchstes Ziel ist; daß wir es weiter bringen müssen zu der freien Moralität der guten Natürlichkeit, die über den inneren Widerstreit hinaus ist.

Dieses Ziel, das Schiller seinem Volke zeigt, liegt aber durchaus in der Richtung des Jesusgeistes und des Jesuswillens. Der Dichter hat damit nur die letzten Konsequenzen der sittlichen Impulse der Reformation und des Evangeliums Christi gezogen. Was bedeutet denn anderes die herrliche Freiheit der Kinder Gottes, von der Paulus redet? Schillers Lebensanschauung ist somit die blütenreiche Entfaltung der Äste, die, gewachsen am Stamm der kirchenreformatorischen Tat Luthers, im Christusglauben des Paulus ihre Wurzel haben, — aber diese Äste- und Blüteentfaltung ist erst noch unsere große Aufgabe! Es muß der kirchliche Protestantismus mit seiner Glaubensenergie wider die Sünde ausreifen zu diesem Schillerschen Protestantismus mit seiner sittlichen Leichtigkeit und Grazie. Hier liegt für uns und unsere Kirche das Gebot eines Vorwärts mit Schiller! Wir brauchen zur Ergänzung der kirchlichen seine ästhetische Kultur, denn auch „die herrliche Freiheit der Kinder Gottes" hat, wo sie erreicht ist, im Bereiche des kirchlichen Wesens oft noch etwas sehr Erquältes, Asketisches.

6.

Doch ich möchte noch näher auf die Seelenverwandtschaft Schillers mit Paulus und Luther eingehen, um zu zeigen, wie auch Schillers Dichtung ein Bau auf dem Christusgrunde ist.

Siehe, dieser Posa, dessen ganzes Leben nach des Carlos Urteil nur Liebe war, dessen Herz der ganzen Menschheit gehörte und allen kommenden Geschlechtern, der, um seine großen Zwecke an der Menschheit zu erfüllen, sich für den Freund aufzuopfern vermag in heiliger Christustendenz; dieser herzenswarme Posa, der seine besänftigende Hand auf die Leidenschaften des Prinzen legt, daß, was an dessen Empfindungen für Elisabeth menschlich selbstsüchtiges Begehren ist, nun ins Grab der Resignation niedersinkt, um aufzuerstehen als Begeisterung für das, was ihm und ihr gleich teuer ist, als hohe, sein Spanien in Liebe umfassende Herrschertugend, als freier, humaner und volksbeglückender Fürstenwille, — dieser Posa ist Schiller, wie das sein Zeitgenosse Novalis in einem herrlichen Schreiben, das wir von diesem haben, ausführlich darlegt, worin er sein Urteil über Schiller-Posa in das große Wort zusammenfaßt: „Ihm gab das Schicksal die göttliche Gabe, alles, was er berührte, in das reinste Gold des geläutertsten Menschensinnes zu verwandeln. . . . . Sein Blick warf mich nieder in den Staub und richtete mich wieder auf."

So fühlen wir uns aus Schillers Schöpfungen auch heute noch angeblickt, groß, stolz und fest, mit läuternder Gewalt, in seelenveredelnder Kraft. Sein Geist hat etwas von dem Blick der Lutheraugen, wie die auf ihr Volk gerichtet sind, und von den Augen aus der Glaubenstiefe eines Paulus, die einst das Alte wandelnd und alles neu machend unseren Reformator angeschaut haben und auch heute noch aus vielen seiner Briefesworte uns ins Innere schauen. Bei dem einen wie dem anderen spricht's uns mächtig an: Die Worte, die ich rede, die sind Geist und sind Leben, — Geist aus Gott, der lebendig macht!

Was ist es aber, was in diesen drei Gewaltigen solche die Mitmenschen belebende göttliche Urkraft hat entquellen lassen? Was ist es, was eines Menschen Herz für andere zum Schöpfer macht?

Das ist der starke Ich-Sinn in solchem Herzen. Nicht etwa das, was man Egoismus nennt, das kleinliche, lieblos rohe Trachten nur nach dem eigenen Vorteil und Wohl. Der Egoist ist ein totes und nur Tod um sich breitendes Wesen. Nein, jener höhere Ich-Sinn, dem seine Seele, die Behauptung seiner

Seelenreinheit, die Unverletztheit seines Gewissens, seiner Ehre über alles geht: lieber alles verlieren, nur sich selbst nicht verlieren! Jener geistliche Ich-Sinn, der, mit aller Kraft protestierend, sich wehrt gegen jede Trübung und Beraubung seines Innern, und dem das die Aufgabe aller Aufgaben ist, wohinter jede andere Rücksicht und jeder andere Lebenszweck zurückzutreten hat: Mensch sein, ein wahrer und guter Mensch sein und immer mehr es werden! Jener Persönlichkeitsdrang, der sich von dem Wege hin zu dem Geistesurgrund, aus dem alles persönliche Leben, alles höhere, ewige Leben entsteht, nicht ablenken läßt, nicht durch die Welt, nicht durch eigene Verkehrtheit. Der sich diesen Weg nicht verbauen läßt durch Menschenwahn und Menschensünde; der vielmehr hungernd und dürstend, mit ernst sehnsüchtigem Verlangen alles Wehrende, Aufhaltende bei Seite schiebend, nur dieses Eine, was not tut, im Auge habend, hindringt zum Geist, zum Ideal, zu Gott, zum Gottesleben und Gottesfrieden, um in ihm zu wachsen und zuzunehmen. Das ist, wie verschieden es sich auch hier und da äußern mag, „die Gerechtigkeit allein durch den Glauben": bei Schiller gerade ebenso wie bei Luther und Paulus.

Diese Menschen mit dem heilig gewaltigen Ich-Sinn sind die Menschen höherer Art, meinetwegen die Übermenschen. O wie sehen die aber anders aus, als die gewöhnliche Prägung dieses Nietzschewortes sie uns zeigt! Sie sind gerade die starken Liebesmenschen, die schöpfend im Überfluß nun, was sie empfangen haben und was sie geworden sind, mit hingebendem Sinn hinausströmen lassen wollen in die Welt, in die suchende, sehnende, in die bedürftige und leidende Welt ihrer Brüder. Die liebesmächtigen Idealisten, die mit Riesenarmen alles feurig umfangen, um es mit sich emporzutragen zum Vater der Geister, — die Paulus und Luther und Schiller, die, selber groß geworden in Gott, ihr Geschlecht bei seinem großen Namen rufen.

Diese Menschen, die sich so in den göttlichen Lebensgrund eingewurzelt haben, werden nie arm und nie alt. Und erführen sie noch so viel Enttäuschung, erlebten sie noch so viel Undank-

barkeit, es wächst ihnen immer wieder zu der Glaube an das Gute und Wahre und seinen endlichen Sieg, — es wächst ihnen immer wieder zu die reiche, große Liebe und immer wieder aus Gott die Widerstandskraft, die schließlich doch die Welt und die Verhältnisse sich unterwirft. Sie stehen da ewig jugendfrisch, tatenfroh, ungebrochen alles brechend, mächtig ihr Besseres durch die Zeiten rettend und, was ihr Auftrag ist, doch schließlich durchsetzend, wie sehr auch „des Staubes Weisheit Begeisterung, die Himmelstochter, lästert".

Sie sind aus der Kraft Gottes die schaffensmächtigen und willensstarken Geister. So ist Luther der religiöse Willensheros, und nicht minder ist es der von Gott geweihte Germanenwille, der in Schiller gelebt und gedichtet hat. „Das Gewissen war seine Muse," sagt eine Französin: der sittlich reine und große Wille. Es ist ganz verkehrt, wenn man Schiller nur als den Mann der Reflexion, der Ideen betrachtet. Ganz recht: Ideen sind es, die sein Geist spinnt; aber durch dieselben braust eine feurige Begeisterung, drängt ein gewaltiger Tatenwille.

Noch viel mehr, als bei Goethe, ist bei Schiller der Wille das alles beherrschende Lebenselement. Ein erfrischender Anhauch von idealer, hochstrebender Willensenergie strömt aus allem, was er geschaffen hat, aus seinem ganzen Lebensbilde. In seinem Willen hat sein Genius sich durchgesetzt, sein Wille hat der Krankheit und Schwachheit der Jahre die großen Meisterwerke abgetrotzt, und wer gestern abend den „Demetrius" gesehen hat, diesen seinen letzten dichterischen Atemzug, der hat gewiß sich gesagt: Ja, ein Willensheros, so elend, dem Tode schon verfallen und — das noch können!

Dieser Schillerwille aber, wie bei Luther, aus dem Glauben erstiegen und, wie bei diesem, von den Erzadern deutsch-protestantischer Gesinnung durchzogen, steht gewaltig drängend hinter seinem Dichterwort, hinter dieser Poesie, die, viel befeindet von rechts und links, schon viel von der Feuerbewährung der Zeit bestanden hat: hinter seinen Idealen, die heute noch unter uns so mächtig sind, hinter seinen Zielweisungen, die unserem Volke eine bleibende Norm geworden sind, hinter diesen Ver-

heißungen von Freiheit und Wahrheit, von Menschenwürde und Geistesherrlichkeit.

Da höhnen sie wohl in Rom: Der Protestantismus besitzt ja nur Worte. Wir sind die Männer, die zu handeln verstehen. Wir wissen Parteien zu machen, Fürsten in unsere Hände zu bekommen, die Geschichte zu lenken, wir sind die praktischen Leute!

Jawohl, wir Protestanten haben nur Worte. Aber die Worte, die der Luther-Schillersche Protestantismus redet, die der Glaube redet und in diesem Gott der Herr, die sind Geist und sind Leben und die werden triumphierend noch über dem deutschen Volke leuchten, wenn der Weltenreichsstuhl St. Peters längst zerbrochen im Staube liegen wird, — das Wort sie sollen lassen stahn! Amen.

Gebet:

Herr, stärke uns diesen Glaubensblick, der mit den Augen der Hoffnung unser Geschlecht zu einer Höhe der religiösen Lebendigkeit und der sittlichen Reinheit emporsteigen sieht, wo dein heiliger Geist der im Staatsgesetz und in der Lebenssitte sich ausprägende und alle Verhältnisse beherrschende und alle Völker bestimmende Gemeingeist der Menschheit sein wird.

Dann wird das Gute das Natürliche, das Böse die auffallende Ausnahme sein. Dann wird Friede walten auf Erden, und bei allem Geisterkampf doch die Zerrissenheit unter uns weggenommen sein in Staat und Kirche, in Haus und Leben. Dann hast du, Geist Jesu Christi, deiner Liebe mildes Zepter unter uns aufgerichtet und das Zeitalter der vollendeten Humanität uns erwirkt. Dann wird man Liebe üben untereinander, weil Liebe so glücklich macht. Dann wird man recht handeln, weil recht handeln so schön ist.

O, jetzt will der Frühling uns wiederkommen. Wir glauben an einen noch größeren Frühling. Wir glauben, Vater, an dein Gottesreich!

Diesen Glauben an deinen Geisterfrühling wollen wir uns bewahren bis in unser spätestes Alter als unseres Herzens unverwüstliche Jugend und ihn uns nicht rauben lassen in klein-

mütigem Verzagen, wenn die Gegenwart auch noch so wenig diesem Ideal entspricht. Er tröste uns in trüben Zeiten, er mache uns das Herz fest im Ausharren unter schwierigen Verhältnissen, er begeistere uns zu hingebender und opferfreudiger Berufstreue.

Dieser Frühlingsglaube an dein Gottesreich sei uns Kraft und Leben auch in unserem Kampfe. Wir wollten nichts lieber, als daß deutsche Herzen in ihrem Heiligsten kein Streit entzweie. Das weißt du. Aber du hast uns hineingestellt in eine Zeit, wo wir um unseres Volkes willen, um es zu bewahren vor den zerstörenden Eingriffen feindlicher Mächte, uns des Friedens noch nicht freuen dürfen. Ernster denn je müssen wir in diesen dunklen, wirren Tagen das Schwert des Geistes erheben wider Roms Priesterkirche und seine List und Blendung. Aber du bist unsre feste Burg! Mit dir und aus Jesu reinem Sinn soll es ein Widerstand sein, der doch endlich die Versöhnung der Geister in Weitherzigkeit und Verträglichkeit und ein brüderliches Zusammenwirken zum Ausbau edler Menschlichkeit in unserem Vaterlande herbeiführen wird.

Wenn wir dann einmal von dieser Erde scheiden als deine treuen Arbeiter, die getan haben, was sie konnten, dann dürfen wir einschlafen mit erhebendem Bewußtsein und darin eingehen zu unseres Herrn Herrlichkeit! Amen.

Vater Unser. Segen.

Schlußvers:

O des Tags der Herrlichkeit!
Jesus Christus, du die Sonne
Und auf Erden weit und breit
Licht und Wahrheit, Fried' und Wonne!
Mach' dich auf, es werde Licht!
Jesus hält, was er verspricht.

7.

Die Jungfrau von Orleans.

Gottesdienst am Sonntage Estomihi.

Gemeindelied. Schlußvers:
(„Meinen Frieden geb' ich euch")
Ohne dich vermag ich nichts;
Eignes Ringen ist vergebens.
Du allein, o Quell des Lichts,
Bist der Grund des neuen Lebens.
Rühre mich mit deiner Kraft,
Die den neuen Menschen schafft.

Schriftverlesung am Altare:
Matth. 10, 34—39; 11, 25—27.

Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert! Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schnur wider ihre Schwieger. Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein.

Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert. Und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist meiner nicht wert. Wer sein Leben findet, der wird es verlieren, und wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden.

Zu derselben Zeit antwortete Jesus und sprach: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbaret. Ja, Vater, denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir.

Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater. Und niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater; und niemand

kennet den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren.

Luk. 9, 57—62; 11, 15—22.

Es begab sich aber, da sie auf dem Wege waren, sprach einer zu ihm: Ich will dir folgen, wo du hingehest. Und Jesus sprach zu ihm: Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege.

Und er sprach zu einem andern: Folge mir nach! Der sprach aber: Herr, erlaube mir, daß ich zuvor hingehe und meinen Vater begrabe. Aber Jesus sprach zu ihm: Laß die Toten ihre Toten begraben; gehe du aber hin und verkündige das Reich Gottes.

Und ein anderer sprach: Herr, ich will dir nachfolgen; aber erlaube mir zuvor, daß ich einen Abschied mache mit denen, die in meinem Hause sind. Jesus aber sprach zu ihm: Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes.

Etliche aber unter ihnen sprachen: Er treibt die Teufel aus durch Beelzebub, den Obersten der Teufel. Die andern aber versuchten ihn und begehrten ein Zeichen von ihm vom Himmel. Er aber vernahm ihre Gedanken und sprach zu ihnen: Ein jeglich Reich, so es mit ihm selbst uneins wird, das wird wüste, und ein Haus fällt über das andere. Ist denn der Satanas auch mit ihm selbst uneins, wie will sein Reich bestehen? Dieweil ihr saget, ich treibe die Teufel aus durch Beelzebub.

So ich aber durch Gottes Finger die Teufel austreibe, so kommt je das Reich Gottes zu euch. Wenn ein starker Gewappneter seinen Palast bewahret, so bleibt das Seine mit Frieden. Wenn aber ein Stärkerer über ihn kommt und überwindet ihn, so nimmt er ihm seinen Harnisch, darauf er sich verließ, und teilt den Raub aus. Halleluja!

Altargebet:

Herr unser Gott! Gewaltige Worte vernahmen wir eben aus deines Sohnes Mund und harte Reden, die uns dunkel sind. Ist das der Mensch und Bruder, der Heiland voll Güte

und Milde? Und das ist er doch. So haben wir ihn oft erfahren, deiner Liebe hohe Offenbarung, so milde, so treu, so erbarmungsreich. Und hier so herbe und rauh, mit flammenden Augen, ungeheuerlich, Seelen bedrückend! Doch kann er ja nichts sein als dein Ebenbild, dein heiliger Widerschein, auch hierin. Vater, was willst du uns damit sagen?

Wir erinnern uns des Rätselwortes: Ich habe euch noch viel zu sagen; aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. So hieß es einst. Heute scheint das nicht mehr zu gelten. Wir fühlen es. Neue, noch nicht geschaute Jesusbilder steigen aus der Schrift vor uns auf; neue, noch nicht erkannte Wahrheiten erwachsen der Tiefe unseres Christenglaubens. Wir müssen und wollen es lernen, sie zu tragen! Mach unsere Herzen stark und fest, mach, Geist der Wahrheit, den Sinn uns frei, daß er nicht ängstlich am Alten hafte, sondern fähig werde, dir zu folgen auf den Wegen, die du uns jetzt führst zu neuer Erkenntnis deiner Herrlichkeit in Jesus Christus unserem Meister. Amen.

Zwischenvers:

Komm zu den Deinen, o Herr, die dich
innig begehren!
Feinde noch triffst du genug, die das Herz
uns beschweren.
Aber dein Blick
Scheucht sie allmächtig zurück!
Hilf uns, du König der Ehren!

Joh. 1, 14:

Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.

Mark. 10, 32:

Sie waren aber auf dem Wege und gingen hinauf nach Jerusalem, und Jesus ging vor ihnen, und sie entsetzten sich, folgten ihm nach und fürchteten sich.

1.

Liebe Gemeinde! Wir beschließen heute die erste Gruppe unserer Schillerpredigten, die ich benannt habe: Im Tempel

der Schönheit. Dieser Schönheitstempel des Schillerschen Geistes und die Kirche des Evangeliums, wenn diese ihr Wesen und ihre Aufgabe richtig versteht, sind also nicht widereinander: sie sind nur zwei Hallen des umfassenderen Tempels der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. War aber Schiller, wenn auch nicht im dogmatisch-kirchlichen Sinne, so doch nach seiner ganzen Seelenrichtung, ein Christ, sollte da der Tempel seiner Dichtung kein Christusbild haben?

Nach der Auffassung vom Dichter, wie sie in der Literaturgeschichte die vorherrschende ist, wäre das allerdings ganz ausgeschlossen. Nach dieser war Schiller über das geschichtliche Christentum völlig hinaus, und so mußte ihm auch die Gestalt seines Stifters gleichgültig geworden sein. Wie verträgt sich aber damit die Aussage seiner Schwägerin Karoline in ihrer recht zuverlässigen Biographie, daß Schiller bis an sein Lebensende im vertraulichen Familienkreise mit Worten hoher, ja schließlich sogar inniger Verehrung von Jesu „heiliger, reiner Gestalt" gesprochen habe? Danach muß er mit ihm doch innerlich mehr beschäftigt gewesen sein, als man bisher erkannt hat. Und es wäre bei seinem historisch-dramatischen Sinn für Männergröße und geschichtlich bedeutende Charaktere auch kaum zu begreifen, wenn das nicht der Fall gewesen sein sollte.

Vor diesem historischen Sinne Schillers war natürlich das Wunderbild der vom Himmel niedergestiegenen zweiten Person der Dreieinigkeit etwas Unhaltbares. Nachdem seine Jugend in Klopstockscher Anbetung daran gehangen hatte, und er noch als Neunzehnjähriger, schon mit den „Räubern" beschäftigt, von seinem „großen, herrlichen Freund", der ihm „das Herze voll mache und segne", gesprochen hatte, zerfiel er bald, mehr und mehr ganz, mit dem orthodoxen Gottmenschen. Die platte und verwässerte Deutung aber, die die damalige liberale Richtung von der größten Gestalt der Menschheitsgeschichte gab, der rationalistische Weise vom See Genezareth mit seinen schönen Tugendreden konnte einem Schiller natürlich nichts bieten. Ebenso wenig das Heilandsbild des vulgären Volksglaubens, das, ganz beherrscht von den Zügen der Milde, Sanftmut und

Demut, ihm eine des männlichen Markes entbehrende Haltung entgegenbrachte, für die seine heroische Natur kein Verständnis hatte.

Er muß also doch wohl durch alle diese Umnebelungen der Bibel- und Kirchenlehre, der Theologie und der volkstümlichen Tradition hindurchgeschaut und schon etwas erschaut haben, was ihm als Geschichtsgröße das Herz zur Verehrung stimmte. Das ist ja eben das Großartige bei Schiller, seine wunderbare Ahnungsgabe. Er ist, was Schlegel vom Historiker sagt, ein rückwärtsgekehrter Prophet, der nicht nur fühlt, was in der Zeiten Zukunftsschoße schlummert, sondern auch, was der Vergangenheit große Gedanken und Kräfte gewesen sind, — das Lebendige, wie es einst war, was aber für uns der Flugsand der Vergessenheit überdeckt hat, daß wir es nicht mehr zu erkennen vermögen.

Längst ehe die moderne Geschichtswissenschaft mit ihrer Quellenausgrabung so weit war, hat der Dramatiker Schiller auf Grund seines historischen Sinnes Geschichtswirklichkeiten uns aufgedeckt. Er hat der Elisabeth von England den Glorienschein abgenommen und Maria Stuarts durch Sünde getrübtes Bild doch aus der konfessionellen Verdüsterung herausgerückt. Vor allem aber ist Schiller der Wiederauffinder der Jungfrau von Orleans gewesen, indem er das häßliche Bild, das Shakespeare und Voltaire dem allgemeinen Bewußtsein eingeprägt hatten, gründlich zerstört hat durch seine in der Tat der Geschichte entsprechende Gestalt des seelenreinen und glaubensgewaltig heroischen Weibes.

Meine Freunde! Ich darf dieses religiös gestimmte Heldenbild in meiner Gemeinde als allgemein bekannt voraussetzen. Seht es euch nun näher an. Ich habe einmal erzählen hören, daß drüben an des Bosporus Gestade in der Haggia Sophia, die einst eine große christliche Kirche gewesen ist, durch all den Goldglanz, mit dem die Türken ihr Inneres überzogen haben, beim Leuchten der Morgenröte groß und erhaben, jedem deutlich erkennbar, das Bild Christi durchschimmert. Ein solches Durchschimmern des Heilandsbildes durch den Goldglanz der

Poesie gewahren wir bei Goethe in seiner Iphigenie. Wie nun, wenn sich bei Schiller etwas Ähnliches finden sollte? Wenn er mit der Kraft seines poetisch-historischen Ahnungsvermögens in der Johanna mehr gezeichnet hätte, als die nationale Befreierin ihres Vaterlands?

Ich erinnere mich noch der herzerhebenden Empfindung jenes Augenblicks, wo ich, wieder einmal mit dem Studium dieses Dramas beschäftigt, plötzlich in der Gestalt der Heldin ein Leuchten und in ihren Worten ein Klingen vernahm, das mir bisher entgangen war. Keine Frage, der Schattenriß der Jesusgestalt, sagte ich mir, wie heute die kirchlich unbefangene und ehrlich nach der Wahrheit forschende theologische Wissenschaft sie zu erkennen beginnt!

Jesus im Johannabilde,

das ist es, was ich in dieser Stunde euch zeigen möchte. Vielleicht wird gerade unter des Dichters Deutung, wie er sich Christi Gestalt vorstellte, manches, was wir vorhin am Altare vernommen haben, uns verständlicher werden.

2.

Iphigenie und Johanna, — das sind zwei ganz verschiedene Seiten in Jesus Christus. Dort die hohe Humanität mit ihrer heiligenden und Herzen heilenden Liebe — hier der Glaube, der dem Bergstrom gleich aus der Tiefe braust und mit heiliger Rücksichtslosigkeit seinem erlösenden Leben Bahn bricht: was beide verbindet, ist die gleiche Hoheit und Einzigartigkeit der Seele und die gleiche Macht über die Herzen der Menschen.

Goethe hat bei seiner Iphigenie sicher an Jesus gedacht. Er hat, was die Christenheit an dem Erlöser liebt und verehrt, und was uns die geläufigste Auffassung des Heilands ist, in poetisch verklärter Schönheit zum Ausdruck bringen wollen. Ob auch Schiller das Höhere, was er in seiner Johanna zeichnet, und was er tiefblickend an neuen Christuserkenntnissen darin gibt, wirklich gewußt und gewollt hat? Es ist die Art des Genius, oft instinktiv über das eigene verständige Bewußtsein

hinaus etwas zu schaffen. Das ist dann manchmal das Größte, was er vollbringt. Es könnte also auch hier ein absichtsloser Treffer sein. Aber das ist sehr unwahrscheinlich.

Wiederholt deutet Schiller in seiner Dichtung geradezu auf die Jesusgeschichte hin. Die einsamen Stunden des Mädchens dort oben unter dem Druidenbaum läßt er von ihrem Vater vergleichen mit den Versuchungen des Herrn in der Wüste. Als Johanna am Anfang ihrer Laufbahn den Segen des Erzbischofs begehrt, lehnt dieser das ab genau in derselben Weise, wie Johannes der Täufer sich unwürdig erklärte, den Messias zu weihen.

Und die Reden der Jungfrau bewegen sich sehr oft in der Sprache Jesu. Von dem „Muß ich nicht sein in dem, was meines Vaters ist“, bis hin zu dem „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“ hören wir die Herzenstöne des Menschensohnes im Munde Johannas wiederklingen. Letzteres, als sie im Turm der Engländer in Ketten saß, während draußen die Entscheidungsschlacht tobte.

„O ihr Kleingläubigen und blinden Herzen!“ Dieses charakteristische Wort ruft sie dem Könige zu, als dieser sie zum Lohn für ihre Großtaten mit weltlichen Ehren überschütten und sie einem seiner Fürsten vermählen will. Und aus ihrer Ablehnung tönt deutlich etwas wie: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

> Kein solches Wort mehr, sag' ich euch, wenn ihr
> Den Geist in mir nicht zürnend wollt entrüsten!

— das ist Jesu Auftreten Angeboten gegenüber, die dem jüdischen Bewußtsein als das Größte erscheinen, die aber er, der Berufene des Geistes, in ihrer Nichtigkeit von sich weist. So kennen wir ihn in seinem Schmerz, wenn die Menschen seine über das Irdische hinausgehende höhere Sendung nicht begreifen und ihn mit ihren armseligen Maßstäben messen. Auch weiß die Jungfrau, daß der Allmächtige, in dessen Dienst sie steht, seinen Engeln befohlen hat, daß sie sie auf den Händen tragen, und daß ohne den Willen ihres himmlischen Vaters kein Haar von ihrem Haupte fällt.

Doch, meine Freunde, diese Ähnlichkeiten, so auffallend

sie sind, sind nicht das Entscheidende. Darauf lege ich kein zu großes Gewicht. Zu dem Entscheidenden kommen wir erst.

Da muß nun aber eins vorausgeschickt werden. Johanna wandelt dahin in einem Nebel des romantisch-katholischen Wesens. Das hat man abzustreifen, wenn man in ihr das Jesusverwandte erfassen will. Keineswegs lag es dem Dichter im Sinn, derartiges mit den Vorstellungen von der Person des Religionsstifters verbinden zu wollen. Diese Dinge, für die ihm unsere Katholiken so dankbar sind, und worin sie Zeugnisse seines immer mehr sich vollziehenden Übertritts erblicken wollen, sind einfach die von der Situation geforderten und mit Schillers Innenleben absolut nicht zusammenhängenden dichterisch-malerischen Zutaten, die aus dem mittelalterlichen Drama wegzulassen sein historischer Sinn ihm verbot.

Nun wäre es aber falsch, wenn man, in dieser Abstreichung weitergehend, behaupten wollte, es hätten Schiller beim Dichten dieses Stückes überhaupt keine eigenen religiösen Gefühle bestimmt. Die Jungfrau könnte gar nicht die Gewalt der religiösen Triebe so überzeugend darstellen, wenn ihr nicht von ihrem geistigen Vater, dem Dichter, aus seiner eigenen Seele etwas davon mitgegeben wäre.

Johannas Gestalt hat er, wie es in dem schönen Gedicht „Das Mädchen von Orleans" heißt, mit seinem Herzen geschaffen und zwar geschaffen in Opposition zu jener Aufklärung, die, indem sie Wahn und Aberglauben bekämpfe, auch das Echte, woraus das Außerordentliche geboren werde, den Glauben zerstöre. Das Stück richtet sich gegen den nüchternen gemeinen Menschenverstand, der ganz und gar keinen Sinn hat für das göttlich Gewaltige einer erlösenden Menschenkraft; gegen jenen platten Liberalismus, der in Bezug auf Christus mit einem Ausspruch nichts anzufangen wüßte wie dem unseres heutigen Textes: „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit". In diesem Johanneswort, natürlich ganz und gar nicht orthodox verstanden, sehe ich Schillers Auffassung von Jesus.

3.

Vergegenwärtigen wir uns das Lebensbild Johannas, ihre Geschichte. Aus dem Dorfe steigt das Mädchen hinauf zu einsamen Höhen. Dort, hoch über der Menschen Häupter, bringt sie ihre Tage zu und unter der Eiche, wenn die Zweige rauschen, hört sie des Geistes Stimmen klingen. Woher hätte denn Jesus diesen Zug, in Gleichnissen aus der Natur seinem Volke Gottes Evangelium zu verkünden, wenn die Natur nicht auch ihm schon als Kind Sprache angenommen hätte. An ihrem Herzen müssen wir seine Jugend uns denken, wie auch er der Genossen Spiele flieht und „gleich dem einsiedlerischen Vogel" auf stillen Bergen, in verborgenen Tälern weilt und lauscht, wie er dort bei den Grotten und den kühlen Brunnen, in Weinbergen und Ährenfeldern, gelagert unter dem Baum, der knorrig seine Äste dehnt, unter Tieren lebt und mit den Blumen redet.

Wenn alles schläft, und dunkle Schatten sich über die Erde breiten, auch in der Finsternis, vor der der Mensch sich fürchtet, macht sie sich auf, um vertrautes Zwiegespräch zu halten mit der Luft der Berge, unerschrocken und gerade da im Sternenschein und unter heiligen Schauern so ganz besonders offen in ihrer Seele. Auch Jesus liebte, wenn das Tagewerk getan, die stille, heilige Nacht. Wer kennt nicht das herrliche Gedicht Geroks? „O wer dem Gespräch gelauscht, das da Sohn und Vater tauscht! . . . Halt den Odem an, o Nacht, Jesus betet, Jesus wacht!" Und es begab sich, erzählt Lukas im 6. Kapitel, daß er auf einen Berg ging und er blieb über Nacht bei Gott.

Dort oben fällt nun über Johanna her die ganze Not ihres Volkes, das keinen eigenen König mehr besitzen soll, und das fremde Mächte niedergetreten und gefesselt haben. Aus den tiefen Schmerzen ihrer Brust steigt die Vision auf, die Madonna gibt ihr den Auftrag zum heiligen Werke. Da denken wir an das arme Volk, über das des Menschensohnes Augen geweint haben, das keinen Hirten mehr hatte, das öde, verlassen und verirrt, der Sünde verfallen war, — oder nach den Vorstellungen Jesu und seiner Zeit ausgedrückt — das böse Dämonen überwältigt

hatten: wie etwas nun auch ihn übermächtig fortzog von den geliebten Triften hin zu „dem blutigen Felde der Gefahr“. Wir denken an seine Vision am Jordan, wo es ebenso zu ihm sprach:

> Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft!
> Geh' hin, du sollst auf Erden für mich zeugen!

— lege weg die Axt und die Säge, andere Mächte habe ich dir bestimmt, daß du sie fällest mit starker Hand, daß du das Schwert des Geistes ergreifest und, meine Herrlichkeit ihm kund tuend, deines Volkes Retter werdest.

Dreimal weigert sich das Mädchen. Das menschliche Schwächegefühl, ihr Zweifel, vor allem auch der Hang des Irdischen wehrt sich gegen „den furchtbaren“ und von des Lebens bescheidenen Freuden sie ausschließenden Beruf. Schließlich gibt sie nach. Sie kann nachher sagen: „Ach, es war nicht meine Wahl“, der Geist hat mich bezwungen! — Wie wollen wir denn die drei Versuchungen Jesu auffassen, vor allem das Verwandeln der Steine in Brot? Es ist in seiner Brust der Mensch, der Mensch mit seinem Zagen, das vor dem neugewiesenen steinigen Leben erschreckende Herz mit seinem Zurückstreben nach dem, was in der Heimat, in seinen schlichten Verhältnissen die beglückenden lebenerhaltenden Mächte waren; das Herz, das sich sträubt gegen das Nimmerwiederkehren und gegen das zwar unerfaßlich Herrliche, aber auch Ungeheuerliche und die größten Opfer ihm Abfordernde seiner Aufgabe, — das sich lange dagegen sträubt und dann doch in seinem Frommsinn dem Rufe sich ergeben muß. Und da traten auch zu Jesus die Engel, die im großen Chor die Jungfrau schaut, und dienten ihm.

Hier aber wie dort hat der junge Geist, in dem Außerordentliches sich vorbereitete, in seiner angestammten Umgebung kein Verständnis gefunden. In Dom Remi war die gute, treue und gehorsame Tochter doch des Vater Gram. Er konnte ihre Neigung zur Einsamkeit nicht begreifen, das sonderbare Wesen des Mädchens war ihm etwas Unheimliches: unter dem Druidenbaum fürchtete er böse Dinge. Sein unebenbürtiger Sinn bangte vor finsteren Gewalten, die seines Kindes Seele sich bemächtigen

wollten, und als sie dann dastand in ihren Großtaten, erschien ihm der hohe Mut als Hochmut und das Göttliche in ihr als Teufelsgewalt.

Wie werden Jesu Altersgenossen, wohl auch Brüder und Angehörige, über den so ganz seine eigenen Wege gehenden Jüngling geredet haben! Auch unter ihnen wird wohl ein Raimond gewesen sein, und wie der im Drama die Jungfrau bewundert:

> Oft seh' ich ihr aus tiefem Tal mit stillem
> Erstaunen zu, wenn sie den ernsten Blick
> Herabsenkt auf der Erde kleine Länder.
> Da scheint sie mir was Höh'res zu bedeuten,
> Und dünkt mir's oft, sie stamm' aus andern Zeiten

— so auch wird es hinter dem jungen Zimmermann hergeflüstert haben: siehe, sein Wesen und Wort wie aus der Propheten alten Tagen! Aber die meisten urteilten darüber gewiß anders. Und wenn er daheim den Seinen sein Herz ein wenig auftat, und vielleicht schon seltsame Ahnungen zu ihren Ohren klangen, so wird Maria in banger Sorge mit Thibaut gesprochen haben: „Wie kommt mir solcher Glanz in meine Hütte? O, das bedeutet einen tiefen Fall!“ Hat sie ja doch, als er dann, von dem Volke umdrängt, die Toten erweckte aus ihres Herzens Starrsinn und alles mit Leben, großer Hoffnung und freudigem Freiheitsmute erfüllte, ihn holen wollen, weil er — besessen wäre. Es spielte sich da um den See Genezareth offenbar etwas Ähnliches ab wie in der Krönungsszene der Dichtung, und nun geht auch hinter ihm die Rede her, lauter und lauter werdend: Er treibt die Teufel aus durch Teufelsmacht!

Aus des Volkes kerniger Lebensfülle erstiegen sie beide, und an beide hängte das Volk sich erst mit ganzem Herzensvertrauen. Die hinreißende Gewalt einer im tief religiösen Selbstvertrauen gegründeten und gesicherten Seele bricht wie mit Allmachtskraft daher. Nichts scheint vor ihr widerstandsfähig zu sein, und für sie scheint nichts unmöglich zu sein. Wunder ohne Zahl weiß der fast zur Anbetung werdende Glaube von ihnen zu berichten.

Doch nun kommt die Wendung. Die Schar der Jesusanhänger wird immer kleiner. Erst auch noch von vielen begrüßt, bald aber nur noch von wenigen umgeben, wandelt er durch Jerusalem. Dann werden auch seine Jünger an ihm irre und fallen von ihm ab, nur einer folgt ihm bis zum Richthause, und schließlich hängt Jesus einsam und ganz allein am Kreuze: alles, alles — wie Menschen meinen — verloren! So hat auch Frankreichs gefeierte Heldin alles verloren, was sie besessen hat, ihr ganzes Lebenswerk scheint umsonst gewesen zu sein: die Feinde des Landes sind wieder oben auf, und sie irrt verstoßen, nur noch von einem begleitet, durch den Ardennerwald.

Ist es da Zufall, daß es von ihren Lippen klagt: Mich dürstet? Es ist bei beiden der Durst nach Liebe, nach Dankbarkeit, nach Verständnis der Menschenherzen in ihrer furchtbaren Verlassenheit; der Durst nach der Stunde, wo die Menschen „ihres Wahnes werden inne werden" und reumütig zurückkehren zum Glauben an ihren Wohltäter und seine göttliche Sendung; der Durst des Leidenden und Verkannten nach Erhebung aus seiner Schmach.

Bist du Gottes Sohn, so steig herab vom Kreuz, so wollen wir dir glauben — höhnt die Feindschaft auf Golgatha. Und Johanna steigt von ihrem Kreuze, sie zerbricht die Ketten im Turm, sie stürmt wieder siegesgewaltig daher, sie fällt als glorreich Triumphierende, von allen nun wahrhaft anerkannt: „Du bist heilig wie ein Engel; doch unser Auge war mit Nacht bedeckt," — sie stirbt und lebt und wird nun ewig lebendig und lebensgewaltig bleiben als ihres Volkes guter Genius.

Meine Freunde! Ist das nicht das Ostern Christi? Der von der Welt Verlassene, an dem alles irre geworden war, er hat die Ketten seines schmachvollen Endes durchbrochen, er ist herrlich auferstanden, er lebt und wirkt unter uns, er ist nun „wirklich unter seinem Volke" — die Seinen sind wir geworden und singen ihm Freudenlieder und rufen ihm jubelnd zu: Wir glauben an dich, du bist unser Heiland und Herr! So schimmern durch die Johannageschichte, wohin wir blicken, von Anfang bis zu Ende, die Umrisse der Jesusgeschichte.

4.

Nun zu dem, worauf es am meisten ankommt, — wie sieht die Jesusgestalt aus, die Schiller in seiner Jungfrau zeichnet? Ich erinnere an das vorhin Gesagte, daß zu unterscheiden ist zwischen dem, was in ihr nur Johanna und was in ihr Sinnbild eines Höheren, Abbild Christi ist.

Aus dem Propheten mit seinem Tiefblick in Gottes Willen und Wahrheit und seinem Weitblick in Jerusalems Geschicke und den großen Weltengang wird bei ihr ein Wesen, das, in solchem Weissagen dem Menschensohne so verwandt, denn doch, in ihrem zauberhaft magischen Wissen etwas ganz Übernatürliches, mit ihm nichts zu tun hat. Zwar verwahrt sie sich dagegen, eine Wahrsagerin zu sein; sie erklärt, der Geist offenbare ihr nur die großen Weltereignisse. Aber das ist nicht der Fall. Der Dichter schreibt ihr jenes Hellsehen zu, das z. B. von dem Lilienschwert in einem fernen unbekannten Gewölbe und überhaupt von Dingen weiß, die zu wissen dem Menschen unmöglich ist. Er dichtet sie vielfach in die abergläubischen Begriffe des Mittelalters hinüber.

Dann die katholische Unfreiheit der Heldin. Wo Jesus das Göttliche in das freiste Persönlichkeitsleben umsetzt, und aus seiner in Gott vergeistigten Eigenart ihm seine Großes vollbringende Kraft erwächst, sieht Johanna ihre Kraftquelle gerade in der Gebundenheit und Willenlosigkeit. „Ein blindes Werkzeug fordert Gott, mit blinden Augen mußtest du's vollbringen.“ Nicht fragen, prüfen, nicht sich auf das Gewissen verlassen, sondern ein Wesen werden, das auch gegen das bessere Gefühl sich von höherer Macht treiben läßt!

Es ist das die religiöse Selbstverneinung des Katholizismus. — Das ist nicht das „Vater, dein Wille geschehe!“, wo der Mensch das natürlich Schwache und Unreine in sich dem höheren Willen unterordnet, um damit gerade zum rechten Selbst und voller Selbständigkeit aufzuerstehen. Es ist vielmehr das Ideal vom Untergang des menschlichen Ichs im Glauben, dessen letzte Konsequenz der Jesuitenorden ist. Ich weiß wohl, daß dieses

treibend über sie Verfügende noch Ursachen edlerer Art hat. Schiller zeichnet hier das übermächtige Walten des Genius in des Menschen Seele. „Mein Schicksal führt mich.“ Aber dieser unwiderstehliche innere Drang heiliger Notwendigkeit hat doch hier eine ausgesprochen katholische Färbung und wird zur Persönlichkeitsertötung.

Ein drittes, und das ist der bedeutsamste Unterschied: der zeitweilige Abfall von ihrem Beruf, ihr Schuldigwerden. Wir haben hier nicht zu untersuchen, ob dieser Abfall mit der Liebe Johannas genügend begründet sei. Für ein protestantisches Bewußtsein sicher nicht; aber auf dem Boden des Katholizismus mit seiner Unnatürlichkeit und Selbstverneinung wohl. Genug, sie liebt und fällt, sie fällt durch diese weiblich-menschliche Herzensregung aus ihrer göttlichen Berufung heraus.

Großartig schildert nun der Dichter den inneren Zerfall an der Sünde, den Zusammenbruch der Kraft der Auserwählten, die sich verunreinigt haben: wie sie, die Gewaltige, nun ein Nichts wird, bis sie geläutert in der Gnade sich wieder zu ihrer alten Größe erhebt. Von solchem Niedergang und Wiederaufstieg kann bei Jesus nicht die Rede sein. In der Zeit seines Berufslebens gar nicht, aber auch nicht vor demselben. Das ist gerade das Einzigartige dieser weltzentralen Persönlichkeit, daß an ihr nichts ist von einer Spur der Entzweiung. Seine Sündlosigkeit, die natürlich nicht moralische Irrtumslosigkeit war, hat ihn zu unserm Heilande gemacht. Ein Jesus, der gefallen und dann innerlich wieder auferstanden wäre, könnte uns viel sein, aber nie und nimmer die Heilsquelle der Menschheit.

Schwerlich hat Schiller in dem Abfall der Jungfrau christologisch zeichnen wollen. Wir haben diese Partie ihres Charakterbildes zu dem von seinem dramatischen Bedürfnis Gebotenen zu rechnen, wie auch die Begründung ihrer Sünde ganz mit dem mittelalterlichen Boden des Stückes zusammenhängt. So hervortretend nun aber auch diese drei Züge sind, machen sie doch nicht den innersten Kern ihres Wesens aus. Der ist eben, wie ich euch nun jetzt zeigen werde, das Christusspiegelnde in der Johanna.

5.

Johanna ist das Weib aus dem Volke. Frömmigkeit und Vaterlandsliebe sind ihr ganzer Seeleninhalt. Aus beiden lodert es empor, das Heilige mit Feuerarmen umfangend, in heißer Sehnsucht nach dem Retter. Da hat der Geist Gottes sie erwählt! Verheißungen sind ihr gegeben, sie selbst soll sie erfüllen, der Himmel stellt sich ihr zur Verfügung: es strömt flutend auf sie ein, Glanz von oben umleuchtet sie, und ihre entzückte Seele erfährt des Göttlichen unendliche Gewalt. In diesem Bewußtsein, die Erkorene und Geweihte zu sein, und unter dem Wunderbaren, das die Gottheit durch ihre Erscheinung enthüllt, wächst ihre Gestalt riesengroß hinaus über alle Menschen ihrer Umgebung.

Nun erscheint sie denen, deren „Herz weiches Wachs ist in ihren Händen", allen, die Zeugen ihrer unbegreiflichen Taten sind, wie ein höheres Wesen:

— wenn dein Vaterland dort oben ist,
Wenn du die Strahlen himmlischer Natur
In diesem jungfräulichen Leib verhüllst,
So nimm das Band hinweg von unsern Sinnen
Und laß dich sehn in deiner Lichtgestalt,
Wie dich der Himmel sieht, daß wir anbetend
Im Staube dich verehren —

so spricht der König den Eindruck und die Stimmung aller aus. Diese Anbetung ihrer Person weist sie entschieden ab: sie ist ja nur das arme Mädchen aus ihres Königs Flecken Dom Remi, an und für sich nur die allen Bedürftigkeiten des Lebens unterworfene Erdenkreatur. Das weiß sie, das fühlt sie — aber sie weiß und fühlt auch das Höhere, das sie nach des Himmels Willen sein soll und in des Himmels Kraft tatsächlich ist.

Ich habe das Unsterbliche mit Augen
Gesehen . . . . . Darum höret und verehret
Den Geist, der mich ergreift, der aus mir redet

— nieder in den Staub vor mir alles, was Mensch ist, betet die Gottheit an, die mich belebt!

Meine Freunde! Das ist ganz gewiß der geschichtliche Jesus, wie er in Wirklichkeit war!

Ich habe hier auf der Kanzel als liberaler Theologe vor der durchaus liberalen Gemeinde schon wiederholt der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß die auf dem Johannesevangelium beruhende orthodoxe Auffassung von Christus viel mehr Wahrheit enthält, als man gewöhnlich annimmt; daß sie eine viel richtigere Ahnung der geschichtlichen Erscheinung Jesu in sich schließt, als die in unseren kirchlich freisinnigen Kreisen herrschende Vorstellung von dem Menschensohne.

Selbstverständlich meine ich damit nicht das eigentlich Orthodoxe an der orthodoxen Christusauffassung: den leibhaftigen Gottessohn in seiner wunderhaften Menschwerdung, die am Kreuze sich der göttlichen Gerechtigkeit opfernde zweite Person der Trinität mit ihrer leiblichen Auferstehung — daß das etwa Wahrheit sei. Von alle dem hat der historische Jesus nichts gewußt. Das sind erst spätere Theologengedanken über ihn, von Paulus und andern herstammend. Jesu Bewußtsein war vielmehr ein durchaus menschliches: er wußte und fühlte sich als den Zimmermannssohn von Nazareth, der Erde entstammt, eine Kreatur Gottes wie wir alle, — aber ganz gewiß nicht als einer aus der Reihe, ein gewöhnlicher Mensch, ein Lehrer und Prediger und ein Prophet, wie es Tausende gibt und immer gegeben hat.

Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, wir sahen in ihm das Göttliche wohnend unter uns in menschlicher Erscheinung — in diesem Ausspruch des Johannesevangeliums haben wir den Nachschimmer des gewaltigen Eindrucks, den die damalige Welt von Jesus gehabt hatte. Und das war der Eindruck eines ganz Außerordentlichen und alles überragenden Einzigartigen. Das Johannesevangelium gibt nun, ähnlich wie das Königswort über Johanna, der auf Grund dieses Eindrucks zur Anbetung geneigten Stimmung in der Christenheit Ausdruck.

Diese Anbetung seiner Person lehnte Jesus ebenso ab, wie die Jungfrau es in unserem Drama tut, — doch, ebenso wie sie hier, auch nur die Anbetung der Kreatur in ihm. Durch Jesu ganzes Auftreten aber, wenn man es unbefangen betrachtet

und nicht das anstößig Erscheinende unbeachtet läßt und wegdeutend auslöscht, durch sein ganzes Auftreten hin vernehmen wir ein gewaltiges: Nieder in den Staub vor mir, ihr Menschenkinder! Betet an den Vater, der sich in mir offenbart, der mich ganz erfüllt, mit dem ich eins bin!

Dieses bestimmte Selbstbewußtsein von seiner alles Menschliche überragenden Bedeutung ist nun das entschieden geschichtlich Wahre im dogmatischen Christusbilde! Durchdrungen von dem lebendigen Gefühl, daß ihm alles, was zu der Menschen Heil nottut, von seinem Vater im Himmel anvertraut ist, ihm allein in lebenweckendem und erlösendem Vollbesitz, und daß er deshalb unentbehrlich ist jedem, der danach verlangt, hat Jesus sich, ganz unverkennbar ist das, in den Mittelpunkt der religiösen Welt gestellt und alles Sehnen, Hoffen und Streben an sich ziehen wollen. Das aber nicht kraft einer höheren Abstammung, kraft einer göttlich-überirdischen Natur, wie das unsere strenggläubige Richtung voraussetzt, sondern allein auf Grund seines Erwählungsbewußtseins: „Ja, Vater, denn also ist es wohlgefällig gewesen vor dir", — du hast mich erkoren, du hast dich von mir schauen und leben lassen in deiner Herrlichkeit, darum soll und muß alles Fleisch zu mir kommen!

In diesem ungeheuren Selbstgefühl des Glaubens, das man ja eine wahnsinnige Anmaßung nennen könnte, hätte die Geschichte nicht Jesu darin völlig recht gegeben, hat er nun offenbar vor Schillers Seele gestanden. Das muß die Gestalt gewesen sein, für die er, der auch so groß und gewaltig angelegte und ebenfalls so selbstgewisse Geist, nach Karoline von Wolzogens Bericht eine innige Verehrung bezeugte. Und zu diesem sich riesenhaft hochrichtenden Christusbilde müssen wir freisinnigen Protestanten auch unbedingt wieder kommen!

Es ist nicht recht, wenn man das Christentum nur als Nachfolge Jesu auffaßt und ihn nur als den Anfänger unseres Glaubens, nur als das Vorbild darstellt, als ob Jesus das nur habe sein wollen. Dadurch ist er leider für weite Kreise der liberalen Gemeinde sehr in den Hintergrund gedrängt worden. Sieht man ihn dort vielleicht auch für den besten, edelsten

Menschen an, so kann man doch, wie so viele meinen, ein Christ sein auch ohne lebendige Herzensstellung zu dem Heiland selbst. Daher die Lauheit und Gleichgültigkeit, daher aber auch die Mattheit und Seelenlosigkeit des Glaubens, die so vielfach in unserer Mitte herrscht!

Nein, die christliche Religion ist von ihrem Urheber her durchaus christozentrisch. Ohne dieses Christozentrische kann vor allem die Kirche nicht existieren. „Nur wo Johanna ist, da ist der Sieg!“ Nur wo man Jesus Christus als die beglückende, erlösende Lebensquelle erkennt, ihr sich zugewandt hat mit allem Herzensvertrauen und aller Hingebung der Seele und aus ihr nimmt Gnade um Gnade, da ist wirkliches Leben, freudiges Aufwärtssteigen, reges kirchliches Vorwärtskommen, lebendige Kraftentfaltung des Christentums, weltüberwindende Glaubensmacht!!

Ich behaupte nicht, daß auch diese Folgerung schon hell-leuchtend in Schillers Bewußtsein stand. Aber die Erkenntnis, daß Jesus sich als das ganz außerordentliche Werkzeug Gottes, als der einzigartig berufene Sohn des Vaters, dem alles übergeben ist, betrachtet und anerkannt wissen wollte, schreibe ich als hell aus dem Jungfraubilde uns entgegenleuchtend dem Dichter unbedingt zu. Die Literaturgeschichte wird mit dieser Beobachtung zu rechnen haben. Noch mehr aber wünsche ich doch, daß unser religiöses Leben damit zu rechnen beginne und aus dem Drama heraus sich hinweisen lasse zu dem, **ohne den kein Heil ist!**

6.

Aber Schillers Drama hat uns des Neuen in der Christusauffassung noch mehr zu geben.

Vor dem Bilde des Heilandes fühlt der Christ den Anhauch einer wunderbaren Harmonie. Er fühlt, wie aus dem tiefen Frieden dieses gottgeeinten Lebens Beruhigung ausgeht auf die wilden Wogen seiner Leidenschaften; eine Güte, die Erquickung bringt in die Welt der Tränen; ein erbarmender Sinn, der ihn aufrichtet in Sünde und Schuld und ihm Mut gibt zu neuem Streben. Da legt er sich wohl mit dem innigen

Glauben eines Johannes an seine Brust und spricht zu ihm: An deiner Seite bin ich wohl geborgen, o führe du mich durchs Leben! Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen, wenn ich in deiner Liebe ruh'!

Das ist der Jesus, von dem seine Umgebung sich erlöst, geadelt und emporgehoben fühlte zu beseligender Lebensempfindung; der warme Sonnenstrahl aus höherer Welt, der mit seiner Liebe still bezaubernder Gewalt Versöhnung, Vergebung und alles Gute um sich breitete.

Auch Schiller zeichnet dieses „edle Bild der Menschheit" mit seinem friedreichen und freundlichen Wesen, mit seinem klaren, milden Geiste voll heilender Gewalt. Besonders tut er das im 3. Akte, wo die Jungfrau, mit einem Rosenkranz im Haar, als Frankreichs Friedensengel die Hände der feindlichen Brüder ineinanderlegt zum Bunde der Freude und des neuen Lebens. Da spricht sie in Christusart von der Liebe Hoheit und Herrlichkeit. Da und auch sonst steht sie vor den Menschen mit alles erhebender Schönheit der Seele. Jedes Herz fühlt sich in ihrer Nähe beglückt. Aus der heiligen Stille eines göttlichen, sicher in sich ruhenden Gemütes strömt jedem leidenschaftslose Ruhe und ein Geist zu, der alle Wunden heilt und alle Leidenden erquickt. Sie ist die Milde, Sanfte, Gütige, und die Taube ist ihr Symbol.

Plötzlich ändert sich die Situation, der Feind erwacht, und die Trompeten blasen. Da wird im Schlage die Taube zum Adler:

> Mich durchflammt der Mut der Cherubim,
> Es treibt mich fort mit Sturmesungestüm!

Das stille, ruhige Weib ist zur löwenherzigen Jungfrau geworden, aus deren Augen Feuerpfeile schießen, und die, allen Widerstand niedermähend, ihr Volk zum Siege führt. In dieser Menschenbrust voll Güte und Milde braust es jetzt auf in furchtbaren Gewalten. Der starke Gott erhebt sich in ihr, und sein Zorn, seine Gerechtigkeit, seine heilige Wahrheit füllt den Mund, der sonst so freundliche Worte zu sprechen, so liebreich zu trösten und zu heilen vermag, mit Donnerkeilen, die nun verheerend niedersausen auf alle Lüge, alles Böse, alles, was ihr Volk bedrängt.

In diesen Stunden ist sie „schön zugleich und schrecklich anzusehen“, und Agnes Sorel gesteht ihr, daß sie doch nie sie recht begriffen habe in ihrem „dunkel tiefen Wesen“. Ja „dunkel tief“, so ist das Herz, das so Verschiedenes in sich birgt, Segen und Fluch, Frühlingsblüte und Frühlingssturm, je nachdem der Geist sie treibt; dieses Herz, dem in seinem sonnigen Sinn alles sich beruhigt und vertrauensvoll anschmiegen kann, und vor dem dann doch wieder alles erzittern muß, wenn aus ihm die Gottheit hervorbricht in vulkanisch-schöpferischen Lebenserschütterungen, oder wenn aus dieser Prophetentiefe es zu den Menschen redet in gewaltigen Ahnungen schmerzlichen Geschickes und des Gottes, der herrlich und furchtbar zugleich ist.

Dieses dunkel Tiefe ist unbedingt eine, noch viel zu wenig beachtete, Seite in Jesu Charakterbild gewesen. Jesus ist nicht die schlichte, einfache Natur, wie man sie gewöhnlich darstellt und sich denkt, wo dann die Menschen meinen, mit ihm fertig zu sein, wenn sie in ihm den barmherzigen Samariter, den Menschenfreund, den Sünderheiland, den Seelenarzt, den Tröster und Beruhiger gesehen haben und den vielleicht für sich nicht mehr zu brauchen glauben. O mit diesem Jesus bist du, Menschheit, noch lange nicht fertig! In dem liegen Tiefen, in die du noch gar nicht hineingeblickt hast, und die, wenn du ihnen näher trittst, dir vieles erschließen werden, was heute als die große Frage modernen Ringens und Suchens auf deinen Lippen brennt!

Dunkel tief — siehe, das ist der Jesus, den wir vorhin so wunderbare Rätselworte am Altare reden hörten, der Jesus, von dem es in unserem Texte heißt, daß die Jünger mit Furcht und innerem Entsetzen auf ihn schauten, als er auf dem Wege nach Jerusalem vor ihnen herschritt: ein völlig Gewandelter, das Auge flammend von dem Feuer, das er gekommen ist anzuzünden auf Erden, — die unheimlich strengsten Ansprüche von weltverachtender Glaubenshingabe und blutwilliger Opfertreue in seinem Munde — sein ganzes Auftreten das eines schwertmächtigen Kriegsgottes im Reiche des Idealismus voll der Wahrheit heiligen Zornes — so zieht der Gewaltige nach Jerusalem, um den Vernichtungskampf aufzunehmen mit den bösen

Geistern, die seines Volkes Seele knechten. Und aus der Erscheinung des nahenden Messias, „schön zugleich und schrecklich anzusehen", donnert es hinein in die Tempelstadt: Jetzt komme ich über dich, ein Gewappneter Gottes, um dir deinen Harnisch herunterzureißen, mein ist der Sieg!

Und sie entsetzten sich — das gilt nicht bloß von diesem Zuge in Tod und Sieg. Wie Montgomery zu Johanna sagt: „Dein Blick ist sanft, doch deine Rede furchtbar", so haben auch die Jünger in der Liebespredigt Jesu oft Töne vernommen, aus brausender Tiefe Ahnungstöne gewaltigen Schauens, die ihre Seele erbeben ließen, weil sie die vulgären Auffassungen von dem „lieben Gott" völlig zerstörten. Er hat in der großen Liebe des Vaters im Himmel ihnen Geheimnisse göttlichen Waltens und Wollens offenbart, die nicht Aufbau, sondern Untergang, nicht Beglückung, sondern Schmerzenslose, nicht Lebensfreude, sondern Lebenspreisgabe, Angst und Schrecken ihnen in Aussicht stellten: wie nur durch viel Leiden sich das hohe Planen der Vorsehung verwirklichen werde, und die Liebe ihre Getreuen nicht schone; wie auch die Besten unverschuldet, und sie gerade am meisten, mittragen müßten an dem zerstörenden Erdenweh, das seine Weisheit brauche zu seinem heiligen Schaffen.

Erschrecklich war dieser Christus, ihr liebreicher, beseligender Heiland, wenn aus seinen Worten, ihre Seele erzittern machend, das Beben, Wirren und Gären der Schöpfungstiefen erklang, und sie es spürten, ohne es erfassen zu können, wie neue Welten werdewillig in seinem Geiste sich ankündigten; wenn sie etwas vernahmen von dem Riesenkampf, der der Menschheit verordnet ist, von den gewaltigen Erschütterungen, die bevorstehen, und von den ungeheuren Anforderungen an Menschenkraft und Herzenswille, die geleistet, erfüllt werden müssen, wenn diese neuen Gotteswelten sich durchsetzen sollen. O diese Unruhe und Beunruhigung durch ihn, der doch die heilige Ruhe selber war!

7.

Und als dieser große Unruhstifter, der nicht Frieden bringt, sondern das Schwert, schreitet Christus, so furchtbar und gewaltig

wie er sich kaum je in einer Periode der christlichen Kulturgeschichte erzeigt hat, über unsere Zeit und unser Geschlecht dahin. Ja, Frieden will er dir geben, erquickenden milden Herzensfrieden, — aber nur in und nach schwerem Kampfe für seine Ideale, für seine werdende Welt!

Horch, sie drängt herauf, eine neue Christuswelt, ein besseres, wahreres Leben, eine tiefere, freiere Frömmigkeit, in Geburtswehen voll Schmerzen ein verchristlichtes Deutschtum, ein verdeutschtes Christentum, die Vollendung der Reformation! Höre es, wie sein Mund jetzt redet vom notwendigen Zusammensturz überlebten Wesens, das doch aber noch so verwurzelt ist mit vielen Herzen und das dennoch in seiner Machtstellung und seinen Glaubensansprüchen gebrochen werden muß, kostete es auch Herzensblut! Weg jetzt allen faulen Frieden, alle Bestrebungen der Versöhnlichkeit, daß die Richtungen in der Kirche doch ja brüderlich miteinander sich vertrügen, — o dieses an sich so Gute, Edle, Christusartige, dennoch jetzt weg damit, wenn darunter etwa die Wahrheit leiden, oder der große Christuswille der Zeit gelähmt werden müßte! Weg alle Kleingeisterei, die diesen drängenden Schöpferwillen Christi aufhält, das mattherzige Nachgeben, das ängstliche Rechnen und Erwägen, das unwahre Mitmachen und immer noch Festhalten am Überlieferten, über das man doch innerlich weit hinaus ist — o alle Liebe, Duldsamkeit und Verträglichkeit mit den anders Denkenden, ja; aber scharf, gewappnet und schwertbereit, wenn diese alte Welt der in dir aufstehenden neuen Welt ihr Existenzrecht bestreiten, deiner besseren Erkenntnis den Mund verschließen und deine Überzeugungen dir abschwächen, entseelen und entmarken wollte: „nichts von Verträgen, nichts von Übergabe!“

Schwertgewaltig erhebt sich der Herr jetzt über unsere Gegenwart und fordert von uns Blut, Opfer, große Treue! Er fordert aber auch die Weisheit, die das Seine erkennt und es liebend hält und schützt in der Umwälzung der Dinge, daß der Radikalismus, die wilde Zerstörungslust, die seines Geistes nicht ist, die aber immer hinterher stürmt, wenn der göttliche Werdedrang am Werke ist, es nicht vernichte und seine Christenheit

nicht um unveräußerliche Güter, um ihn selbst, den Heiland, bringe.

Und er fordert vor allem Gehorsam, sittliche Hingabe, den Idealismus der reinen, in ernster Selbstzucht sich ihm weihenden Gesinnung. Er ist und will sein der große Unruhstifter in dir selbst! So kennst du ihn, wie er dich über deinen wichtigsten Lebenszweck erleuchtet, wie er sein großes, heiliges Werde in deine Seele gesprochen hat, sein Wort von der Vollkommenheit, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist. So kennst du ihn und hast es unter seines Geistes treibender, in Sünde und Untreue dich elend machender und aus aller Ermattung dich immer wieder aufjagender Kraft erfahren, daß „es tödlich ist, der Jungfrau zu begegnen." Einmal in seine Hände gefallen, kann dein Ende nur der Tod sein, der Tod dessen, was du nicht bist!

Aber Tod ist Schmerz, und vor diesem Untergang in dir erzittert deine Seele. Tod ist Kampf, und diesen Kampf bis aufs Äußerste, zu voller Selbstopferung meinst du manchmal, wenn die Welt und das eigene Herz dir arg zusetzen, nicht durchführen zu können. Dann willst du verzagen, willst deine Fahne sinken lassen, hältst dich für zu klein und arm zu deinem Christenberufe. O glaube, vertraue — gerade dann ist dein Heiland dir nahe und will dir beistehen; tue deine Seele auf, höre, er redet zu dir stärkend und aufrichtend, — glaube und vertraue, er ruft dir zu:

> Mut, Mut, mein Volk! Es ist der letzte Kampf!
> Den Einen Sieg noch, und der Feind liegt nieder!

Nun denn, mein Heiland und Herr, weiter mit dir, du Siegesmächtiger! Um dich scharen sich unsere Geister, unsere Herzen; vor dir muß ja alles fallen, was nicht aus Gottes Leben ist, vor dir hat die Sünde keinen Bestand, all ihr Widerstreben ist vergeblich. Was auch in uns sich dir entgegensperrt, du brichst ja doch durch, du unsere Plage, unser Vernichter, — wozu länger mit dir ringen? nimm uns hin, bezwungen von deiner heiligen Gewalt, du unsere Wonne, unser Frieden! Nimm uns ganz hin, daß wir, die Überwundenen deiner Gnade und Wahrheit, in deiner Kraft des Lebens große Siege feiern dürfen,

des Geistes Übermacht über Fleisch und Blut und deines Reiches herrliche Triumphe!

So im tiefsten Seelengrunde mit dir eins geworden, du Herzog unserer Seligkeit, wollen wir denn als die Deinen die Taten tun, die der Vater dir und uns in dieser Zeit aufgetragen hat; wollen fest und wandellos, allem Ansturme rings um uns trotzend, uns behaupten in unserem Glauben und dein Christusleben hinübertragen in die neue Welt, die du dir baust. Du willst den Kampf, willst unsere Tage in Unruhe — so sei es denn! Nur weihe du uns die Waffen, daß sie immer rein seien, und segne uns die Herzen, daß sie freudig bleiben, auch wenn wir leiden müssen für deine heilige Sache. Die Zukunft, die vor uns liegt, wird wieder Märtyrer nötig haben. Durch schwere Krisen und zu gewaltigen Entscheidungen der deutschen Volksseele geht es hindurch. O wecke dir deine starken Zeugen, die du brauchst, die Männer fromm und frei, die Frauen tief und treu, deines Geistes edle Heerscharen, die mit dir leiden, um mit dir zu siegen, und die mit begeisterter Seele unserem Volke das neue Glaubensleben gründen, nach dem sich doch alles in Schmerzen sehnt. Das Alte geht nieder, ob es sich auch eifernd gegen sein Verhängnis wehrt — Christus, wir grüßen deine neue Sonne! Amen.

Vater Unser. Segen.

Schlußvers:

Hebe dein Antlitz auf deine
versöhnte Gemeinde!
Treibe hinweg die Verblendung,
vernichte die Feinde,
Bis wir befreit,
Ganz dir zum Dienste bereit,
Unserm Erlöser und Freunde!

II.

Unter dem Kreuze.



8.

Der Kampf mit dem Drachen.

Abendgottesdienst am Passionssonntage Invocavit.

Gemeindelied:

Jesu, geh' voran
Auf der Lebensbahn,
Und wir wollen nicht verweilen,
Dir getreulich nachzueilen.
Führ' uns an der Hand
Bis ins Vaterland.

Vorlesung am Altare:
Phil. 3, 12—14; 2, 5—9.

Nicht, daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin. Meine Brüder, ich schätze mich selbst noch nicht, daß ich es ergriffen habe. Eins aber sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, das da vorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu.

Ein jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war; welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich sein, sondern äußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward gleich wie ein anderer Mensch und an Gebärden als ein Mensch erfunden. Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöhet und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist. Amen.

Und nun vernehmet nach dem Gotteswort aus des Apostels Mund das Wort Gottes in Schillers Dichtung:

Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen.
Und spricht: „Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand;
Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn der ist's, der die Welt zerstöret.
„Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtes Blöße,
Da stifteten, auf heil'gem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."
Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder;
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder,
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn
Der Demut, die sich selbst bezwungen."

Dein Wort, o Herr, sei unseres Fußes Leuchte und uns ein Licht auf allen unseren Wegen. Halleluja!

Zwischenvers:

Will der Herr durch strenge Zucht
Mich nach seinem Bild gestalten,
Dennoch will ich ohne Flucht
Seiner Hand nur stille halten.
Er übt Gnad' auch im Gericht,
Das ist meine Zuversicht.

Matth. 16, 24—25:
Da sprach Jesus zu seinen Jüngern: Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden.

Liebe Gemeinde! Wir befinden uns jetzt in der Passionszeit, und von heute bis zum Karfreitag werden nun unsere Betrachtungen unter dem Kreuze zu stehen haben. Aber Schiller bleibt uns dabei treu. Er kannte das Kreuz aus reichster Lebenserfahrung. „Er hatte früh das strenge Wort gelesen, dem Leiden war er, war dem Tod vertraut“ — rief sein Freund Goethe dem Geschiedenen nach. Und wenn einmal einer unsrer Dichter den Wunsch ausgesprochen hat, man möge ihm einst nach seinem Tode nur kein Kreuz aufs Grab setzen, da dieses Marterbild ihm stets verhaßt gewesen sei, so ist es dagegen ganz nach Schillers Sinn, daß über der Fürstengruft in Weimar, in der er ruht, das heilige Zeichen der Christenheit leuchtend ragt.

Schiller ehrte das Kreuz. Weit entfernt, es für ein Marterbild anzusehen, das in verdüsterte Tiefen der Lebensverarmung und Lebenserschlaffung verwiese und das allem Lebensdrange und der frohen, frischen Lebenskraft feindlich wäre, hat er es vielmehr in der Ballade vom Kreuzritter und seinem Kampf mit dem Drachen wie einen Wegweiser aufgerichtet, der die Jugend seines Volkes hinanleiten sollte zur lichten Höhe kraftvollen Heldentums, hin zu dem freilich schwersten Lebenskampfe, aber auch herrlichsten Lebenssiege und damit zu großem, schönem Lebensgefühle.

Ich habe für heute die Ballade gewählt in Rücksicht auf die mit dieser Abendstunde beginnende Konfirmationsfeier. Der Tag ist nahe, wo wieder fünfzig unsrer Kinder den Gang zum Altar antreten werden. Aber sie mit den Augen ihrer Sehnsucht, wir mit den Augen unsrer Hoffnung blicken über dieses nächste Ziel bereits hinweg. Hinter dem Einsegnungstage sehen wir den Weg hinaus ins Leben, den sie nun gehen werden. Wohin wird der führen?

Geliebte Kinder! Entsprechend dem ganzen Geiste des Unterrichts, den ihr empfangen habt, leite ich euch die festlichen Tage ein mit dem Zuruf: Euer Leben sei ein Aufstieg zur Größe, zur Charakter- und Seelengröße Jesu Christi! Er sei das ragende Bild hohen, weltüberwindenden Menschentums, zu dem ihr aufstreben möget mit nimmer rastendem und nie sich fertig dünkendem Eifer und um den ihr euch sammeln möget mit germanischem Treugelübde. Ob mit der Gemütshingabe des Mädchens oder mit dem Seelenmut des Jünglings, steht treu und fest in seinem Geistesbunde. Was ich euch heute ans Herz lege, worin ich euch aufnehmen möchte mit der Konfirmation, das ist

die Kreuzesritterschaft Christi.

1.

Unter den Kunstwerken, die, von meines Vaters Hand geschaffen, mein Elternhaus schmückten, befand sich auch ein Gemälde, das die Einnahme Jerusalems durch die Kreuzfahrer darstellte, — wie die Verwundeten in die Gewölbe der Grabeskirche hineingetragen werden, und wie, beleuchtet vom düstern Schein der Fackeln, Gottfried von Bouillon das Heiligtum betritt. Oft kamen Kunstkenner und betrachteten aufmerksam die Arbeit des verstorbenen Meisters. Viel mehr aber als dieses große, figurenreiche Werk interessierte mich damals als Kind ein daneben hängendes kleines Bild: es stellte einen Ritter dar auf hohem Rosse, in männlich stolzer Haltung, mit blondem Germanenhaar, mit leuchtenden und dabei treuherzig blickenden Augen, prangend im Waffenglanze und ebenfalls geschmückt mit dem Zeichen des Kreuzes.

Vor diesem Kreuzritter habe ich meine Jugendträume durchlebt. Er schaute nieder auf meine ersten Kinderspiele und dann auf das Lernen und Arbeiten für die Schule. Ein wunderbarer Odem ging von dieser Gestalt aus. Sie entflammte in der jungen Seele die Lust zu Abenteuern phantastisch-romantischer Art, zu großen, aber unbestimmbaren Taten, und mitten in all dem Sinnen und Denken des Knaben stand immer das

Kreuz. Dieses kleine Ritterbild umwob mein Herz mit seiner Liebe, — da wurde es lebendig und trat aus seinem Rahmen heraus: es wurde dem Einsamen, der früh den Vater verloren hatte und keine Geschwister besaß, Vater und Bruder und Freund. Mein Kreuzritter kam zu mir im Wachen des Tages und im Traum der Nacht, und seiner Worte Inhalt war immer das Eine, daß auch jetzt, wo keine Türken mehr zu bekriegen, und keine Untiere mehr zu erlegen seien, der Herr noch Ritter brauche, die seines Kreuzes Zeichen trügen und seines Reiches Siege ihm erringen sollten im Kampfe für Wahrheit und Recht, in Taten des Mutes und der Freiheit. An seinem schwertgewaltigen Geistesgruße schäumten, als der Jugenddrang erwachte, die Wogen empor. Und einmal, erinnere ich mich, spülten sie gewaltig hinweg über das mütterliche Gebot, der Eigenwille lehnte sich kräftig auf wider ihre Autorität, und ich schlief ein mit dem Gefühl, eine gar männliche Tat vollbracht zu haben.

Da erschien in der Nacht mein Kreuzesritter an meinem Lager, aber nicht mit der Freundlichkeit wie sonst schaute er auf mich hernieder. Seine Augen waren finster, und traurig klang seine Rede. Am Morgen wußte ich nicht mehr, was er gesagt hatte. Doch im Laufe des Tages, wo der Lehrer Schillers Ballade durchnahm, fiel mir alles wieder ein. So etwa hatte er gesprochen:

Was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen!
Drum wende dich aus meinen Blicken —
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken!

Meine lieben Kinder! Das Joch, das ihr auf euch nehmen müßt, wenn ihr die Seinen werden und zu Jesu Menschengröße euch erheben wollt, ist die demütige Beugung unter alle heilsame göttliche Zucht. In der Nachfolge des Herrn heißt es Selbstverleugnung üben. Wer nach dem Gewinn seines Lebens

trachtet in eigenwilliger Selbstbehauptung, der bringt sich um das Recht seiner Kreuzesgemeinschaft und schließt sich aus von der Lebensherrlichkeit seiner Getreuen. Das ist die grundlegende Ordensregel der Ritterschaft Christi.

2.

Die hat ja nun allezeit dem stürmisch nach Freiheit verlangenden Jugendsinn nicht recht behagen wollen. Am wenigsten heute, wo die ganzen Lebensverhältnisse schon sehr früh einen starken Drang nach Selbständigkeit wecken. Nachdem man die Kinderschuhe bereits ausgezogen hat und wo man vielleicht in tüchtiger Arbeit schon allerlei leisten muß, noch immer bescheidenes Zurücktreten, fügsames Sichunterwerfen, anspruchslosen Selbstverzicht — ja, soll ich denn nie mein eigener Herr werden?

Und vielfach ist es nicht nur diese Ungeduld. Der Strom des unreinen Welttreibens hat sich längst Durchbruch verschafft zu dem Denken und Empfinden eines Jugendlebens. Die niederen Triebe sind erregt, mancherlei Begehrlichkeit hat sich der Brust bemächtigt. Man macht, und wäre es auch erst in Wünschen, schon ganz gehörig in dem Leichtsinn und der oberflächlichen Genußsucht der Umgebung mit — und nun an solch junges Herz, das nicht mehr jung ist, diese Kreuzesforderung zuchtvoller und demütiger Willensbeugung: eine unerhörte Zumutung!

Doch wohl mehr noch sind es edlere Regungen, die sich gerade in der modernen Jugend zu einem Protest wider die christliche Selbstverleugnung zuspitzen.

Die jetzt emporstrebenden Generationen haben die zwar durchaus nicht neue, aber heute schärfer denn je hervortretende und deshalb wie eine Entdeckung begrüßte Losung der Zeit auf Ausbildung charakteristischer Persönlichkeiten freudig aufgenommen: was ich nach meiner Naturrichtung bin, das, gerade das muß ich sein, nicht etwas meinem Wesen Fremdartiges, Angenommenes, schablonenhaft Zurechtgestutztes, vielmehr ganz ich selbst — nur so kann ich etwas Rechtes werden und Wertvolles leisten! Individualität und Individualismus sind den

Fortgeschritteneren unter euch schon ziemlich gewohnte Ausdrücke geworden. Und wem auch diese Worte noch nicht geläufig sind, dem liegt doch als Kind der Gegenwart, was damit gemeint ist, tief im Blute: das Festhalten und Ausleben der Eigenart gilt euch unbedingt als eine Aufgabe eures Lebens.

Da klingt es euch vielleicht wie ein berechtigter Einwand gegen das Christentum, wenn ihr sagen hört, was man heute oft vernehmen und in vielen Schriften lesen kann, die Religion des Kreuzes sei etwas Unnatürliches und dem modernen Lebensideale Widersprechendes, da sie in der Seele die individuellen Grundlinien wegwische. Wenn ich mich selbst verleugnen soll, zerstöre ich damit nicht das Besondere, das in mir werden will? Mache ich mich damit nicht zu einem jener Dutzendmenschen, die nichts zu bieten haben und in der Welt nichts bedeuten? Und was unsre Zeit unter allen Seelenkräften am höchsten schätzt, den Willen des Menschen, die starke, schöpferisch mächtige Willensenergie mit ihrem Sichbehaupten und Sichdurchsetzen, — wird nicht diese Kraft durch das Gebot demütiger Sinnesart zerbröckelt? Müssen nicht darunter die Menschen, ihres köstlichsten Vermögens beraubt, zu reinen Nullen werden?

Ich antworte darauf: nein, und nochmals: nein! Er, der die demütige Selbstverleugnung, die er in seiner Nachfolge verlangt, in eigener Tat geübt hat, dieser Christus ist ja doch zugleich der Gewaltige, der allem Widerstand der Feinde, so vielen unüberwindlich erscheinenden Mächten, dem Priestertum mit seinem Nimbus, dem Stumpfsinn des Volkes, dem Trotz der Sünde, einer ganzen Welt groß und stark seine Persönlichkeit entgegengesetzt hat. Und seine Jünger, die ihn umgeben — dabei denke ich nicht nur an die Zwölfe —, seine wahren Geistesjünger, diese Paulus-, diese Luther-, diese Schillergestalten, sind das Nullen? Scharfgeprägte Charakterköpfe sind es, ausgesprochene Individualisten, nichts an ihnen unterdrückt und nichts an ihnen nach Form und Regel erkünstelt, durchaus volle, frische Eigenart, und dabei alles Menschen, denen es aus der Seele klingt: Hier stehe ich, fest und gerade, ich kann nicht anders und ich will nicht anders und ich werde nichts andres!

Ich beuge mich nicht vor dieser Welt, ich gebe nicht nach, ich setze mich durch und ich bin gesonnen, meiner Zeit und den Geschlechtern der Nachwelt den Stempel meines Geistes aufzudrücken! Heroengestalten sind es, zu denen wir bewundernd aufschauen.

Aber, meine Freunde, was bewundern wir an ihnen? Ihre Selbstbehauptung an sich? Das doch wohl nicht, sondern den heroischen Idealismus, mit dem sie ein Heiliges, Göttliches durchs Leben hindurchgerettet, dessen Sieg mit ihrem Herzblut erkämpft haben.

Alle diese Männer hatten einen höheren Lebensinhalt. Eine große Wahrheit, eine ewiger Gedanke, ein neuer Geist war ihnen anvertraut. Quellen aus den heiligen Tiefen der göttlichen Gnade, Leben und Offenbarung aus der Christusfülle hatten sich ihnen erschlossen. Davon war ihre ganze Persönlichkeit durchdrungen. Und dieses Gottesleben nun in ihrer Seele, das haben sie behauptet. Das haben sie mutig durchgesetzt auf die Gefahr hin, sich selbst zu schaden, der Menschen Gunst zu verlieren, Unglück und Leiden sich zuzuziehen. Dafür haben sie kein Opfer gescheut, dafür ihre Zeit, ihre Kraft, ihr Wirken, ihr Alles hingegeben. Nichts haben sie für sich gesucht. Nur ihre Sache, ihr Werk, ihr großer göttlicher Auftrag war ihre Begeisterung, war ihr unerschütterlicher Tatenwille. So haben sie ihr Leben verloren um Christi willen. Das war ihr Heldentum, davor stehen wir in Verehrung ihrer Größe.

Nun braucht man kein Großer zu sein, um diese Größe zu haben. Es kommt vor Gott und dem sittlichen Menschenurteil nicht auf das Gewicht des einem zuteil gewordenen Berufes, sondern allein auf die Treue und Hingebung und Opferwilligkeit an, mit der eine Seele, und wäre ihr auch nur ein Kleines und Geringes anvertraut, diesen göttlichen Lebensgehalt der Persönlichkeit zur Geltung bringt.

Aber eben ein Göttliches, ein sittlich Wertvolles muß es sein, wofür der Mensch eintritt! Das Sichdurchsetzen an sich ist noch kein Verdienst, das allein noch nichts Achtungswürdiges. Das ist einfach Naturkraft, von selbst gegeben, wenn der Mensch

gesund ist, und aus dem Blute, nicht aus dem sittlichen Grunde der Persönlichkeit stammend. Diesen kraftvollen Drang hat auch der Tiger, wenn er über seine Beute herfällt. Und wie häßlich kann sich diese Selbstbehauptung, weil es ihr an innerem Recht fehlt, bei Menschen ausnehmen! Ein eigensinniges Wesen hat sich etwas in den Kopf gesetzt und mit resolutem Draufgehen, in rücksichtslosester Weise führt es seine Torheiten aus. Es richtet damit vielleicht eine Verwirrung an, die tausend vernünftige Menschen nicht wieder gutmachen können. Mut, Entschlossenheit, nicht wankende Energie, bis der eigene Wille triumphiert, hat auch der rohe Egoist. Aber was er will, ist sein Vorteil, sein Ruhm, seine Ehre, und dafür zerstört er unbarmherzig seiner Mitmenschen Glück und Leben. Diese Selbstbehauptung im Suchen des Eigenen, die, das Gegenteil von aller Seelengröße, in der armseligen Kleinheit ihrer Gesinnung sich um allen Seelenwert bringt, meint Jesus mit den Worten: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren.“ Sie bringt sich um alles innere Glück.

3.

Von dieser ungeistigen, selbstsüchtigen Naturkraft mit ihrem eigenwilligen Durchaus und Dennoch hat nun aber auch noch mancher bessere Mensch ein ganz gehöriges Teil in sich. Liebe Gemeinde, meine lieben Kinder, seht, da senkt Gott der Herr des Kreuzes heiliges Zeichen über solches Menschenherz. Der junge Sinn erblickt es vor sich in der Konfirmation, vielleicht auf dem Gesangbuch, das er da geschenkt bekommt, auf einem Bilde, das er sich an die Wand über sein Bett hängen soll. Es ist ihm vorläufig nur ein Bild, noch umschleiert und unverstanden.

Aber auf einmal, vielleicht schon unter jugendlichen Lebenserfahrungen, fängt es an, sich zu entwickeln zu allerlei Gestalten der Trübsal, zu leidensvollen Verlusten und bangem Weh der Enttäuschung. Und wenn das Herz nun aufschreit in seinem Schmerz, dann erklingt aus diesem Kreuzeszeichen eine Stimme, die spricht zu ihm: Verleugne dich selbst, beuge dich der Schickung deines Gottes, trage still, was dein Vater in seiner Liebe und

Weisheit dir auferlegt hat. Ob auch seufzend und wohl erst nach schwerem Kampf der Entsagung mit dem anders denkenden, anders wünschenden und anders wollenden Sinn fügt sich endlich der Mensch. Selig, wer das vermag! Ihm muß die Stunde kommen, wo er es spüren wird, daß dieser Gotteszwang der Leiden von dem Augenblick an, wo er sich ihm in Ergebung und Glauben unterwarf, eine Macht geworden ist, die von seinem rauhen Willen viel abgeglättet hat, eine Macht, die das Unsichere und Schwankende in seinem Charakter zur Härte zusammengehämmert hat. Er weiß und fühlt, wie unter des Geschickes Zucht seiner Persönlichkeit eine hehre, große Idee, ein gediegener, ihm und anderen heilsamer Lebensplan eingebildet ist.

Es wäre eine wahrhaft segensreiche Aufgabe, einmal von diesem Gesichtspunkte aus der deutschen Christenheit das Lebens- und Entwickelungsbild ihres großen Dichters zu zeichnen. Das würde die volkstümlichste Biographie Schillers werden.

Wir kennen das hohe Antlitz in seiner bei aller inneren Bewegung doch welterhabenen Ruhe. Da sagen die Literaturhistoriker: das ist die klassische Vollendung, die hat er sich bei den Griechen geholt. Gewiß, da hat er als Dichter vieles gelernt und manches auch als Mensch. Aber das Beste, was er als Mensch geworden ist, hat er sich unter den schweren Daseinskämpfen seiner Jugend und den beständigen Krankheitsanfällen seines späteren Lebens in der echt christlichen Glaubenskraft seiner Selbstverleugnung erworben. Der Kreuzesweg wurde ihm die Bahn hinauf zur Seelengröße.

Und unser Heiland — wie menschlich groß uns auch sein Bild vom See Genezareth entgegentritt, der weltüberwindende Christus, der starke Osterheld, in dem alles Leben, geistesmächtiges Leben ist, ist er denn doch erst in Gethsemane geworden. Dort und eigentlich erst von dort ab ist ihm der Name gegeben, der über alle Namen ist. Als es am Kreuz über seine Lippen drang: Es ist vollbracht! da galt dieses Siegeswort auch dem Werke seines himmlischen Vaters an der eigenen Persönlichkeit.

So macht denn auch ihr, liebe Kinder, euch darauf gefaßt,

daß ihr manches Leid werdet zu ertragen haben. Es wird keinem ausbleiben. Es soll auch nicht, denn das ist dann erst die rechte „Konfirmation", die all die göttlichen Eindrücke dieser Einsegnungstage noch überbietende Seelenfestigung und die volle Weihe zur Kreuzesritterschaft Christi. Glaubet freudigen Herzens an den Sonnenschein in eurem Leben, aber rüstet euch auch auf die Dunkelheiten. Fürchtet euch nicht davor. Geht ihnen entgegen mit dem Bewußtsein: wenn sie kommen, sollen sie mir sein meines Gottes heilige Zucht — Zeiten des Werdens und Reifens, wo ich kindlich meinen Sinn ihm beugen und darin stark werden will zu vollbringen, was er mir einst auftragen wird.

4.

Aber noch in eine andre Selbstverleugnungszucht will Gott euch nehmen. Er stellt uns alle unter Gesetze und Ordnungen, er stellt uns vor Autoritäten und hinein in vielfache Lebensschranken, die oft gar nicht nach unserm Geschmack sind.

Euch alle hat er ja eingegliedert in die Erziehung eures Elternhauses. Ihr hattet vielleicht einen Vater mit offenem Auge und ein treues Mutterherz, das bei all seiner Güte fest zuzufassen verstand, wo es nötig wurde. Ihr wurdet streng gehalten und mit Ernst geleitet; knapp und bestimmt ging es zu, und ihr mußtet unbedingt gehorchen. Da habt ihr in eurer Jugend viel verloren, viel — was an euch nichts taugte. Danket dem Herrn, denn er war freundlich, er hat euch in solchem Lebensverlust ein rechtes, schönes Stück vom wahren Leben finden lassen. Die Untertänigkeit, die eure Eltern forderten, war ein Segen für euch, sie hat euch bewahrt, in vielem geläutert und zu dem gemacht, was ihr nun seid. Doch ich will lieber und im demütigen Geiste der Besten von euch sagen: was ihr zu werden angefangen habt.

Nun steht der Konfirmationstag vor der Tür. Er spricht zu euch: Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz und die Propheten aufzulösen — ihr sollt nicht denken, weil ihr jetzt 14, 15, 16 Jahre seid, nun habe die erzieherische Autorität der Eltern ein Ende. Wehe dem, der so dächte!

Er würde sich haltlos machen in einem Alter, wo er noch so-viel Halt braucht, und viel Gutes verscherzen, was sein Gott durch die Hand der Seinen noch mit ihm vorhat. Nein, ihr jungen Herzen, das werdet ihr nicht wollen. Ihr werdet, weil eure Eltern euch teuer sind, es auch gar nicht können. Ich weiß, am Tage eurer Einsegnung werdet ihr unter der warmen Empfindung des Bandes, das die Familie umschließt, und im dankbaren Genuß all ihrer Liebe und Fürsorge, auch im Nachklang des Einflusses eures Seelsorgers — das erwarte ich mit aller Bestimmtheit von meinen Kindern — zu den Eurigen treten und zu ihnen sprechen: Mein Vater, liebe Mutter, werde ich auch jetzt älter und größer und mit jedem Tage selbständiger, ich bleibe doch gern und willig in eurer Liebe Zucht!

Diese Zucht der Liebe hat Schiller nicht lange genossen. Gleich nach seiner sehr frühen Einsegnung kam er in die Karlsschule, wo, wie ihr wißt, nicht nur ein strammes, militärisch kaltes Regiment herrschte, sondern auch viel zopfiges, das jugendliche Leben einschnürendes Gesetzeswesen. Doch selbst dieses ungewöhnlich harte Joch ist ihm nicht zum Schaden gewesen.

Zwar hat er später davon gesprochen, daß die wahnsinnige Methode seiner Erziehung viel an ihm zerstört und verbildet habe, daß manches Gute, was in seiner Natur gelegen hätte, dadurch an seiner Entfaltung gehindert worden sei. Aber in Wirklichkeit hat es ihm nur seine Jugend verdüstert und ihn um manche Freude gebracht, die man dem jungen Herzen in diesen schönen Jahren hätte gönnen mögen. Im übrigen hat das alles doch nur zu seiner inneren Erstarkung beigetragen. Er wäre wohl nicht in dem Grade der heroische, so sich durchsetzende Geist und der Schöpfer dieser gewaltigen Gewissensdichtungen geworden ohne den ihm dort auferlegten Zwang. Die durch diesen herbeigeführte beständige Übung in der Demut und Selbstverleugnung hat in seinem Innern mit manchem aufgeräumt, den Boden seiner jungen Seele mit harten Eingriffen umgeackert und aus dem tiefen, fruchtbaren Gewissensgrunde der also geweckten Persönlichkeit die starken Geister des Widerstandes gegen des Lebens niederdrückende Mächte erstehen lassen.

Man kann sagen, es ist ein Stück eigenes Jugendleben, was Schiller in dem Kreuzesritter seiner Ballade schildert. In der mittelalterlichen, dem jugendlichen Empfinden gewalttätig sich aufzwingenden Ordenszucht mit ihrem finster gebietenden Klostergesetz, wogegen dort der Ritter sich auflehnt, erkennt man etwas von dem Geiste der militärischen Pflanzschule des Herzogs von Württemberg. Hier wie dort ist das Gehorsam fordernde Gesetz nicht etwas durchaus Göttliches. Das gottgewollte Heilige und Wahre ist mit menschlicher Verkehrtheit durchsetzt. Und doch ist es Schillers stillschweigende Voraussetzung, der Jüngling hätte der Mönchsregel, unter der er stand, sich unterwerfen und seinen stürmischen Tatendrang dem entgegentretenden Autoritätsverbot unterordnen müssen. Er selbst hatte es in seiner Jugend getan, bis dann freilich der innere Gottesruf im Dichten der Räuber ihn die Schranken der Karlsschulgesetze durchbrechen ließ. Um solchen göttlichen Auftrag aber handelte es sich, wie wir bald sehen werden, bei der Tötung des Drachen nicht.

Auch ihr, liebe Kinder, werdet draußen im Leben, dieses oder jenes Mädchen in ihrem Dienst, die jungen Leute im Geschäft und in der Lehre, später beim Militär, wohl manchmal mit wunderlichen Herren zu tun haben, gegen deren Willensäußerung sich dann vieles in euch sträuben mag. Vielleicht daß ihr die Vernunft ihres Gesetzes nur nicht begreifet — aber ich will zugeben, es kann dann in dem Befehl der Vorgesetzten auch öfter Laune, Willkür und verdrehtes Wesen mitsprechen. Dennoch sollt ihr gehorchen, still und demütig und ohne Murren. Ihr habt in dieser Zeit der jugendlichen Untertänigkeit, sobald das Gebot nur nichts Schlechtes, dem Gewissensgesetze Zuwiderlaufendes von euch verlangt, nach Gründen nicht zu fragen. Die haben eure Herren selbst vor Gott zu verantworten. Es ist ihre Sache, ob sie damit bestehen können. Eure Sache aber ist es, vor ihrem Gesetz euch zu beugen als vor einer Macht, die gerade in der Demütigung und durch die Kraft eurer Selbstverleugnung euch zur Freiheit, zur schönen, willensstarken Menschengröße emporrichten will.

5.

Dazu gehört allerdings viel Selbstüberwindung! Die wird euch am schwersten da fallen, wo einmal mit herben Worten scharf tadelnde Zurechtweisung in eure jungen Seelen schneiden wird, zumal wenn ihr euch dann sagen zu dürfen glaubt: diesen Vorwurf habe ich nicht verdient. Vor der Ungerechtigkeit aber der inneren Empörung Gewalt antun und sich durch das Heer der rebellischen Geister, die da soviel Ursache zu ihrem Aufstand haben, doch wieder zur Fügsamkeit zurecht finden, das ist eine Charaktertat, die man bewundern muß. Ringet danach, daß ihr diese vollbringen könnt! Ob allerdings, was euch als Ungerechtigkeit erscheint, das auch wirklich immer sein wird?

Auch der junge Ritter in unsrer Ballade ist überzeugt, vollständig gerechtfertigt dazustehen. Er ist sogar erfüllt von dem Bewußtsein, eine Heldentat verübt zu haben, und welche gute, segensvolle Tat! Er hat das Land vom Drachen erlöst, der soviel Unheil angerichtet hatte. Das hatte er nicht länger mit ansehen können. Seine Menschenliebe, sein erbarmender Sinn hatte ihm die Waffen in die Hand gedrängt. Sein Herz hatte ihn getrieben, Gott hatte es ihm geboten! — Siehe, da blickt der Meister ihn strenge an, blickt tief in seine Augen, in seine Seele, und durch des Jünglings Seele tönt es, eine Stimme von oben: Besinne dich! War es wirklich deines Gottes Ruf, dem du gefolgt bist? Hinter all diesen Gefühlen deines Herzens, diesen edlen Regungen, viel stärker als sie und den eigentlichen Ausschlag gebend, was stand da? Du wolltest dich hervortun, du wolltest dir Ruhm und großen Namen gewinnen, du suchtest das — Eigene! Vor diesem Blicke aus den Augen des ehrwürdigen Mannes und vor seiner Worte Ansturm sinken alle Hochgefühle des Ritters zu Boden, bricht das stolze, selbstgefällige Siegesbewußtsein in der jungen Brust zusammen. Schweigend blickt er zur Erde nieder, er zieht das Ehrengewand aus, beugt sich, küßt des Gebieters Hand und spricht, seine ganze Haltung spricht es: Meister, du weißt alles, du kennst mein Herz, — ja, ohne es mir einzugestehen, habe ich im Christuskampfe das Meine begehrt, ich bin nicht wert, sein Kreuzritter zu heißen.

Nun, liebe Gemeinde, diese beiden nebeneinander gestellt: der Drachentöter mit dem Mut, das Untier anzugreifen, was keiner mehr wagte, und jetzt der Jüngling mit dem Mut des Sinnes, der sich selbst erkennend so wahr und offen seine Verirrung eingesteht und solchen Selbstverzicht zu üben vermag — wer von beiden ist der Held? Der größere Held ist doch der letztere! Was er vollbracht hat, ist mehr. Das ist der herrlichste Sieg, den ein Mensch erringen kann. Darum ist nun aber auch jetzt über ihn die Stunde Gottes gekommen. Gott spricht zu ihm durch des Meisters Mund:

Umarme mich, mein Sohn!
Nimm dieses Kreuz. Es ist der Lohn
Der Demut, die sich selbst bezwungen.

Er setzt ihn damit ein zum Nachfolger in der Leitung des Johanniterordens, der er, wie die Sage erzählt, nach des Fürsten Tode auch geworden ist. „Wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden!"

Dieses Bild der Kreuzesritterschaft, geliebte Kinder, nehmt mit auf euren Lebensweg. Gott stärke euch zur Demut im Leiden, im Gehorsam und auch im Ertragen des Vorwurfs und der Strafe. Und schilt die Welt solche Selbstüberwindung Unselbständigkeit, Schwächlichkeit und Mangel an Persönlichkeitsgefühl, so laßt euch nicht irre machen durch solchen Spott. Seid dessen gewiß: darin rüstet der Herr euch zur Heldenstärke; er rüstet euch für die Zeiten, wie sie dann auch euch kommen werden, wo ihr seine großen Taten zu verrichten und vor die Welt hinzutreten habt mit dem Lebenswillen: Hier stehe ich — ich kann nicht anders und ich will nicht anders, hier stehe ich in seinem Namen und für sein Reich, ein Mensch, den Gott durch die Tiefen vieler Demütigung hinangeführt hat zur Seelengröße Christi des Heilandes! Amen.

Gebet:

Gott, unser Vater, du schenkst unserer Gemeinde wieder die schönen Tage, die für uns alle so viel Erhebendes haben, die uns an unsere eigene Jugend erinnern und unsere Herzen zu treuer Fürbitte stimmen für unsere Kinder. Laß sie dir be-

fohlen sein, sie alle, die uns lieb und teuer sind, und segne ihnen ihre Jugendweihe. Gib ihnen reiche Feierstunden und in allem, was sie nun durchleben werden in diesen Tagen, ein tiefes Empfinden, einen bleibenden Nachklang in ihren Seelen.

Laß das Bild ihres Heilandes, das ihnen verständlich geworden ist im Unterricht, eine Macht werden über ihr Leben und Denken, daß es sie in seine heilige Zucht nehme und sie weiterbilde, wenn wir es nicht mehr vermögen. Daß es sie bewahre vor Fall und Verirrung und sie leite auf dem Wege zu dir und deinem Frieden. Daß es sie mit Kraft erfülle zu großem Wollen und auch mit der edelsten Seelenkraft, der Demut deines Sohnes, unseres Herrn.

Unsere Stadt hat heute wieder die Freude gehabt, unseren Kaiser in ihren Mauern begrüßen zu dürfen. Und aus dem Jubel, mit dem sein Volk ihm den Abschied bot, sind wir hier eingekehrt, Herr unser Herrscher, vor deinem Angesicht. Wir bitten dich, nimm ihn, des Hohenzollern stolze Kraft, auch weiter in deinen allmächtigen Schutz und segne seine Herrschertaten zu unseres Reiches Heil und Bestand.

Aber hinter dem Sohne in seinem lebensvollen Wirken schauen wir gerade in diesen Märztagen des Vaters erhabene und geliebte Gestalt, den königlichen Dulder, der einst nur so kurze Zeit den Thron Deutschlands schmückte. Wir sehen ihn heute in seines Glaubens stiller Ergebung und in der Kraft seiner Demut, in der er uns ein Vorbild geworden ist. Längst ist er heimgegangen zu dem Chor der Vollendeten; aber sein Geist lebt unter uns weiter. Er walte fort und zeuge unter deinem Christenvolke von der Heldengröße derer, die in Tat und Wahrheit Jesu Jünger sind. Amen.

Vater Unser. Segen.

Schlußvers:

So laßt uns denn dem lieben Herrn
Mit unserm Kreuz nachgehen
Und wohlgemut, getrost und gern
Bei ihm im Leben stehen!
Wer nicht gekämpft, trägt auch die Kron'
Des ew'gen Lebens nicht davon.

9.
Wallenstein.

Konfirmationsfeier am Passionssonntage Reminiscere.

Gemeindelied:

O heil'ger Geist, kehr' bei uns ein,
Und laß uns deine Wohnung sein,
O komm, du Herzenssonne!
Du Himmelslicht, laß deinen Schein
Bei uns und in uns kräftig sein
Zu steter Freud' und Wonne!
Höchster Tröster,
Himmlisch Leben willst du geben,
wenn wir beten
Und in Andacht vor dich treten.

Gebet.

In heiliger Feierstunde steht vor dir, Vater, eine betende Gemeinde. Es preisen dich diese jungen Herzen, daß du sie bis hierher geführt hast in deiner unendlichen Gnade und überschüttet hast mit Wohltaten deiner Barmherzigkeit.

Mit ihnen die Väter und Mütter, die das Taufgelübde, das sie einst für die Unmündigen abgelegt haben, heute nun aus ihrer Kinder eigenem Munde vernehmen wollen. Sie sprechen zu dir im Dankgefühl der bewegten Seelen: Hier sind sie, die du uns gegeben; wir haben sie, wie wir es vermochten, dir erzogen und deinem Reiche!

Herr unser Gott! In teilnehmender Mitfreude kommen wir alle vor dein Angesicht an diesem Tage, wo deine Gemeinde eine neue Bürgschaft dafür empfängt, daß deine Kirche weiter unter uns gebaut, und immer wieder jungen Menschenherzen die frohe Botschaft von Jesus Christus verkündigt wird.

Und wir fühlen uns vereint auch mit den Verklärten, die du gerufen hast, ehe sie ihre Kinder bis zu dieser Stunde geleiten konnten; die gern diesen Tag gesehen hätten, die aber

nun schon dich von Angesicht zu Angesicht schauen und dankend jetzt bekennen: Was du tust, ist immer wohlgetan!

Liebreicher Vater! Laß diese Stunde gesegnet sein, daß sie hinausglänze über das ganze Leben dieser jungen Christen und hineinglänze mit ihren Gelübden und Verheißungen bis in die selige Ewigkeit! Amen.

Spr. Salomos 4, 23:
Behüte dein Herz mit allem Fleiß, denn daraus gehet das Leben.

1.

Meine lieben Kinder! Der vielbesprochene Tag ist da. Nun seid ihr versammelt um den Altar, umgeben von der innigen Liebe der Eurigen. Segnend breitet der seine Hände über euch aus, der einst an eures Lebens Anfängen sein verheißendes Wort von dem Himmelreich, das den Kindern zuteil werden soll, gesprochen hat, Christus der Lebendige, in dessen Herrlichkeit euch einzuführen, zwei Jahre lang mein schöner Seelsorgerberuf an euch gewesen ist.

Heute redet nun der Herr zu euch aus jener großen Dichtung, die zu den hervorragendsten Besitztümern unseres deutschen Geisteslebens gehört, aus Schillers „Wallenstein", den viele von euch schon kennen, wie ich ja auch das Lesen und Ansehen des Dramas euch als ein Stück Vorbereitung zur Einsegnung empfohlen habe. Eines aber kennt sicher jeder von euch, jenes Reiterlied aus „Wallensteins Lager" mit seinem „Frischauf, in die Freiheit gezogen!"

Dieser Ton findet in allen jungen Herzen Wiederklang, auch in den gut und rein gesinnten, die gewillt sind, sich jener Zucht untertäniger Demut, von der wir vor acht Tagen sprachen, nicht zu entziehen. Euer Leben wird ja nun doch auf jeden Fall ein freieres und bewegteres werden. In gewissem Sinne kann man sagen: jetzt fängt das Leben erst an. Da wünschen wir euch denn viel Glück für eure Zukunft. Wir wünschen, daß ihr, einst zurückblickend auf eure Lebenszeit, dann sprechen dürfet: Wir haben etwas gehabt von unserm Dasein, wir haben viel

gewonnen! Der Dichter zeigt euch den Weg dazu. Es heißt am Schluß jenes Liedes:

> Und setzet ihr nicht das Leben ein,
> Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Lebensglück durch Lebenspreisgabe.

Wie es der Wallensteinsche Kriegsmann meint, ziemlich leichtfertige Gesellen mit abenteuerlich wildem Sinn, scheint das Wort keinen so großen Wert zu haben. Und dennoch ist es ein goldenes Wort, ein rechter Christusgedanke. Eine Goldmünze aber bleibt ja, durch welche Hand sie auch gehen mag, immer eine Goldmünze. Und so möge sie denn ein Wertstück werden für euer ganzes Leben diese Überzeugung, daß man vom Leben nur dann etwas Rechtes hat und nur dann wirklich etwas erreicht, wenn man seinen ganzen Lebenswillen und seines Lebens ganze Liebe einsetzt.

Meine jungen Freunde! Das heißt nun aber vor allem: Des Lebens Glück und Gehalt hängt nicht in erster Linie von dem ab, was sich etwa an irdischen Gütern und Erfolgen erreichen läßt, wie weit einer es bringt, was er einmal in der Welt vorstellt. Wir wollen euch ja auch davon ein gut Teil wünschen. Doch hat mancher schon davon reichlich viel gehabt, und er hätte mit seinem Dasein zufrieden sein können, wenn er sein Vermögen überschaute oder an seine Bedeutung unter den Menschen dachte, — trotzdem aber hat er schließlich geseufzt: Wahres Glück habe ich eigentlich nie gekannt. Manchem hingegen ist es im Leben nicht so geglückt, ich weiß auch unter euren lieben Eltern etliche, die bei gewissenhafter Pflichterfüllung doch zu dem Ziele, das ihnen vielleicht einmal vorschwebte, und das ihnen zu gönnen war, nicht gelangt sind. Sie haben viel Mühe und Sorge gehabt, und nichtsdestoweniger jauchzt es ihnen aus tiefer Brust: Das Leben war doch herrlich und schön! Sie haben eben nach der Weisung Schillers gehandelt und danach ihr ganzes Dasein aufgefaßt.

Ja, es ist ein Gotteswort, das ich euch heute aus unseres Dichters Geisteswelt mitgebe. Schließt es recht fest in euer

Herz und laßt es euch nicht rauben von dem materiellen Sinn, mit dem ihr es im Leben manchmal zu tun haben werdet. Und sagt es auch immer wieder euch selbst, wenn der Zweifel euch irre machen will: Nein, des Lebens eigentlicher Gewinn ist nicht das, was der Mensch erreicht, sondern was er leistet, und was er aus sich heraus ins Leben hineinlegt! Das heißt christlich denken. Das ist „der rechte Glaube“, mehr wert, als was gewöhnlich sich so nennt.

Wer sich einmal sagen darf, daß nichts in ihm tot geblieben ist, daß alles, was sein Gott ihm in die Brust gepflanzt hat an Gaben und Kräften, von ihm treu ausgenutzt ist, und daß er, was er an Liebe nur irgend spenden konnte, an die Welt wirklich ausgegeben hat, der ist ein glücklicher Mensch. Wenn des Lebens Freuden und Leiden aus einem etwas gemacht haben, und man nun von dem, was man so unter Gottes Führung geworden ist, andern geben kann, was sie froh und besser werden läßt; wenn man fühlt, daß man einen gewissen inneren Reichtum hat, aus dem man immer wieder herausholen kann, was man für sich und die Seinen braucht, Kraft und Halt und Trost und was das Herz, in welcher Lage es auch sei, zu begeistern vermag, dann hat man das Leben gewonnen. „Aus dem Herzen gehet das Leben“, — seht, das ist Idealismus, und ich sage noch einmal: das ist der rechte Glaube, der selig macht. Unglaube aber, den Menschen verdammender Unglaube, ist die unideale Gesinnung, die des Lebens Wert abhängig macht von den Zufälligkeiten seines Geschickes.

2.

Nun steht, wie ihr wißt, im Mittelpunkte unserer Dichtung die Gestalt eines Erdengewaltigen, der seine gebietende Hand ausbreitet über ganze Länder, und dessen Winke Abertausende gehorchen. Wie ein Allmächtiger herrscht der Feldherr über seine Kriegsvölker, und sein eigener Kaiser zittert vor ihm. Kraft seines klugen Geistes ist er immer höher gestiegen, und schon spielen seine Gedanken mit einer ihm blinkenden Krone.

Wallenstein aber, der so des Lebens Vollbesitz um sich sieht, ist doch so lebensarm. Das Dasein, das er führt, vom Ehrgeiz

gehetzt und unter dem Jagen nach den Gütern und der Macht der Welt nie nach innen gekehrt, ist kein Glück. Das fühlt ihm jeder ab, auch wer ihn beneidet. Er hat so gut wie nichts von diesem Leben, denn — er gibt kein Leben! „Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus", klagt seine Tochter: ein kalter, rauher Geist ohne wahre Liebe. Thekla hat nichts vom Vater, und auch seine Frau ist froh, wenn sie mit dem immer so ernst grübelnden, ewig unzufrieden in die Weite planenden und nie Herz und Wärme ihr erzeigenden Mann, diesem Mann aus Eisen und Stein, möglichst wenig zu tun hat.

Er ist kein schlechter Mensch. Sein ganzer Charakter ist groß veranlagt. Er will das Gute, wie er es versteht, er denkt edel. Er hat auch unter dem Panzer ein Herz, und Empfindungen des menschlichen Gemütes sind ihm nicht fremd. Seine Krieger wissen das, sie haben es beobachtet, und die selber groß Gesinnten unter ihnen haben zu ihm auch als Menschen Vertrauen.

Dennoch liegt auf dieser seiner inneren Welt ein Bann. Es ist in seiner Brust kein Zusammenhang mit dem Ewigen, mit dem Göttlichen. Sein Ich ist das alles Bedeutende in seiner Seele, deshalb wird auch dem Höheren in ihm, dem Göttlichen kein Recht gegeben, sich zu rühren und sein Tun und Lassen zu bestimmen. Sein selbstsüchtiges Trachten hat ihm das Herz bis ins Mark hinein erkältet. Für seine Zwecke vermag er alles aufzuopfern, selbst sein Kind, und alle besseren Empfindungen in sich zu ersticken. Sein ganzes Sinnen und Denken ist Berechnung, kluge Ausnutzung der Menschen und ihrer Schwächen, und so ist er mehr und mehr ein Ränkeschmied geworden.

Der Herzog hat keinen Gott, kennt daher keine Ideale und weiß daher auch nichts von Gewissen. Oder richtiger: des Gewissens Mahnen und Leiten hat auch er erfahren; aber er hat es für unbequem befunden, für unpraktisch und unklug, darauf zu achten. Mit dem Gewissen kommt man im Leben nicht vorwärts, — das ist sein Grundsatz, seine Lebensanschauung geworden: „Aus gröberem Stoffe schuf mich die Natur!" Ganz

recht: das Gewissen ist oft ein Hemmschuh, und wem das Leben bloß am Vorwärtskommen hängt, der tut wohl besser, diesen Hemmschuh abzulegen. Aber ohne das Gewissen kommt man innerlich weiter und immer weiter zurück — — aus dem Inneren aber gehet doch das Leben, das wahre, beglückende Leben!

So wird denn auch Wallenstein, je mehr er sein Gewissen zum Schweigen bringt, immer mehr der hohen Lebensempfindungen verlustig. Er wird, je mehr er sein Gewissen durch den Gedanken an Verrat und Untreue verunreinigt, immer kälter, immer ärmer, immer glückloser, und der Tod umkrallt seine Seele, ehe noch der Mörder den Dolch in seine Brust stößt. Aus dem Herzen, das sich nicht behütet und sich durch Gottes guten Geist nicht behüten läßt, geht die Lebensverwüstung hervor. Äußeres Unglück kann das Dasein nicht so zerstören, wie der Mensch es sich selbst zerstört aus der Tiefe seines sündigen Wesens heraus.

Neben diesem Wallenstein stehen nun im Drama zwei junge Menschenherzen, die besonderen Lieblinge der deutschen Jugend: Friedlands eigenes Kind, die anmutige und sinnige Thekla, und der ritterliche Max Piccolomini, des Dichters Abbild, von dem der in väterlicher Empfindung ihm zugetane Feldherr sagt:

Denn er stand neben mir wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröte webend;
Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich, mir selber zum Erstaunen,
Des Lebens flach alltägliche Gestalten.

Es sind zwei warme Herzen, nichts von des Lebens Kälte in ihrer Umgebung hat sie getroffen. Die Tochter des Mächtigen, die viel begehrte Jungfrau, hat sich trotz Hoheit und Reichtum das echt weibliche Wesen, den bescheidenen Sinn, das zarte und innige Gemüt bewahrt. Und der junge Krieger, er ist ein durch und durch tapferer Degen, aber doch hat das wilde Treiben im Heerlager ihm nichts geraubt an Seelenreinheit und idealer Lebensanschauung. Wir sehen ihn umgeben von seinen

Pappenheimern, wie diese rauhen Reiter mit wahrhaft schwärmerischer Liebe an ihm hängen. Sie fühlen etwas von dem warmen Seelenstrom der Treue und Hingebung und der edlen Menschenliebe, der aus dem Inneren ihres jungen Führers quillt und der sie belebt, begeistert: für ihren Max Piccolomini können sie alles hingeben, in Leben und Tod die Seinen.

Diese warmherzigen Jugendgestalten stehen in einer Welt, wo nur die großen Machtfragen entscheiden, wo alles zugreift, um an sich zu reißen, wo die Leidenschaften wüst und wirr die Hohen wie die Niederen beherrschen. Sie hören und sehen das alles, aber es berührt sie innerlich nicht. Es erschüttert sie nicht im Grunde ihrer Seelen, nicht in ihrer Lebensauffassung, nicht in ihrer hohen Empfindung. Für sie liegt des Lebens Wert in dem, was ihre Brust umschließt, in dem sicheren Schatz, den sie im Herzen tragen: in ihrer Freude an allem, was schön und gut ist, und in dem Heiligen, was in ihnen redet und wirkt und ein reiches Blütenleben inniger Beseligung um sie breitet.

Wallenstein und diese beiden jungen Menschenkinder — da kommt mir ein Bild vor Augen aus den Alpen, wie die in die Wolken ragen, so gewaltig, eine Felsenwelt, starr und kalt, mit ihren schneebedeckten Häuptern, mit ihren eisigen Gletscherstirnen. Hat man sie aber überschritten, so sieht man an ihrem Fuße sich die italienischen Seen breiten. Da wachsen die Palmen, da blühen die Zitronen, da ist des Südens herrliche Pracht. Da ist es so warm, so mild, so lebensvoll, dahin eilt alles, um Leben zu schlürfen im köstlichen Duft und im Glanz des Himmels sich zu sonnen.

3.

Meine lieben Kinder! Nun stellt euch das gegenüber. Wo wollt ihr euer Leben zubringen: im Felsgeröll, wo alles kalt und steinig ist, und wo ihr allein seid mit dem Echo aus eurer Brust, oder an den blauen Fluten, in denen die Sonne lacht, und wo euch das Leben umjubelt? Was soll euer Leben sein: die leere, innerlich öde und so nüchterne Prosa, zu der ihr verdammt seid, wenn ihr im Wallensteinsinn Weltgewinn euern ganzen Lebensgewinn sein lasset? Soll es sein dieses

selbstsüchtige, unreine und falsche Treiben, zu dem ihr euch dann hergeben müsset, diese Herrenmoral, so kalt und unbarmherzig, der ihr euch dann zu verpflichten habt? Oder soll euer Leben in Christussinn und Schillergeist, den beiden jugendlichen Gestalten des Dichters ähnlich, ein nach innen gekehrtes, im Innern des Daseins Gewinn suchendes sein, ein Leben in Liebe und Treue, in Glauben und Wahrheit und damit in nie entschwindender Herzenspoesie?

Zu dem letzteren habe ich euch erzogen. Und eures Seelsorgers Mahnung geht dahin, — entsprechend eurem eigenen Verlangen und Wünschen in dieser erhobenen Seelenstimmung — daß ihr in solcher Richtung idealer Denkart bleibet; daß ihr euere Zukunft aufbauet auf dem Worte unseres Heilandes, das ich euch im Laufe des langen Unterrichtes so oft zugerufen habe: Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!

Ihr werdet mich nun nicht falsch verstehen, als bedeutete das Gelübde zu solcher christlichen Lebensführung und zu der idealen Lebensanschauung Theklas und des jungen Piccolomini einfach ein Verzichtleisten auf die Welt, ihre Güter und Freuden. Es ist nicht wahr, was Wallenstein zu Max sagt, daß, wer im Leben zu etwas kommen und wirklich etwas Rechtes erreichen wolle, unbedingt von seinen Grundsätzen etwas nachgeben, von seinem besseren Menschen etwas opfern müsse, daß der hart, gefühllos und vor des Gewissens Forderungen mehr oder weniger schwerhörig werden müsse. Das kann man wohl oft auch im Handel und Wandel der Menschen hören. Das nennen sie dann realistisch oder — in rechter Entwürdigung dieses Berufes — kaufmännisch denken, und man wird dir, wenn du dem deine ideale Ansicht entgegensetzest, sagen: Das ist Schwärmerei, das ist Unsinn, damit kommst du nicht weiter. Glaube es nicht! Es hat schon mancher, auch als Kaufmann und im Geschäftsleben, Großes erreicht und hat sich mit Fleiß und Anstrengung ein bedeutendes Vermögen erworben und hat doch dabei seine Seele in ihrer Reinheit und Menschenfreundlichkeit voll behauptet

Wo sich aber beides nicht miteinander vereinigen ließe, da gib preis, was die Welt dir etwa anbietet, und behüte dein Herz mit allem Fleiß. Was hast du davon, wenn du einmal auf goldene Schätze blickst und besitzest dich und dein besseres Selbst nicht mehr? Dann doch lieber ein Leben in manchen Sorgen und Nöten und dabei ein unverletztes Gewissen, das fröhlich jeder Morgenröte ins Angesicht zu schauen und über jeden neuen Tag sich zu freuen vermag, weil er, wenn auch unter Mühe und Entbehrung, wieder ein Wirken in heiliger Kraft und beglückender Gotteserfahrung bringt.

O das ist ein Hochgefühl, das wohl wert ist, daß man dafür sein Leben einsetzt, ein Stück Erdenwohlsein preisgibt. Ich sage: ein Stück, — vielleicht diesen und jenen Vorteil, einige an sich angenehme Aussichten, eine gute Stellung, die dir durch der Menschen Gunst werden könnte, wenn du von Piccolominis und deinem Grundsatz: „Mein Weg muß grad' sein!" abzuweichen dich entschließen wolltest. Viel mehr an Opfern wird von dir wohl nicht verlangt werden.

Freilich gibt es Lagen im Leben und Führungen, wo einer sich seine Gewissensehre und seinen inneren Frieden teurer erkaufen muß. Dieser Max Piccolomini, den uns der Dichter schildert, muß alles, was er im Leben begehrte, auch was ihm in seiner Liebe zu Thekla als höchster Lebenswunsch vor der Seele stand, alles muß er von seinem Herzen reißen, um nicht in Wallensteins verräterische Tat mit hineingezogen zu werden. Um treu dem Kaiser, dann doch auch wieder dem immer noch geliebten Wallenstein treu, in beidem aber sich selber treu zu bleiben, weiß er nur einen Weg. Er geht unter, aber im Untergange richtet er sich empor in dem Bewußtsein: Ich habe meine Seele gerettet, mein Bestes, Höchstes bleibt mir, mein Leben steigt nun auf zu seliger Vollendung.

Ich will und kann in der Kürze kein Urteil darüber abgeben, ob dieser Todesritt wirklich notwendig und berechtigt war. Darauf kommt es auch hier nicht an. Genug, daß er uns jenes Heldentum der glaubensvoll-idealen Lebensanschauung verkörpert, dem das innere Leben über alles geht und das, um dieses sich

zu erhalten, das ganze Leben dranzusetzen vermag. Gottes Güte erspare euch, geliebte Kinder, große und gewaltige Opfer, wie die Erhaltung der Seele sie manchem Menschen wohl abfordert; stellt er euch aber einmal vor außerordentliche Forderungen, so stähle er euch den Mut und die Treue zur Bewahrheitung des Wortes:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Ich will aber nicht schließen, ohne auf das Einsetzen des Lebens hinzuweisen, das Gott von euch allen und täglich fordert. In Bezug auf das Wallensteindrama, die heiße, auch in Krankheitstagen mit vieler Selbstverleugnung vollbrachte Arbeit langer Jahre, hat Goethe in seinem Nachruf auf Schiller den trefflichen Ausspruch getan:

Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Das ist Schillersche Art: die unbedingte Hingabe an sein Lebenswerk, die nie ermattende Treue in seinem Berufe, dieses Schaffen mit ungeheuerem Fleiß und wahrhaft heroischen Ansprüchen an die Willenskraft. Und hier sage ich noch einmal: seht, das ist „der rechte Glaube", dieses gehorsame Vollbringen dessen, was Gott uns aufgetragen hat, dieses redliche Ausnutzen all unserer Gaben und Kräfte. Möget ihr nie vergessen, daß ihr einst eingesegnet seid unter der Weihe des „Wallenstein" — unter dem göttlichen Segensspruch einer Dichtung, aus der so viel großer und arbeitsfroher Menschensinn zu seinem Volke redet. Amen.

Gebet:

(von zwei Konfirmandinnen an der Seite des Geistlichen gesprochen)

So ist sie da denn, die geweihte Stunde,
Von deinen Höhen, Vater, strahlt ein reines Licht.
Herr, ich bin dein, ein Glied in deinem Bunde,
Sei du mein Hort und laß mich ewig nicht.
Bald sink' ich hin an des Altares Stufen,
Ein selig Kind, von deiner Huld gerufen.

Was meine Lieben einst für mich geschworen,
Als sie dem Christenbunde mich geweiht,
Das hat mein Herz zur Richtschnur sich erkoren
Und schwört es dir mit frommem Ernste heut!
Ich kenne, Vater, deinen heil'gen Willen
Und bin bereit, ihn kindlich zu erfüllen.

Fremd ist die Welt noch meinem stillen Herzen,
Fremd, wie der Pflichten und des Lebens Streit;
Ach, führe du durch Freuden oder Schmerzen
Mich an das Ziel zu deiner Herrlichkeit,
Daß ich im Kreis der Treuen und der Reinen
Dich schauen mag, den Ewigen und Einen!

Du bist bei mir! Der Eltern Liebesblicke
Ruh'n segnend auf dem ahnungsvollen Kind;
Der Himmel winkt, die Erde weicht zurücke,
Die Krone schimmert, die sich dort gewinnt.
Hab Dank für dieses wunderbare Leben,
Dem solcher Stunden Seligkeit gegeben!

Amen.

Orgelvariation.

Bekenntnis und Verpflichtung:

Glaubt ihr, daß mit Liebe ein Auge auf uns blickt,
Das Freudige und Trübe uns Gottes Weisheit schickt?
Daß er mit Vaterhänden die weite Welt regiert,
An uns und allen Enden sein Friedenswerk vollführt?

Ein Konfirmand: Ja, wir glauben an Gott, einen persönlichen und lebendigen Gott; den Welterfüllenden und Weltdurchwirkenden, von dem und durch den alle Dinge sind; unsern himmlischen Vater, der uns nach seinem Bilde geschaffen und aus Sünde und Schuld zu seines Lebens Gemeinschaft berufen hat.

Glaubt ihr, daß vom Vater ein Heiland zu uns kam,
Ein Helfer und Berater die Sünde von uns nahm;
Dein Freund, dein Seelenleben, dein Führer himmelan,
Der sich für dich gegeben und aufwärts brach die Bahn?

Eine Konfirmandin: Ja, wir glauben an Jesus Christus, Gottes Sohn und der Menschheit Vollendung,

der, nach ewigem Liebesrat zum Heiland der Welt berufen, durch sein Evangelium und durch seine Treue im Leben und im Sterben uns erlöst hat und nun, zur Herrlichkeit eingegangen, auch in unseres Volkes Seele verklärt, allzeit der Mittler unseres Heils uns bleibt.

Glaubt ihr, daß ins Helle ein klarer Stern uns weist,
Daß frisch aus reiner Quelle uns tränkt ein heil'ger Geist,
Der stets uns aus den Höhen mit Himmelskraft umschwebt, —
Wenn wir einst schlafen gehen, die Seel' zum Himmel hebt?

Eine Konfirmandin: Ja, wir glauben an den heiligen Geist, den die Gemeinde erleuchtenden und belebenden Geist des Herrn, der durch seine Kirche die Welt erhebt zum Gottesreich der Wahrheit und der Liebe und uns zur seligen Freiheit führt, hier in der Zeit und einst vollendet in der Ewigkeit. Amen!

Geliebte! Das ist der Glaube, in dem ihr, fromm und frei, unterwiesen worden seid. Der Herr unser Gott lege sein göttliches Amen auf dieses Bekenntnis eures Mundes, daß es euch immer mehr ein Bekenntnis des Herzens und der Erfahrung werde! Er mache durch den Glauben an Gottes Liebe in Christo eure Herzen reich an Freudigkeit und Frieden!

Doch ihr wißt, daß der Glaube, wenn er keine Frucht des Lebens bringt, tot und wertlos ist. Deshalb frage ich euch jetzt vor Gottes Angesicht:

Gelobt ihr, euren himmlischen Vater zu ehren mit Herz und Tat, dem Heiland als seine rechten Jünger und Jüngerinnen treu nachzufolgen, in des Geistes Kraft zu kämpfen wider alles Böse in euch und außer euch und der Kirche des Evangeliums anzuhangen euer Leben lang?

Ein Konfirmand: Ja, wir geloben es, wir wollen es treulich halten; wir wollen rechte evangelische Christen und in der Liebe zu unserm Herrn Menschen seines Geistes und seiner Wahrheit werden. Gott helfe uns und segne uns!

So tretet denn herzu und bestätiget euer Gelübde mit feierlichem Handschlag, daß ihr als die Gesegneten des Herrn von hinnen gehet.

Einsegnung.

[Die Söhne und Töchter treten in abwechselnden Reihen heran. Jedes Kind erhält einen von seinem Pastor ihm ausgewählten biblischen Spruch, der ihm nach seiner Sinnesart und seinen Bedürfnissen, mit Berücksichtigung seiner Verhältnisse und seines Berufes, vielleicht auch früher Lebensgeschicke, kurz und doch möglichst vielsagend ausgeführt wird. In diesem Hauptteile der Feier, der der Gemeinde besonders wert ist, kommen die eigentlichen religiösen Empfindungen des Tages zum Ausdruck. Diesmal waren diese Weiheworte da, wo es angebracht war, reich durchzogen von Klängen aus der Gedankenwelt des „Wallenstein". Der persönlich-seelsorgliche Charakter dieser Ansprachen verbot es aber, sie mit in dieses Buch aufzunehmen.]

Kurzes Begrüßungswort.

Vater Unser. Segen.

Schlußvers:

Liebe, die mich hat gebunden
An ihr Joch mit Leib und Sinn;
Liebe, die mich überwunden
Und mein Herze hat dahin:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

10.
Die Johanniter.

Abendgottesdienst zur Feier der Kommunion.

Gemeindelied. Schlußverse:
(Erlöser, der du selbst")

Du hast verheißen, Müde zu erquicken
Und uns zu laben, wenn uns Lasten drücken.
Du willst, wenn wir jetzt würdig dein gedenken,
Dich selbst uns schenken.

Wir kommen, Herr, und nehmen deine Speise
Und deinen Trank zu deines Todes Preise.
Nun sind wir dein und bleiben dir ergeben
In Tod und Leben.

Matth. 20, 26—28:

So jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener. Und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht. Gleichwie des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele.

1.

Andächtige Gemeinde! Meine lieben Kinder! Wenn wir uns heute zum drittenmal in dieser Einsegnungszeit hier versammelt haben, und ich euch nun zunächst ein Abschiedswort zurufen soll, so darf ich sagen, daß ich die Verabschiedung von euch als eine mich besonders bewegende Wandlung empfinde. Es sind gerade diesmal so viele Kinder dabei aus Familien, die zu den treusten und verständnisvollsten unserer Gemeinde gehören, aus Häusern, in denen der freisinnige Protestantismus sich mit inniger Christusverehrung paart. In dieser Verbindung der beiden starken Triebe evangelischer Gesinnung haben wir, eure Eltern und ich, uns durch Jahrzehnte hin gegen-

seitig gefördert; wir sind uns als Freunde in unlöslicher, weil auf Herzenswahl und Überzeugung beruhender Gemeinschaft nahegetreten.

Da hat der Eltern Sinn sich schon früh auf euch Kinder übertragen, und ihr brachtet eurem Seelsorger, den ihr von klein auf kanntet, der die meisten unter euch auch schon getauft, eure Eltern wohl einst getraut hat, in herzlicher Anhänglichkeit ein kindliches Vertrauen entgegen. Habt Dank dafür! Ich gedenke in dieser Abschiedsstunde vor allem der sinnigen Art, wie ihr, die Mädchen wie die Knaben, mich zu meinem fünfzigsten Geburtstage überrascht und mir eine unvergeßlich schöne Feier im Lehrsaal bereitet habt, — eurer Ansprachen, eures Gesanges, eurer Andenken; und wie seitdem, weil ihr meine Freude gesehen hattet, die Mädchenklasse mich oftmals beim Eintritt in den Saal mit einem Liede empfing. Herzlich danke ich euch, liebe Kinder, heut für die Andacht, die da mir, eurem Pastor, von euch bereitet wurde!

So mußte sich denn wohl jenes Band der Zusammengehörigkeit um uns schlingen, das uns wohltut und das, im Herzen unseres Heilandes verschlungen, gewißlich fortbestehen wird, wenn ihr auch nun nicht mehr meine Schüler und Schülerinnen seid. Dieses Band, das mich mit euch verbindet, hat aber für mich noch etwas ganz besonders Heiliges durch den Umstand, daß ihr die Konfirmanden seid, die die herrlichste Zeit meiner Bremer Amtstätigkeit, meine Schillerpredigten und das neue Leben, das in diesen Monaten durch St. Ansgarii flutete, mit mir durchlebt haben.

Da habe ich denn, was an Ideen und Hoffnungen für die evangelische Kirche mich bewegte, meine Erwartungen einer Kirche des deutschen Christentums, die alles ungermanisch Fremdartige in Bibel und Glaubenslehre von sich abgestreift haben wird, und in der ein Schiller und andere vom Jesusgeiste beseelte Heroen unseres Volkes als vollständig gleichbedeutend neben einem Paulus und Johannes stehen sollen, — einer Kirche, in der die Bibel keine Schranke, die Bekenntnisse der Väter kein Joch mehr sein werden, und wo alles, was unsere

moderne Bildung Schönes und Großes enthält, mit der Wahrheit Christi versöhnt, eine ganz neue Predigt, einen neuen Gottesdienst, überhaupt eine neue reinere und höhere Art von Frömmigkeit geschaffen haben wird, — — all diese Gedanken habe ich, frisch und lebendig, wie sie meiner Seele entquollen, in eure Mitte getragen und im Vertrauen auf das gereiftere Verständnis vieler euch hineinblicken lassen in meine innerste Welt, um euch ganz für die Zukunft Christi zu erziehen.

Der Grundgedanke all unserer Unterredungen aber war der: das Christentum im echten, reinen Jesusgeiste ist nicht ein Dogma, nicht eine Lehre von überirdischen Geheimnissen und unbegreiflichen Wunderdingen, sondern es ist Gesinnung, Diesseitsleben, Herzenskraft, — es ist ein Heroismus der Anschauungen und Empfindungen, ein Heroismus des großen, idealen Menschensinnes, ein Heroismus der opferfreudigen Taten und der vollen Hingabe der Persönlichkeit an das Heilige und Ewige. So spricht es zu uns aus dem Herzen Schillers, und so will es auch heute wieder zu uns reden.

Noch einmal, wie vor acht Tagen im „Kampf mit dem Drachen", sind es Johannitergestalten, die vor uns auftauchen:

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgibt euch, die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!

Also aus des Dichters Mund wieder ein Lob der Demut, natürlich nicht jener passiven, die Ohnmacht, Wehrlosigkeit, ein schwächliches Sichfügen und Sichfinden ist, sondern der Demut als edelster Herzenskraft und als einer das Größte vollbringenden Lebendigkeit der Seele. Heute ist es nun aber nicht die Demut, die des eigenen Herzens Wünsche und Gedanken der geheiligten Autorität unterzuordnen vermag, also der sich selbst

bezwingende bescheidene und gehorsame Sinn. Heute ist es vielmehr die Demut der zu jedem, auch zu dem niedrigsten und schwersten Dienste willigen Liebe.

Liebesdemut im Bunde mit Heldenkraft.

2.

Es sind wunderbare Gestalten, die uns Schiller hier zeichnet: Ritter in glänzender Rüstung, mit dem Schwert umgürtet, die zum Schutze der Pilger im heiligen Lande Großtaten des Mutes und der Tapferkeit vollbringen; gewaltige Kriegsmänner, die ragend stehen im Schlachtgetümmel und im Sturm auf ihre Städte dem Feinde die eiserne Stirn zeigen.

Aber wenn sie dann siegreich heimkehren, winden sie sich nicht den Kranz um ihre Schläfe, um zu feiern und Festgelage zu halten. Dann ziehen sie sich vielmehr den Ritterpanzer aus, vertauschen das Eisengewand mit dem des Krankenpflegers und setzen sich, sie die vornehmen Herren, an die Betten der Elenden und Siechen, verrichten da mit Geduld und Selbstverleugnung alle an diesem Platze gebotenen Aufgaben, auch Geschäfte, vor denen leicht die Natur sich sträubt, und, zu jeder Liebestat bereit, richten sie mit den in der Liebe sanft und zart gewordenen Kriegerhänden den Leidenden aus seiner Krankheit auf. Es sind die Züge des barmherzigen Samariters Jesus Christus, die aus dem Angesicht dieser Johanniter uns anblicken. Es ist sein Niedersteigen zu Armut und Elend und Erdenjammer, sein liebetreues Pflegen und Heilen und Retten, sein Herz, wie es sich so freundlich allem zuwandte, was schwach und matt, vom Leben zerstoßen, in seiner Lebenskraft gelähmt, gebrochen und hilflos dalag.

Solche Liebe soll ja nun freilich heute nicht mehr als Größe gelten. Seitdem es in unserer Literatur einen Zarathustra gibt, ist über weite Kreise der modernen Jugend eine Sinnesverwirrung gekommen, die das Gleichnis vom Samariter als eine Irrlehre und unser größtes Kulturgut, die erbarmende, rettende Liebe, als eine das Volk und die Menschheit ruinierende Macht betrachtet.

Wild aufschäumendes Kraftgefühl behauptet, der Hinfällige sei überhaupt nicht mehr existenzberechtigt, denn er verderbe nur die gesunde Volkskraft; er sei dem vorwärtsstrebenden Leben hinderlich, und was von ihm abstamme, sei dekadent, wie man es ausdrückt, ein schwächliches, immer mehr niedergehendes Geschlecht. Man solle, was leide und nicht mehr aus eigener Kraft bestehen könne, seinem Schicksal überlassen: das Mühselige und Beladene mag umkommen!

Von diesem Standpunkte aus erscheint nun die Liebesdemut, dieses in niedrigen Diensten geschäftige sich Abgeben mit der Gebrechlichkeit und Armseligkeit, als ein Mangel an kräftigem Lebensgefühl, als etwas Ungesundes und Kleinmenschliches, als eine Seelenverkümmerung, eine innere Verkrüppelung. So etwas tut eine Herrennatur nicht! Das ist Sklavenmoral, des Starken, der mit den schöpferischen Gewalten des Lebens Fühlung hat, nicht würdig!

Kaum zu begreifen und dennoch ist das eine Weisheit, die heute so viele taumelig macht. Haben denn diese Menschen kein Herz, das ihnen diese Torheit widerlegt? Da sagen sie: Ja, gerade das Herz, das ist ja eben das Schlimme, daß dieses gegen solche Lebensanschauung rebelliert, — wir haben eben kein gesundes Gefühlsleben mehr! Unser ganzes Gefühlsleben ist wie mit Schlamm überschwemmt, von dem Schlamm krankhafter, weichlicher Empfindungen, und das hat das Christentum getan mit seiner Liebespredigt, mit seinem Heilandsbilde, mit seinem Kreuz: es hat damit die ganze menschliche Natur korrumpiert und ihr falsche Gefühle aufgedrängt!

Nun ist es ja leider richtig, oft setzt sich Gefühlsverschwommenheit, ein ungesundes, weichlich-süßliches Wesen, wie der Tang am Schiffskörper, an unsere Religion an. Aber wenn einer davon nichts an sich hat, so ist es Schiller in seiner klaren, gesunden, echt männlichen Natur. Und gerade Schiller steht dieser erbarmenden Liebe mit vollster Anerkennung, mit tiefster Bewunderung gegenüber. Diese Bewunderung kommt bei ihm aus dem Grunde des Gewissens, aus seinem sittlichen Bewußtsein. Sie ist ein Ausdruck des darin herrschenden reinen,

echten Menschentums und eine unverfälschte Stimme Gottes in seiner Brust. Und diese Stimme sagt ihm und uns: die dienend sich hingebende und des Schwachen und Elenden sich annehmende Liebe, die aus dem Kreuze Christi redet, ist etwas Großes, etwas Groß- und Edelmenschliches!

3.

Diese Stimme des sittlichen Schillergefühles redet auch aus deinem Herzen, mein Kind. Sie spricht heute in inniger Dankbarkeit zu den Eltern an deiner Seite: O nie, mein lieber Vater, bist du mir so groß erschienen, als damals, wo ich so elend war, und wo du dich so treu um mich bekümmertest; wo du alles beiseite setztest und ganz Sorge und Liebe für dein krankes Kind warst. Nie, meine gute Mutter, warst du für mich so schön, als in jenen Stunden, wo ich aus dem schweren Fieber erwachend dir ins Auge schaute, und wo dieses Auge mir kund tat, wie du mich gepflegt und mein erlöschendes Leben mit dem Odem deines Herzens behütet und erhalten hast.

Diese Schillerstimme — eine Christusstimme — weist uns in Verehrung auf den Arzt hin, der nach des Tages schweren Anstrengungen müde auf sein Lager gesunken ist und der, kaum eingeschlafen, wenn die Glocke schellt, wieder aufspringt, um durch Nacht und Kälte zu dem Armen zu eilen, der seine Hilfe braucht. In herzlicher Verehrung auf die Schwester im Krankenhause, die unter allen Launen des Leidenden immer die Gütige und Sanftmütige bleibt und freudig ihre Ruhe opfert, wo ein Leben gefährdet ist. Beide fragen nicht: Was ist das für ein Mensch? Ist er es wert? Liegt an seiner Erhaltung so viel? Ist es denn für die anderen gut, daß er mit seinem nie mehr etwas Rechtes leistenden Siechtum wieder aufgerichtet werde? Nein, es ist ein Mensch und er hat Schmerzen, und seine Seele sehnt sich nach Leben und Rettung — da strecken sie in treuer Fürsorge die Hand aus und spannen alle Kraft an: die Liebe treibt sie, die große, heilige Christusliebe.

Die Johanniter in unserem Gedicht, hochgeborene Herren, werden Edelleute im Geiste und in der Wahrheit doch erst durch

die Adlung ihrer Tat, durch ihre barmherzige und dienstfreudige Menschenliebe. Nicht der Geburtsadel, nicht der Adel ererbten Reichtums oder hoher Begabung reiht den Menschen ein unter die Edlen seines Volkes, — diese Edlen sind einzig und allein die Menschen des Herzensadels, und sie finden sich vom Schloß bis zur Hütte.

In ihren Orden beruft der Heiland auch euch, liebe Kinder. Euch Mädchen zunächst, denen Gott die sanfte Hand und das weiblich leichter mitfühlende Herz gegeben hat, die er vielleicht hineingestellt hat in einen Kreis jüngerer Geschwister, wo ihr schon früh im Sorgen, Hüten und Pflegen geübt worden seid. O tut das mit Herzenswilligkeit, fühlt euch durch diese Pflichten nicht gestört und belästigt, empfindet die Wonne der hilfreichen Tat und erhaltet euch, und ständet ihr einmal noch so hoch, den milden Johannitersinn, den ihr vielleicht bei der Mutter und ihrer herzlichen Anteilnahme an dem Vereinswesen unserer Stadt anschauen dürft, daß auch euer Leben eine Segensquelle werde für die Leidenden in unserem Volke.

Und ihr Jünglinge mit eurem vorwärtsstrebenden Geiste, die ihr hineingeht in den kaufmännischen Beruf, möge es euch gelingen, im Leben etwas zu erreichen. Aber je höher ihr steigt, desto mehr naht ihr euch der Sonne, — das zeiget der Welt! Werdet Menschen mit sonnigem Gemüt. Vergesset im angespannten Streben nach Gewinn und Besitz und einst vielleicht in Größe und Vornehmheit nicht euren Christenstand. Schaut nicht geringschätzig nieder auf die geringen Glieder unseres Volkes. Werdet, auch trotz mancher trüben Erfahrung, die man damit macht, ihre Freunde, ihre Anwälte: nehmet euch der Gedrückten an, tretet ein für Menschenrecht, helfet dem Schwachen empor, nicht nur dem leiblich, auch dem in sozialer Beziehung Gebundenen und in seiner Entfaltung Gehemmten. Habet ein offenes, vorurteilsloses Herz und eine offene, opferfreudige Hand, daß es auch von euch einmal heiße, wie in Wilhelm Heys schönem Abendmahlsliede:

O Christentreu'!
Wie mild und freundlich reicht'
Sie da die Bruderhand,

Wenn neben ihr,
Ermattet und erbleicht,
Ein müder Wandrer stand!
Wie richtet sie den Kranken
So sanft, so sorglich auf,
Wie hebt sie treu, die sanken,
Und fördert ihren Lauf!

Möge die Abendmahlsstimmung dieser Stunde euch jugendlich empfängliche Herzen recht tief und wahr zu dieser Liebe Christi stimmen. Seht, ein inniges Band christlicher Glaubens- und Lebensgemeinschaft umschließt uns hier am Tische des Herrn. Um diesen Altar ist jetzt alles versammelt, auch was durch Lebensstellung und Beruf noch so weit voneinander geschieden ist. Hier rücken wir uns nahe in dem Bewußtsein, daß wir ja doch alle bedürftige Menschen sind, und daß selbst der Reichste und der sozial noch so Hochstehende, wenn auch weniger und in anderer Weise wie der Arme, seine Mitmenschen braucht, ihre Kraft, ihren Beistand, vielleicht einmal ihren Trost und ihr treu mitfühlendes Bruderherz. Hier nehmen wir alle aus der einen großen Gottesliebe Gnade um Gnade, wie keiner sie entbehren kann; da wollen auch wir uns untereinander eine Liebe geloben, die keinen ausschließt.

4.

Aber der Christus, der heute hinter den Johannitergestalten vor uns aufsteigt, hat nicht bloß ein Herz für die Kranken und Leidenden, für die Traurigen und Betrübten. Er ist gekommen, ein Arzt auch für die an ihrer Seele Erkrankten, die unter der Verirrung ihres sündigen Wesens leiden und die betrübt und traurig sind über sich selbst. Auch ihnen gegenüber ist er nicht die kalte, schroffe Herrennatur, die aus der reinen Sphäre ihres sittlichen Daseins heraus menschliche Verfehlungen nur zu verurteilen vermag. Sein Verurteilen der Sünde ist kein Richten über den Sünder, sein Strafen des Verirrten kein Verdammen seiner Seele: er will das schuldige Leben erlösen, aufrichten, retten.

Von dem Kreuz auf der Ritter Brust blicken wir hin auf das Kreuz von Golgatha. Retter sind sie, die sich schmückten

mit der Rettung Zeichen. Gerade sein Kreuz war Christi große Rettungstat. Ihr wißt, liebe Kinder, wie ihr das in meinem Munde zu verstehen habt. Ganz und gar nicht im Sinne der blutigen Versöhnungslehre des orthodoxen Dogmas, in dem sich, wie ich euch zeigte, viel heiliger Ernst mit einer doch recht trüben jüdischen Gottesanschauung vereinigt. Die heilige Liebe unseres Vaters im Himmel brauchte für sich, um vergeben zu können, kein Christusblut. Sie brauchte und forderte dieses Blut um der Menschen willen, zum Durchsetzen ihrer Liebeszwecke an der sündigen Welt.

Was wir uns als die Bedeutung des Todes Christi klar zu machen suchten im Unterricht, seht, das findet heute seine jedem verständliche Veranschaulichung in diesen Kreuzesrittern. Zweierlei, scheinbar so Verschiedenes, vereinigt sich in ihnen. Sie sind die liebetreuen, erbarmungsreichen, auf Rettung sinnenden Männer und daneben die kampfesmutigen, sieggewillten, stürmenden Geister: den Kelch der Labung in der einen Hand, in der anderen der Cherubim Schwert, — Liebesdemut im Bunde mit Heldenkraft. Da haben wir das Bild des Dulders von Golgatha, nur müssen wir das „daneben" streichen und sagen: das eine ist das andere. Er wollte die Welt erlaben, indem er sie mit dem Schwert schlug, er wollte sie erretten, indem er sie erstürmte, — sein Schwert ist sein Herz, sein Sturm ist seine Liebe, diese Liebe, die in den Tod ging: indem er sich im Kampf mit der Sünde ans Kreuz schlagen ließ, hat er, das Bollwerk ihrer sündigen Verstockung, ihrer Gottfeindschaft, dieses Gefängnis der Seele, durchbrochen und sterbend sich das Herz der Menschheit erobert, dein Herz und mein Herz, sich zum Ruhm, Gott zum Besitz, uns zu unserm Heil und Frieden.

Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!

Aus diesem Liebestode Jesu, dem zum Gedächtnis die Christenheit das heilige Abendmahl feiert, stürmt es immer wieder auf sie ein: seines Heilandsherzens tiefe, innige Gewalt, die, alles arme, sündige Leben umarmend, überwinden will, was

an einem Menschen noch Widerstand, was noch Trotz, was noch Härte, noch Kälte und Gleichgültigkeit ist; die ihn herausreißen will aus allem verkehrten, unwahren Wesen, worin er sich verklammert, verschanzt hält, wovon aber erlöst zu werden, doch seine stille Sehnsucht ist. Haben ja nicht bloß die Seinen darunter so oft zu leiden gehabt — er selbst hat es so manchmal empfunden in rechter Unzufriedenheit mit sich, im Seufzen und Klagen über seine Unfähigkeit, ihnen, seinen Lieben, Freude zu machen und zu sein, wie er sein sollte — in wehem Schuldgefühl.

5.

So steht er, der Weltbezwinger, auch vor uns heute. Mein Kind, mit dem Blick der Liebe, die ihr Leben gegeben hat zur Erlösung der Menschheit, verlangt er nach deinem jungen Herzen, nach deiner wahrhaftigen Zugehörigkeit zu ihm. Mit dem Seelenblick seines Erbarmens, mit dem er um dich geworben hat in der Erziehung deiner Eltern und vielleicht auch dich im Innersten deines Lebens gewonnen hat, schaut er dich heute an auf so manches, was denn doch seinem Geiste noch fremd ist und seinem Einfluß noch widerstrebt. Davon dich frei zu machen, in der läuternden Kraft seiner Liebe dich zu heilen von dem, was an dir noch ungesund, was schwach und wankelmütig ist, und dich aufzurichten zu frohem Weiterstreben auf der guten Bahn, das ist sein Heilandswille. Dein Heil, dein Glück, deine ewige Seligkeit, das D e i n e sucht er, wenn er sagt: komm her und sei m e i n; dein L e b e n will er dir geben, schönes, herrliches Lebensgefühl, wenn er dir zuruft: Tauch ein, o Herz, in meines T o d e s Weihe und laß dich ergreifen von meines Kreuzes niederzwingender Gewalt!

Und du wirst ihm antworten: Herr, nimm mich hin —

O fessle mich in deinen Seilen,
Du wunderbare Gottesliebe du!
Laß mich nicht mehr am Wege weilen,
Das irre Herz schließ' ein in deine Ruh'!

— nimm mich hin, du hast mich dir errungen, hast mich überwältigt, daß ich fühle meine Versäumnisse an Eltern

und Geschwistern, mein Zurückbleiben hinter dem, was ich sein könnte: was ich mit den Gaben, die Gott mir verliehen hat, hätte erreichen können, was ich in den glücklichen Verhältnissen, in die er mich gestellt hat, hätte vollbringen müssen. So sprecht ihr, liebe Kinder, so sprechen wir es mit euch in tiefer Demut; wir wissen uns mit euch in seine Hut gegeben, unter seine pflegende Hand gestellt und bekennen es vor euch und eurer dazu noch zu geringen Lebenserfahrung: ohne ihn vermögen wir nichts!

Sollte aber unter uns einer sein, der da behauptet, er brauche keinen Heiland, er werde allein mit sich fertig, er fühle sich durchaus nicht mühselig und beladen, er stehe vielmehr da in kraftvollster sittlicher Tüchtigkeit, er sei gesund, so frisch und stark und gesund, wie einer nur sein könne? Mein Freund, wohl dir, wenn's wahr wäre? Freilich dann würdest du am wenigsten so sprechen; dann würdest du dich gerade demütiger und bescheidener beurteilen und auf Grund der Gesundheit deiner Seele es empfinden, wie viel dir noch fehlt. So geht durch das ganze Leben Schillers, dieses Kerngesunden, das Bekenntnis der Unfertigkeit in seinem Schaffen und Sein und in „herkulischen Gelübden" der heilige Wille, nachzuholen, wieder gut zu machen, höher zu steigen, zur Vollkommenheit zu streben.

Ich bin so gesund, so blühend und frisch! — sagt mancher auf seinem Lager. Aber die Seinen stehen trauernd umher, sie wissen, seine Kraft ist gebrochen und bricht mit jeder Minute mehr zusammen: er hält sein Fieber für Gesundheit! Seinen Pfleger macht dieses überschwängliche Kraftgefühl seines Wahns nicht irre, er weicht nicht von seiner Seite, er wartet seiner, er weiß: es kommt der Augenblick, wo der Kranke matt und hilflos in seine Arme sinken und dankbar den Labetrunk annehmen wird, den er ihm reicht. Ihm gleich bleibt der große Johanniter den stolzen Geistern nahe. Auch sie werden ihn einmal nötig haben, nötiger noch als die gebeugten und zerschlagenen Herzen!

6.

Bist du aber aus deinem Fieber erwacht, so nimm mit uns dankbar, was der Vater unseres Herrn Jesu Christi uns in dem Gedächtnis seines Todes an Stärkung und Erquickung bietet. Und weiche nicht zurück vor dieser Gabe, wie es manche tun, weil sie, die Worte der Einsetzung mißverstehend, an ein Genießen denken, vor dem die menschliche Natur erschaudert.

Mein Freund! Dieses Brot, dieser Wein ist nur Brot und Wein. Keinerlei magischer Zauber der Verwandlung geht damit vor! Es ist Brot und Wein und bleibt das. Aber indem es vor unseren Augen gebrochen, und uns der Kelch zugereicht wird, wird diese sinnbildliche Handlung uns ein Hinweis auf die Liebe, die sich ihr Leben hat brechen lassen und ihr Blut hingegeben hat, um uns zu gewinnen. Was du unter diesen Sinnbildern seines Todes empfängst, ist freilich er selbst, aber nicht Christus in irgend einer fleischlich-materiellen Weise, — er selbst in seinem Allergeistigsten, in seinem Persönlichkeitsgehalte, in seiner fortwirkenden Liebesmacht. Es ist seines Herzens Treue, Reinheit und Wahrheit, die du da im Genießen deines Mundes mit Herz und Gemüt zu dir nimmst, — seines Geistes herrliches Gut, wie dieses uns ein Brot und ein Wein wird, der unsere Seelen stärkt mit der Gewißheit göttlicher Vergebung und göttlichen Gnadenbeistandes und so sie stärkt zum ewigen Leben.

Das ist des Sinnbilds heilige Sprache, die uns teuer ist, und die wir in religiöser Pietät bewahren, sie fortpflanzend von Geschlecht zu Geschlecht. Aber auch die fromme Pietät darf und soll bei uns Protestanten vom Geiste der Freiheit durchdrungen sein. In dieser Freiheit haben wir nun durch Gemeindebeschluß den einen Kelch für alle vertauscht mit den Einzelkelchen, so daß also fortan jeder einen besonderen Kelch erhält. Der Grund ist euch bekannt. Vernünftige Erkenntnisse, die uns Gott erschließt, sind aber zwingende Notwendigkeiten, ein heiliges „Es soll so sein — Gott selber will es“. Dem muß der kirchliche Kultus sich unbedingt fügen und solche

Änderung alter Sitte, die nicht aus eitler Neuerungssucht hervorgegangen ist, ertragen lernen.

Das ist aber bei dieser nunmehrigen Einrichtung des Einzelkelchs um so leichter, da sich darin eine Deutung aufdrängt, die gerade dem evangelisch-protestantischen Wesen sehr willkommen sein muß. So sehr wir nämlich das Christentum als Gemeingut zu würdigen wissen, als das Eine, aus dem wir alle unser höheres Leben haben, so legen wir als Protestanten doch ein großes Gewicht darauf, daß dieses Eine sich auszuwirken vermag in eine Fülle der mannigfaltigsten religiösen Eigenarten. Wir haben alle einen Glauben und freuen uns doch, aus diesem einen Geiste heraus in unseren Ansichten und unserer Richtung jeder etwas Besonderes nicht nur sein zu dürfen, sondern auch sein zu sollen. Denn der christliche Glaube ist erst dann wirklich dein Glaube, wenn er in der Erlösung und Heiligung deines besonderen Wesens in dir etwas Eigenes, Besonderes geworden ist. Das ist christlich, lutherartig und nach Schillers Sinn gedacht.

Und so wollen wir uns nun durch den Einen Wein, aus dem uns allen denn aber doch gespendet wird im Einzelkelch, darauf hinweisen lassen, bei allem lebendigen und dankbaren Gefühl unserer evangelischen Glaubensgemeinschaft doch zu streben nach dem eigenen Glauben, daß jeder von uns dahin gelange, sprechen zu können: ganz mein Gott, mein Heiland, mein Leben, meine Seligkeit! Amen.

Abendmahlsfeier.

(Nachdem die Konsekration beide Einsetzungsworte vorgeführt hat, wird bei der Austeilung selbst, um die Eintönigkeit der Form zu vermeiden, abgewechselt zwischen den Spendeworten und Sprüchen wie diesen:

Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern.

Meine Speise ist die, daß ich tue den Willen des, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk.

Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibet, und ich in ihm, der bringet viele Frucht.

Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.

Der Engel des Herrn rühret euch an und spricht: Steh auf und iß, denn du hast einen großen Weg vor dir.

Christus spricht: So jemand meine Stimme hören wird und die Tür auftun, zu dem werde ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten, und er mit mir.

— doch so, daß in jeder Reihe, sei es beim Brot oder beim Wein, mindestens einmal das Einsetzungswort erklingt.)

Nach der Kommunion:

Du warst bei uns mit deinem Geist,
O sel'ge, heil'ge Nähe,
Die so lebendig sich erweist,
Als ob dich selbst ich sähe.

Du gabst uns Licht im dunklen Tal,
Wärmt'st uns mit deiner Liebe Strahl,
Gabst Seelen Trank und Speise.

Stehst nun mit Kraft uns treu zur Seit'
Und gibst uns weiter das Geleit
Auf unsrer Pilgerreise.

So gehet denn hin, Geliebte, geweiht und gestärkt vom Geiste des Erlösers. Wachset hinein in seine Kreuzesritterschaft und wachset aus zum Heldentum des Lebens. Gehet hin an Liebe reich und dienet euren Mitmenschen, ein jeder an seinem Platze, mit treuem Herzen, nicht mit Dienst vor Augen allein, sondern dem Herrn zu Ehren mit Wahrhaftigkeit und Freudigkeit, und sehet darin eure Würde, euren Adel. Gehet hin mit dem großen Sinn, den Schiller seinem Volke vorgelebt hat, und erfahret mit ihm das reiche Glück der Seelen, die nicht das Ihre suchen, die sich selbst nicht schonen, die kein Ermatten kennen, die ganz der Pflicht leben und ihr Alles dafür einsetzen, zu vollbringen, was Gott ihnen aufgetragen hat. Gehet hin und vollbringet als Höchstes, was ihr leisten könnt, das Werk eurer Selbsterziehung und eurer Heranbildung zu dem Bilde dessen, der uns geliebt hat bis in den Tod: strebet danach mit ernstem Willen und mit dem frommen Herzen, das zu jeder guten Tat die Kraft nimmt und findet in seinem Glauben. Und der da stark ist über alles, euer Herr und Gott, wird auch

in euch sich mächtig erweisen. Der Herr segne euch und behüte euch! Der Herr lasse sein Angesicht über euch leuchten und sei euch gnädig! Der Herr erhebe sein Angesicht auf euch und erhalte euch in seinem Frieden! Amen.

Schlußvers:

Dein heilig Angedenken
Soll mich mit Freude tränken,
Dein Lieben mach' mich satt.
Herr, wohn' in meiner Seele,
Damit ihr nichts mehr fehle;
Du bist's, in dem man alles hat.

11.

Kassandra. Die Ideale.

Gottesdienst am Passionssonntag Laetare.

Gemeindelied. Schlußvers:
(„Gib deinen Frieden")

Das ganze Leben auf der dunkeln Erde
Ist, ach, ein Streit mit Sorgen und Beschwerde.
O birg uns, Herr, in deines Friedens Schatten,
Wenn wir ermatten!

Vorlesung am Altare:

Vernehmet die Schmerzensklage der Menschheit aus der heiligen Schrift:

Psalm 38, 18; 42, 7—10. Jerem. 15, 10. 17—18.

Ich bin zu Leiden gemacht, und mein Schmerz ist immer vor mir. Mein Gott, betrübt ist meine Seele in mir; darum gedenke ich an dich. Deine Fluten rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brausen; alle deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich. Ich sage zu Gott, meinem Fels: Warum hast du meiner vergessen? Warum muß ich so traurig gehen, wenn mein Feind mich dränget?

Ach, meine Mutter, daß du mich geboren hast, wider den jedermann hadert und zankt im ganzen Lande! Nicht sitze ich im Kreise der Fröhlichen, nicht bin ich heiter. Deiner Offenbarungen wegen sitze ich einsam, und alle zürnen mir. Du bist mir geworden zu einem Born, der nicht mehr quellen will. —

Als Echo dazu tönt es aus Schillers Kassandraliede:

Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz.
Einsam in die Wüste tragen
Muß ich mein gequältes Herz.

Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden
Mit dem aufgeschloss'nen Sinn?
Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nah'n.

Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schrecknis droht?
Nur der Irrtum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.

Fröhlich seh' ich die Gespielen,
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Lustgefühlen,
Mir nur ist das Herz getrübt.
Mir erscheint der Lenz vergebens,
Der die Erde festlich schmückt;
Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!

Nun höret, was dazu der Christenglaube sagt aus dem Munde des Apostels und im Geiste unseres großen Dichters:

2. Kor. 4, 8—11. 16—18.

Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um. Wir tragen allezeit das Sterben des Herrn Jesu an unserm Leibe, auf daß auch das Leben des Herrn Jesu an unserm Leibe offenbar werde.

Denn wir, die wir leben, werden immerdar in den Tod gegeben um Jesu willen, auf daß auch das Leben Jesu offenbar werde an unserem sterblichen Fleische. Darum werden wir nicht müde; sondern, ob unser äußerlicher Mensch verweset, so wird doch der innerliche von Tage zu Tage erneuert.

Unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige und über alle Maße wichtige Herrlichkeit uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig. Halleluja!

Zwischenvers:

Zaget nicht, wenn Dunkelheiten
Auf des Lebens Pfade ruhn:
Gott ist gut, er wird euch leiten,
Ihm ist's Freude wohlzutun.
Sind seine Gedanken nicht
eure Gedanken,
Laßt dennoch, o Christen,
den Glauben nicht wanken,
Daß er, der des Wurmes
im Staube gedenkt,
Auch sorgsam und freundlich
durchs Dunkel euch lenkt.

Jesaias 43, 1:

Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein.

Liebe Gemeinde! In den Graubündner Alpen gibt es einen Enopaß, gewaltig in seiner Szenerie. Manche von euch haben ihn schon durchwandert, gewiß keiner ohne ein Gefühl für die er ste Sprache der Natur. Die Via mala wird er genannt — der böse Weg. Er zieht sich dahin an stürzenden Abgründen, in deren Tiefe der junge Rhein sein brausendes Leben führt. Da schaut man hinunter in eine düstere Felsenwelt mit zerrissenem Gestein voll wild schäumender Wasser. Wenn aber dann der vom Grausen gesättigte Blick sich lichtdurstig wieder emporrichtet, umfängt ihn nichts von frohem Mattengrün. Riesenhafte Wände, kalt und starr, Schwindel erregend in ihrer Höhe, türmen sich auf beiden Seiten der Straße zum Himmel auf.

Durch dieses Schiefergedränge, das die Seele zusammenpreßt, mußt du hindurch. Du mußt hindurch, mag auch der Schritt manchmal zaudern, ob er weiter soll. Da gibt es Strecken, zu denen nie die Sonne dringt. Wer hier oder in ähnlicher Kluft der Berge zu hausen hat, der lebt in ewigem Schatten. Die Dunkelheit und ihre trüben Geister sind seine Genossen. Sehnsüchtig spähen da wohl die Augen an den Felsen hinan, ob es denn keinen Pfad gebe, der hinauf leite zu Licht und Luft und Leben. Denn da oben auf dem Hochplateau — ach,

da muß es gut sein: da ist Himmelspracht, da ist der Tag in seinem warmen Glanze, da ist golden schön die Freiheit der sich weitenden, jubelnden Brust! Da ist das Laetare, von dem uns der Name des heutigen Sonntags redet: in der Passionszeit der Sonntag der Freude!

Mit diesem Bilde aus der Schweiz stehen wir bereits mitten in dem Gegenstande unserer heutigen Betrachtung; es ist

die Via mala des Menschenlebens,

wie sie zwischen Schillers beiden Gedichten „Kassandra“ und „Die Ideale“ sich uns auftut.

1.

In der Tat, das ist das Menschenleben! Wenigstens das Leben aller empfindenden, aller tieferen, aus dem Taumel des Hinträumens und des naiven oder rohen Naturzustandes erwachten Seelen, gleichviel ob sie zu den Hohen oder Niederen gehören, ob sie in Armut oder Reichtum ihre Tage verbringen, ob die Welt sie vielleicht auch glücklich nennt. Es ist ein Wandern zwischen Schranken, Mauern, Felsenwänden, zwischen Unmöglichkeiten und rauhen, starren Wirklichkeiten, an denen sich des Herzens Seufzer brechen; ein Rufen nach Licht und Luft und Leben in vieler Dunkelheit und schneidender Kälte.

Die Wand zur Linken — wie viele Millionen Seelenlaute der Wehmut hat sie schon in sich eingesogen! Der Dichter gibt ihnen Sprache in seinem Gedicht „Die Ideale“, daß sie wieder aufwachen und klagend erklingen. Es ist die Trauer, die jedes fühlende Herz kennt, daß sie so schnell vergeht die schöne Jugendzeit und Jugendlust und Jugendbegeisterung, mit Jugendschwung und Jugendtraum. Überhaupt die Trauer über die Vergänglichkeit im Leben, daß alles welkt und alles hingeht; daß das Leben uns nicht läßt, woran das Herz hängt, und nicht erfüllt, keinem wahr und ganz erfüllt, was einst stürmend das Innere bewegte an goldenen Hoffnungen, an großen Projekten, an kühnem Drang. Illusionen waren es, die zerstoben! Ein Rausch ist es gewesen, aus dem man erwacht ist zu nüchterner Betrachtung des Lebens! Ein Ausmalen in Bildern des Guten und Herrlichen, über die

die plumpe Hand der Realität ihre häßlichen Gestalten gezeichnet hat, ihre beleidigenden und enttäuschenden Widersprüche, ihr unfreundliches Nein, wo doch alles in uns ein lautes und warmes Ja erwartete.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt;
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt;
Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Und die Wand zur Rechten ist des Kassandraliedes ernster Gehalt. Mein Freund! Wenn du das Altertum nicht kennst, klingen dir darin wohl die Namen fremd. Aber was Schiller damit meint, das kennst du ganz genau. Es ist das Einsamsein und Einsambleiben in trübem für sich Hinleben, wenn die andern in Geselligkeit und in schönem Herzensbesitz ihr Dasein froh genießen. Es ist das Nichtverstandenwerden in seinen tiefsten Bedürfnissen und in seinen heiligsten Gefühlen. Es ist das Klarsehen, was man nicht sehen möchte und doch voraussehen muß; das Redenmüssen von Dingen, die die Menschen nicht hören wollen, und die nur Bitterkeit, Zorn und Entfremdung eintragen.

Kassandra ist dem Jeremias verwandt, dessen Klage wir vorhin vernahmen. Wie der Prophet unter dem Jubel Jerusalems doch die nahe Zerstörung erschaut, wie ihm dies alle Freude raubt, sein Leben verdüstert und das Volk wider ihn erregt, so hier die Seherin Trojas: mitten in der Hochzeitslust der Schwester erscheinen ihr die rauchenden Trümmer der dem Untergange entgegeneilenden Vaterstadt; die jetzt noch so lebensfrohen Festgäste hat sie schon als Gestalten der Gefallenen vor sich, und ihre Seele erschaudert vor den Totenzügen, die sie, die Zukunftskundige, schrecklich gewahren muß unter all dem Lachen ihres Antlitzes.

Aber in Kassandra ist viel mehr verkörpert, als jene prophetische Ahnungsgabe, die nur einzelne haben, und die bekanntlich auch Schiller in hervorragendem Maße besaß. Es ist

etwas allgemein Menschliches, was uns in ihr entgegentritt: daß man mit dem lichten Auge vernünftiger Einsicht und dazu mit dem fühlenden Sinn menschlichen Mitempfindens in des Lebens tiefinnerliche Zusammenhänge hineinblicken und sehen muß, wie etwas kommt, wie es sich vollzogen hat oder unbedingt sich so vollziehen wird nach dem furchtbar ernsten Gesetz der Notwendigkeit.

Da schauen wir hinein in so vielen Jammer des Menschendaseins auf Krankenbetten und in den Häusern voll Schmerzen, wo die bange Sorge wohnt, in Irrenanstalten, in Armenasylen, in den Gefängnissen und in den Winkeln der Ausgestoßenen. Ach, und sonst so tausendfach im ringenden Sichabquälen der Menschenkinder eine Via mala vor unseren Augen mit ihren finsteren Schlünden.

In diesen dunklen Abgründen unter dem Leben das Brausen und Toben der Zerstörung, die den stürzenden Wassern gleich unaufhaltsam sich durchsetzt. Die Sünde, wie sie das Volksleben unterwühlt, den Boden menschlicher Existenz erschüttert, wie sie Halt und Kraft aus einem Charakter wegspült und Familienglück und schöne Aussichten zertrümmert. Und mit der Schuld zusammenhängend in unterirdisch geheimnisvollen Zuflüssen, oft auch von dieser völlig unabhängig, die Naturordnung mit so manchem grausig Unheimlichen, das sich immer mehr vor uns auftut: die Todesgewalt der Vererbung, dieser Vernichtungswille der Dekadenz mitten im Schaffenswillen, wo der Weiterentwicklung zum Opfer fällt, was marklos, wie es geworden ist, dem höher hinaufbildenden Drange des Lebens nicht mehr dienen will und kann; wo ein allmächtiges Werde allen Wünschen des Herzens zum Trotz das Alte, Ausgenutzte und Abgelebte in seinem Erdendasein unerbittlich dem Untergang weiht.

Mit wehem, oft so wundem Herzen sehen wir alledem zu. Und wollen wir nun fröhlich sein und das Leben genießen, dann drängen sich diese Schatten störend dazwischen, und je tiefer eine Seele in ihrer Menschenliebe geworden ist, desto weniger wird sie die Eindrücke des Geschauten los. Ja, diese

Eindrücke werden mit zunehmender Lebenserfahrung zu der Frage an sich selbst: Was so Tausenden widerfährt, kann das nicht da unten im Lebensgrunde, der Erkenntnis sich noch entziehend, sich auch für dich bereits anbahnen, daß es über dich kommen wird, wie du dich auch dagegen wehrst? So umschleiert Zukunftsfurcht manches Herz, es klagt auch wie Jeremias: Ich bin zu Leiden gemacht! — und betrübt, kleinmütig und verzagt versinkt es in Schmerz.

Bei diesem trauernden Sichversenken in deiner Mitmenschen und vielleicht in dein eigenes Los hörst du nun wohl um dich ein Flüstern und Sprechen. Es ist niemand da, und doch spricht es zu dir so eindringlich, so vernehmlich: Siehe, das ist nun das Menschenleben! Was ist da der Menschheit Zukunft, was deines Geschlechtes Geschick, was der Zweck und Inhalt aller Geschichte? Ein grausiges sich Abmühen ohne Zweck und Ziel. Ein heißes Ringen, ein immer neues Streben und doch alles ein ganz nichtiges Treiben, bei dem nichts herauskommt, nichts gewonnen und erreicht wird: das ganze Menschheitsleben wertlos — ein nichts! Und was ist dein Leben? Wozu all die Schmerzen? Wozu die Entsagungen und Leiden, die du dir selbst bereitest in der Zucht deiner Veredelung? Es ist dieses Dasein der Opfer nicht wert, die du da bringst; nicht wert der Kämpfe und Sorgen, die du dir machst, und der Anhänglichkeit, mit der du am Leben hängst. Du findest darin doch nie dein Genüge. Es ist ja alles eitel. Du bist nur das Rad im Weltgefüge, das sich dreht und dreht, bis es sich abgenutzt hat und dann ausgeschaltet und weggeworfen wird. Dein Leben nur eine ewige Plage, um schließlich niederzusinken — ins nichts! Kannst du aber vom Leben nichts erwarten, wozu dann weiter leben, hoffen, sehnen? Töte in dir den Willen zum Leben, hoffe nichts mehr, begehre nichts mehr, werde — ein nichts!

2.

Das ist die Predigt des Pessimismus, wie sie der auf der Via mala des Menschenlebens dich umschwebende Geist des Weltschmerzes dir hält. Eine verhängnisvolle Lebensanschauung!

Denn sie führt zur Verzweiflung, frißt aus dem Herzen Idealismus, Glauben und Begeisterung weg, und Frische und Kraft der Seele verschwinden, wenn sie darin die Herrschaft hat.

Diese Weltschmerzstimmung, die unter den Palmen Indiens und auf Chinas ungeheuren Länderbreiten als edler, aber müder Buddhageist den Millionen Jahrtausende hindurch das Nirwana, das Erlöschen in seligem Nichtssein, zum Ziel gesteckt hat, hat Asiens Völkerschaften in Schlaf versinken lassen. Daß Japan sich jetzt so mächtig erhebt, ist eine Folge des Bruches mit seiner Religion, wenigstens wäre dieses Aufblühen ohne den Zerfall mit dem Buddhismus unmöglich. Aber während wir nun unsere Sendboten zur Erlösung der Millionen Asiens hinüberschicken, wehen die Lüfte dieses Buddhismus betäubend zu uns herüber, und dieser einschläfernde Geistesodem erscheint den übersatten Kulturschichten Europas als ungemein reizvoll. Er hat sich unter uns zu einer mit vielem Geist ausgebildeten Philosophie umgesetzt, die durch das, was sie allerdings auch an Wahrheit zum Ausdruck bringt, schwerblütigen Seelen verführerisch wird. Und der Gifthauch dieses asiatischen Weltschmerzes durchzieht das moderne Denken.

Auch unser deutsches Volk ist in vielen seiner Glieder an diesem undeutschen, finsteren, schlaff, untätig und unfähig machenden Pessimismus erkrankt, — dieses Volk, dem neulich sein Kaiser hier von Bremen aus das herrliche Wort zugerufen hat: Ihr seid das Salz der Erde, — seelenfrischer und tatenfroher Optimismus ist und sei euer Beruf!

Ist dieser Weltschmerz nun auch der Geist Schillers? Wenn man nur die „Kassandra" vor Augen hat, kann es so scheinen. Darin ist auch nicht eine Spur von Erhebung. Mit der großen Gewalt seiner poetischen Meisterschaft weiß Schiller in dieser Dichtung, wo er an der Gestalt der trojanischen Prophetin den Pessimismus zu Worte kommen läßt, jegliches optimistischere Empfinden niederzuhalten, den Gedanken an Weltüberwindung im Leser vollständig zurückzudrängen. Diese „Kassandra" würde, ins Leben übersetzt, zu einem dumpfen, taten- und hoffnungslosen Hinbrüten führen.

Aber das ist ganz und gar nicht seine eigene Sinnesart. Aus Schillers ganzer Dichtungswelt ergeht an sein deutsches Volk ein mächtiges Vivos voco, wie es in der „Glocke" heißt: ein Lebensruf zu kraftvollem, freudigem Erheben des Hauptes. Nichts von seelentrübem Wesen ist darin, alles starker Lebensmut und unbedingter Lebensglaube. Und auch gerade im Jahre 1802, wo er die „Kassandra" schuf, zeigt er sich uns so. Er hat sich eben ein neues Haus angeschafft und sich, wie es ihm schien — es war freilich nur drei Jahre vor seinem Tode — eine neue herrliche Existenz gegründet. Und von dem Gedichte selbst schreibt er an Goethe, er habe es in glücklicher Stimmung angefangen. Der Weltschmerz der Seherin lag ihm selbst also fern.

Wohl ist Schillers Lebensanschauung eine sehr ernste, und vieles einzelne in dem Gedicht stammt aus seiner eigenen Empfindung. Hat er ja doch im heißen Ringen mit dem Leben dessen schmerzende und verwundende Faustgriffe oft genug an sich verspürt und durch eigene Erfahrungen hindurch als Tragiker in den Jammer des Daseins tief hineingeblickt. Er weiß: Herb ist des Lebens innerster Kern. Aber er hat diese Bitterkeit in sich überwunden und in Siegesstärke und Siegesfreude sich allem Weh des Lebens gegenüber behauptet.

Zwar kannte er die angstvollen Pausen solcher Selbstbehauptung, wo die dunklen Schatten auch das wacker kämpfende Herz zu überwältigen drohen, und wo alle Hoffnung schwinden will. Aber, meine Freunde, wer kennt solche Pausen, in denen es pessimistisch aus der Seele klingt, nicht? Wo wäre ein großer Mensch, auch der sonnigste Optimist, der dem Weltschmerz als Lebensanschauung durchaus feind ist, jemals ohne weltschmerzliche Stimmungen geblieben? Die hat auch der Heiland am Kreuz gehabt, denke an seinen wehen Verlassenheitsruf. Und was ist denn Luthers Kampf mit dem Teufel auf der Wartburg anderes?

So hat denn auch Schiller solche Augenblicke durchgemacht, und das befähigte ihn zum Dichten einer „Kassandra". Doch er ist darin nicht versunken. Das allgemeine Zeugnis seiner

Umgebung redet von einer mit den Jahren immer mehr zunehmenden heiteren Ruhe, die sein ganzes Wesen ausströmte, und die, selbst in seinen vielen Krankheiten und schweren Anfällen nicht erschüttert, für alle etwas großartig Erhebendes hatte. Wie ein Bild des weltüberwindenden Christenglaubens stand er in ihrer Mitte, ohne die Worte und Bekenntnisse desselben doch ganz eine Verkörperung des von Paulus uns heute gezeichneten Geistes, der, weil auf das Unsichtbare und Ewige gerichtet, nicht klagt und zagt, ob auch das Sichtbare schwindet: seine Freude höret, wie seine Liebe, nimmer auf.

Sind nun in der „Kassandra“ die dicht uns einschließenden Felswände so schroff und steil, daß nirgends ein aufwärtsführender Pfad zu bemerken ist, so wollen wir auf das andere Gedicht blicken, „Die Ideale“, ob nicht darin ein Aufstieg sich zeige zu dieser Freiheit und Schmerzüberwindung unseres Schiller.

3.

Nein, auch hier ist nichts zu sehen, wird mancher sagen, der nach einem Wege sucht, wie er dem Glauben in solcher trüben Stimmung am bequemsten ist. Wenn dem Menschen das Herz schwer wird unter den Drangsalen dieses Lebens, hört er wohl gern die Vertröstung auf das Jenseits, wo alle Wunden heilen, und alle Lasten von ihm genommen werden, und wo er entschädigt werden soll für das, was er hier entbehrt und erduldet hat.

Schiller kann darin keinen Trost finden, und ich muß gestehen, ich auch nicht, wohl viele von uns nicht. Dieser Lebensdrang in unserer Brust und nun einfach Resignation üben in der Hoffnung auf die Ewigkeit? In dieser Hoffnung allein soll ich froh und wohlgemut bleiben unter der Dunkelheit der Tage, die kein Licht durchdringt? Froh und wohlgemut ohne alle Erquickung für mein nach gegenwärtiger Lebensbefriedigung dürstendes Herz? Das können wir nicht, und ob es sich einer auch einredet, daß der Gedanke an den Himmel und das Einst ihm genug sei, zum wirklichen Frohsinn kommt er doch nicht. Seine Freude im Glauben ist etwas Gemachtes, Unwahres,

Eingebildetes, er redet mit frommen Worten von Freude, und sein ganzes Wesen hat etwas Trübes, Wehleidiges.

Sollen wir Sieger bleiben über des Lebens Leid und die Welt überwinden, so muß ein erfreuendes Licht schon über unsere Erdenwege fallen, und uns ein Glück gezeigt werden, das uns schon hier erwartet. Da fährt denn wohl der Glaube fort: Warte ab, halte aus, es kommt die Stunde, da Gott dir gelingen läßt, was du jetzt nicht erreichst; wo er sonnigere Zeiten und vieles, was das Herz sich wünscht, dir schenken wird. Schiller selbst hat das erfahren dürfen, und wie manche, die in solchem Gottvertrauen auf der Via mala rüstig weiter wanderten, sind dahin gelangt, daß sie schließlich sprechen durften: Lobe den Herrn, meine Seele, der dein Leben vom Verderben erlöset und dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit.

Aber doch dürfen wir uns darüber nicht wundern, daß der Dichter auch diesem Glaubenstrost keinen Ausdruck verleiht. Denn tatsächlich gibt es doch so viele Menschen, an denen solche Zusage sich nie erfüllt. So viele, denen wirklich alles zerrinnt, was „einst das trunkne Herz geschwellt". Sie erlangen nichts davon, und ihr ganzes Leben bleibt ein schweres Ringen mit Sorge und Not. Immer wieder neue schmerzliche Erlebnisse, Enttäuschungen und Schicksalsschläge kommen über ein Haus. Kaum daß zwei Menschen sich durch die eine tapfer durchgearbeitet haben, liegt wieder eine andere Last vor ihnen, wo es gilt, mit der Liebe vereinter Kraft zuzugreifen und sie abzuwälzen. Sollen denn nun diese nie in die Sonne gelangen zu Licht und Luft und Leben, daß auch sie, aus ihrer Via mala aufsteigend, ein Laetare feiern können?

Doch siehe, da hat ja der Dichter uns bereits aufwärts geleitet. Er weist zum Schluß seiner „Ideale" auf die Liebe hin, auf die verständnisvoll teilnehmende Freundschaft. Hast du nicht Menschenherzen, die zu dir stehen? Nicht wenigstens ein treues, edles Herz, das es gut mit dir meint? Das ist denn doch wahre Erquickung, eine Hand zu fühlen, die lieb und sanft über unsere heiße Stirn streicht. Das ist eine innere

Aufrichtung, eine Seele zu wissen, die, nach Möglichkeit sie uns abnehmend, des Lebens Bürde mit uns trägt. Das tröstet uns und gibt uns frohen Mut, wenn einer um uns besorgt ist, und wenn wir sehen, wie er gütig und mild darauf sinnt, die Wunden, die das Leben uns geschlagen hat, zu heilen mit zusprechendem Wort. Das entschädigt für vieles und macht so glücklich, dieser herzerwärmende Beistand einer unsere Interessen teilenden und auf alles, was uns beschäftigt, aufrichtig eingehenden Freundschaft und Gesinnungsverwandtschaft.

Das wirst du gern zugeben. Du hast erfahren, was du daran schon gehabt hast; dankbar empfindest du, wie viel Gutes dir die Liebe erwiesen hat. Sie ist meines Lebens Glück, sprichst du — aber werde ich sie immer haben, wie lange werde ich mich dieses Besitzes noch freuen dürfen? Ach, aus der Tiefe der Via mala braust es herauf, ein banges Fragen, ein ernstes Mahnen, redet's nicht von Leid und Verhängnis, das gar rasch über mich und mein Haus kommen kann? Wie bald können sie mir alle hingehen, und dann stehe ich allein da, — wo ist dann mein Trost?

Gewiß, in diesem Trost der Liebe und Freundschaft sind wir höher gestiegen, sind wir aber doch immer noch zwischen düster ragenden Felswänden. Die freie Höhe ist das noch nicht.

Doch da läßt uns der Dichter nicht, seine „Ideale" führen uns weiter. Und als unser mitwandernder Genosse spricht er unterwegs zu uns manches gute Wort, das nicht im Gedichte selbst steht, das man aber zwischen den Zeilen herausliest, wenn man Schiller kennt. Freundliche Worte sind es, ermunternde, treibende Rede, Verheißungsworte von dem lichten Ausblick großer Lebensanschauung, der uns dort oben erwarte.

Aber seine Worte werden ernster und immer ernster, und erschreckend tönt es dir daraus entgegen: Siehe, diese steilen Wände: willst du, Mensch, darüber wirklich hinaus und zu meiner Höhe gelangen, so mußt du einen großen Entschluß fassen, — du mußt Verzicht leisten auf das, was man so Glück nennt, auf alle Erwartungen von Lohn und Erfolg deiner Lebensarbeit!

Doch erschrick nicht. Du darfst nicht falsch verstehen, was ich dir aus dem Geiste des Gedichtes eben zugerufen habe. Nicht will es in dir jede Hoffnung ersticken, nicht dir einfach das Streben nach irdischem Vorwärtskommen verbieten. Hoffe und strebe, aber — setze in aller Nüchternheit hinter jede Erwartung dein Fragezeichen! Hoffe und strebe, doch nicht mehr mit jenem Enthusiasmus jugendlich unbedingter Gewißheit, die ganz fest davon überzeugt ist, daß alles so werden muß, wie man es sich gedacht hat, daß das Leben alles das bringen muß, was in so schönen Traumbildern sich der Seele zeigt, sondern vielmehr mit dem vollen Gleichmut der Selbsteinschränkung, der sich sagt: wer weiß, ob es so kommt, — und kommt es nicht, wie ich gedacht, nun gut, mein Glück mache ich davon nicht abhängig. So ist Schillers Forderung der Verzichtleistung auf Glück und Gelingen gemeint.

4.

Aber wenn ich nun von meiner Lebensbeschäftigung nichts mehr mit Zuversicht erhoffen und erwarten darf, was habe ich denn dann von all meiner Mühe? Der Dichter antwortet: Deine Beschäftigung selbst, und das ist etwas Großes und Herrliches!

Liebe und Freundschaft hatte er seines Lebens Trost genannt, nun fährt er fort:

> Und du, die gern sich mit ihr gattet,
> Wie sie, der Seele Sturm beschwört,
> Beschäftigung, die nie ermattet,
> Die langsam schafft, doch nie zerstört,
> Die zu dem Bau der Ewigkeiten
> Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
> Doch von der großen Schuld der Zeiten
> Minuten, Tage, Jahre streicht.

Hier steht nun der Dichter vor uns in seiner ganzen Charaktergröße. Der gereifte Mann, der den jugendlichen Enthusiasmus der Erwartung vertauscht hat mit dem, was schöner und edler ist, mit dem Enthusiasmus der Arbeit und des Schaffens. Dieses Arbeitenmüssen, dieses Vollbringen

dessen, was er als seine Berufung empfand, war seines Lebens Glück. Er konnte und wollte nichts anderes wie schaffen. Was fragte er nach Lust und Genuß? — die Tätigkeit, das rastlose Ausnutzen seiner Zeit und Kraft war seines Daseins Hochgenuß. „Anhaltend selbsttätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie, sie wich nur den heftigeren Anfällen seines körperlichen Übels. Sie erschien ihm Erholung, nicht Anstrengung", rühmt seine Gattin. Aber auch wenn Krankheit ihn fesseln wollte, und wo andere Menschen niedergesunken wären aufs Lager, hat er sich mit seinem willensstarken Sinn emporgerafft, hat gearbeitet und gewirkt und gerade in Schmerzenstagen hat er aus seiner Seele Tiefe seinem Volke die herrlichsten Schätze entgegengebracht.

Meine Freunde! Man hat das Wort „Beschäftigung" hier am Schluß des Gedichtes als zu prosaisch klingend empfunden. Und doch gibt es die beste Charakteristik seines Arbeitssinnes. Sein Arbeiten begeisterte ihn eben deshalb so, weil es ein Schaffen war. Was heißt für Schiller aber schaffen? Nicht bloß sein Dichten, nicht bloß das künstlerische und geistige Wirken einzelner, sondern in jeglichem Beruf und in jeglicher Stellung des Lebens das Hervorbringen neuer sittlicher Lebenswerte, das Vermehren der sittlichen Güter und Kräfte der Menschheit.

In seiner Jenaer Antrittsvorlesung sagt er: „Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen, auch von unsern Mitteln einen Beitrag zu legen." Das ist schaffen! Es ist das Bewußtsein, daß, was wir sind und haben und können, wir den Menschen verdanken, die vor uns gewesen sind, dem, was die Millionen vor uns gesucht, gefunden und in die Wege geleitet haben. Dafür muß ich mich dankbar erweisen, indem ich das, wovon ich beständig zehre, nicht bloß treu verwalte, nichts davon umkommen lasse, nichts von wahren Lebensgütern der Menschheit zerstöre, sondern diese nach Möglichkeit bereichere und so das Empfangene als einen vergrößerten Schatz an die zukünftigen Geschlechter

weitergebe. Aus diesem Demutsgefühl, mit dem er sich als einen Schuldner der Vergangenheit wußte und beseelt war von dem Drange, die ungeheure, bei aller Treue doch nie abzuzahlende Schuld der Zeiten nach bestem Vermögen an die Mitwelt und an die Nachwelt zu entrichten, ging all seine Lebensarbeit hervor. Weil sie aber von diesem großen Sinn getragen war, deshalb war sein Arbeiten und Schaffen für ihn so tief beglückend, daß es ihm alles ersetzen konnte, was das Leben sonst wohl ihm vorenthielt, und ihn zu trösten vermochte in aller Dunkelheit und Trübsal, durch die sein Weg dahinging.

Liebe Gemeinde! Diese Schillersche Auffassung von der Arbeit zeugt von einem durchaus Jesus verwandten Sinn. So stand der Menschensohn da, erfüllt von der Wonne des Gedankens, daß sein Gott und Vater ihn gewürdigt habe, aus seiner aufgetanen Gottesfülle heraus bauen zu dürfen an seinem Reiche und ein Schöpfer sein zu können für die Seinen. So stand er da und schuf aus seiner Herzenstiefe zu dem Kapital, das er von seiner prophetischen Vorwelt ererbt hatte, einen diesen Reichtum unendlich vermehrenden Schatz, schuf auf dem Boden der Vergangenheit als ihr dankbarer Schuldner die beglückende Welt der Zukunft.

An diesem seinem Gottesreiche baute auch Schiller weiter. Hat ja doch Goethe seines Freundes Lebenswerk nicht besser zu kennzeichnen gewußt als durch das ehrenvolle Zeugnis, es sei eine Tat des Glaubens,

der sich stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Er hat zu dem christlichen Erbe der Vorzeit nach seinem bescheidenen Gefühl „zwar Sandkorn nur für Sandkorn gereicht“, aber nach unserer Erkenntnis es gar stattlich weitergebaut. Und hier nun, Geliebte, setze in großem, edlem Vorsatz unsere Arbeit ein, unsere Arbeit für die Menschheit, für die Unsrigen, als ein sittliches Mehren und Schaffen. Und wären

es auch nur Sandkörner, die der einzelne herzuzutragen vermag, jedes Sandkorn, in Treue beigetragen zu dem Bau der menschlichen Veredlung und Beglückung, wird für dein Bewußtsein ein Diamant werden, der dein Herz durchleuchtet mit reinem, deines Lebens Dunkelheiten von innen heraus aufhellendem Glanze.

5.

Da kümmere dich denn auch nicht darum, wieviel von deinem Werke bleiben, wie viel der Sturm der Zeiten davon wegfegen wird. Zwar hat Schiller, wie jeder große Mann, in Bezug auf die Bedeutung und Dauer seiner Wirksamkeit ein sehr klares Bewußtsein. Er spricht in einem Streit mit Fichte, dem Philosophen, der Schillers Dramen für nicht lange lebenskräftig hielt, es als seine bestimmte Überzeugung aus, daß seine Dichtungen nach 100—200 Jahren, wenn Fichtes Schriften nur noch von Gelehrten gelesen und zitiert werden würden, noch ganz dieselbe Geltung im Volke besitzen würden wie damals. Aber so stark auch bei Schiller das Bedürfnis nach irdischer Unsterblichkeit war, seines Lebens Befriedigung und die Freude an seiner Arbeit liegt bei ihm doch nicht in dem Bewußtsein von ihrem Bestande, ist überhaupt nicht von dem Urteil der Menschen über seine Werke abhängig.

Bliebe ihm auch aller Anerkennung versagt, fände er auch gar kein Verständnis in seinem Volke, so weiß und fühlt er doch, daß er mit seiner Lebensarbeit sich selbst erarbeitet, aus des Lebens schöpferischem Grunde sich seine innere Ewigkeit und Unvergänglichkeit, den Reichtum und die Vergeistigung seiner Persönlichkeit herausgearbeitet hat. Und das ist es nun, worauf es ihm besonders ankommt; das ist es, worin ihm der tiefste Wert seiner Dichtungen liegt; das ist es, was ihn in seinem Schaffen und Wirken auf freier, sonniger Höhe des Lebens stehen läßt: das Bewußtsein seiner seelischen Adelung durch die Arbeit. Er empfindet es, wie die ihn läutert, immer mehr vergeistigt, immer mehr vertieft. Er erfährt es an sich, wie im ernsten Streben des Vollbringenwollens alles, was

kleinmenschlich und seeleneng an seinem Wesen ist, von ihm abfällt; wie der Drang zur großen Tat in ihm den großen Menschen herausbildet und das immer reicher, immer wahrer. O laßt uns gesinnt und gewillt sein wie er, laßt uns mit diesem Zwecke der Selbstheiligung freudig und fest das ergreifen, was jedem sein Beruf bringt, — dann wird unsere Arbeit uns eine Quelle des Trostes und der Beseligung werden, und unter den Mühen unseres Tagewerkes entwinden wir uns in der Gotteskraft, die dann uns trägt, allem Schmerze des Lebens.

Ja, dann packen wir, wie Schiller es tat, diese Schmerzen und Leiden des Lebens selbst an als ein Stück Lebensarbeit, betrachten sie nicht mehr als eine uns verletzende und bekümmernde Lebensstörung, sondern als einen wichtigen Teil unseres Berufes, der uns Lebensförderung und Lebenswachstum bringen muß. Packen diesen Erdenjammer, soweit er uns und die Unsrigen berührt, mit dem frohgemuten Glaubensoptimismus an, der zu ihm spricht: du kriegst mich nicht unter, ich werde nicht dein Knecht, daß ich unter deinen Fesseln mein Leben verseufze, sondern du wirst der meine, du hast mir zu dienen, du sollst mir helfen, der Mensch zu werden im Sinne der Großen. Packen es an, das Leben, seine Kämpfe, seine Schrecken mit Schillers Entschlossenheit, der in der Arbeit und auch gerade in dieser Arbeit als ein Held vor uns steht, und im Geiste eines Paulus, dem die Trübsal der Zeit „eine ewige und über alle Maße wichtige Herrlichkeit" des inneren, unsichtbaren Menschen erschaffen mußte. So greifen wir unsere Schickungen an, ringen sie nieder, schwingen uns an ihnen empor und stehen oben auf der Höhe, hoch über der Via mala und rufen: Laetare!

Liebe Gemeinde! Ich schließe meine Predigt. Manches, was wir heute vom Altar aus vernommen haben, klang wohl durch die Worte dieser Stunde. Aber den Text deiner Rede, wird vielleicht einer sagen, hast du ja gar nicht berührt. Es war das Gottes Stimme in dem Jesaiasspruch: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein!" Nun ich denke, alles, was ich

heute gesprochen habe, war denn doch eine Auslegung dieser Worte. Und vor allem hoffe ich, daß jeder den Eindruck mitnimmt, wie auch Schiller ein Geist ist, durch den Gott unser Volk, durch den er jeden von uns bei seinem großen Namen ruft, bei seinem Christennamen, diesem Namen, den wir von Jesus, dem an seinem Kreuze triumphierenden Weltüberwinder empfangen haben.

Du bist mein, spricht der Herr, unser Erlöser vom Schmerz des Lebens! Das wollen wir sein, wollen wir immer mehr werden; wollen dem Dichter nach aufsteigen zu der Größe der Lebensanschauung und der Lebensklarheit, die nicht sucht im heißen Begehren, was die Welt Glück nennt; die, was Gott ihr davon gibt, dankbar annimmt, aber in der Welt nicht die Welt sucht, sondern sich selbst sucht — tue das, und du bist erlöst, dein Leben wird zum Laetare! Amen.

Gebet:

Und diesen starkmutigen Glauben wollest du, Vater im Himmel, in uns entfachen und mehren, den Glauben, daß denen, die so dich lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Stärke in uns den Sinn deiner Kinder, daß, wenn es dunkel um uns ist, wir nicht nur bitten: Schaffe Licht, laß den Kelch an uns vorübergehen, nimm die Bürde von uns! — sondern mehr noch flehen: Herr, wie du willst, vollbringe an uns dein Segenswerk! Wir wissen wohl, wie viel uns an diesem großen Menschensinn, an diesem wahren, höchsten Gottvertrauen noch fehlt; aber wir wollen danach streben in redlichem Bemühen des Herzens und unter deinem Segen. Dann wird uns die Stunde kommen, wo du zu uns sprechen wirst: Es werde Licht in deiner Brust, die Ewigkeit ist da, die Ewigkeit schon hier! Dann haben wir alle Furcht überwunden, und unsere Seele badet sich in Himmelsluft.

Vater unser, der du bist im Himmel. Geheiliget werde dein Name. Zu uns komme dein Reich. Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel. Unser täglich Brot gib uns heute. Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsren Schuldigern.

Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Segen.

Schlußvers:

Dulden wir gleich manche Plage,
Der Allweise wägt sie ab;
Er durchschauet unsre Tage
Von der Wiege bis zum Grab.
Was jetzt uns betrübet, wird einst uns entzücken,
O selige Hoffnung, wie kannst du erquicken!
Nun ängsten die künftigen Tage uns nicht;
Der Ewige spricht, und das Dunkel wird licht.

12.

Die Braut von Messina.

Gottesdienst am Palmsonntage.

Gemeindelied. Schlußvers.
(„Dein König kommt.“)
Und wo du kommest hergezogen,
Da ebnen sich des Meeres Wogen,
Es schweigt der Sturm, von dir bedroht.
Du kommst, auf den empörten Triften
Des Lebens neuen Bund zu stiften,
Und schlägst in Fessel Sünd' und Tod.

Altargebet:

Hosianna! Gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!

Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen; lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat. Der dir alle deine Sünde vergibt und heilet alle deine Gebrechen; der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit; der deinen Mund fröhlich macht, und du wieder jung wirst wie ein Adler. Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt.

Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist. Verwirf mich nicht von deinem Angesicht und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir. Tue mir auf deine Tore, daß ich in dein Heiligtum eingehe und dir danke, o Herr, mein Gott. Deine Gnade währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, so dich fürchten und gedenken an deine Gebote, daß sie darnach tun. Amen.

Vorlesung am Altare:

Also spricht aus des Dichters großer Schöpfung der Herr unser Gott und seine ernste Wahrheit:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld.

Leicht verschwindet der Taten Spur
Von der sonnenbeleuchteten Erde,
Wie aus dem Antlitz die leichte Gebärde —
Aber nichts ist verloren und verschwunden,
Was die geheimnisvoll waltenden Stunden
In den dunkel schaffenden Schoß aufnahmen —
Die Zeit ist eine blühende Flur,
Ein großes Lebendiges ist die Natur,
Und alles ist Frucht und alles ist Samen.
Wehe, wehe — — wehe,
Der sich gesät die tödliche Saat!
Ein andres Antlitz, eh' sie geschehen,
Ein anderes zeigt die vollbrachte Tat.
Mutvoll blickt sie und kühn dir entgegen,
Wenn der Rache Gefühle den Busen bewegen;
Aber ist sie geschehn und begangen,
Blickt sie dich an mit erbleichenden Wangen.

Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte.

Derselbe Gott redet zu uns aus der heiligen Schrift in den Worten des Apostels:

(Gal. 6, 7—8, Röm. 6, 11—14. 20—23)

Was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten. Wer aber auf den Geist säet, der wird von dem Geist das ewige Leben ernten.

Haltet euch dafür, daß ihr der Sünde gestorben seid, und lebet Gott in Christo Jesu, unserm Herrn. So laßt nun die Sünde nicht herrschen in eurem sterblichen Leibe, ihr Gehorsam zu leisten in seinen Lüsten. Auch begebet nicht der Sünde eure Glieder zu Waffen der Ungerechtigkeit; sondern begebet euch selbst Gott, als die da aus den Toten lebendig sind, und eure Glieder Gott zu Waffen der Gerechtigkeit. Denn die Sünde wird nicht herrschen können über euch; sintemal ihr nicht unter dem Gesetz seid, sondern unter der Gnade.

Da ihr der Sünde Knechte waret, da waret ihr frei von der Gerechtigkeit. Was hattet ihr nun zu der Zeit für Frucht? Welcher ihr euch jetzt schämet; denn das Ende derselbigen ist der

Tod. Nun ihr aber seid von der Sünde frei und Gottes Knechte geworden, habt ihr eure Frucht, daß ihr heilig werdet, das Ende aber das ewige Leben.

Denn der Tod ist der Sünde Sold; aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu, unserm Herrn. Halleluja!

Zwischenvers:

Laß mir die Feier deiner Leiden,
Erhabner Mittler, heilig sein!
Sie lehre mich die Sünde meiden
Und dir mein ganzes Leben weihn.
Ich seh' auf dich, der so entschlossen
Für mich die Last des Kreuzes trug,
Der mir zum Heil sein Blut vergossen,
Deß Herz noch sterbend für mich schlug.

---

1. Joh. 5, 4—5:

Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt; und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Wer ist aber, der die Welt überwindet, ohne der da glaubet, daß Jesus Gottes Sohn ist?

Liebe Gemeinde! Bei einer Sonnenfinsternis breitet sich eine elegisch trübe Färbung über die Welt. Alles, auch das Schönste, bekommt ein düsteres Aussehen. Das Ragende in unserer Umgebung nimmt drohende Gestalt an. Wohin das Auge blickt, nur Enge und Druck, ein Ersterben des Lebens, ein Welken und Versiegen, und die Schauer der Natur stimmen unser ganzes Wesen nieder. Das ist nun auch der Eindruck in Schillers schauerlich schönem Drama „Die Braut von Messina". In eine düster beängstigende Welt treten wir hier ein, in die

Sonnenfinsternis der Schuld.

1.

Die meisten von euch kennen die „Braut von Messina", wenn auch manche sie vielleicht erst in den Lesekreisen zur Vorbereitung auf unsere Schillerpredigten kennen gelernt haben werden. Viele auch haben kürzlich der Aufführung dieses Dramas beigewohnt.

Der letzte Ton war verklungen, das wie aus erderhabener Höhe kommende Wort des Chors: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld". Vor deiner erzitternden Seele senkte sich der Vorhang nieder, still und ernst, als wäre es Weltabschluß. Da war dir jedes Zeichen des Beifalls wie eine Störung. Schnell eiltest du hinaus, um die Eindrücke des Furchtbargroßen zu sammeln und das dunkel Gefühlte in dir zum Ausdruck zu bringen, daß es nicht wieder verwischt, ein Stück deiner selbst, bleibender Lebensgewinn dir werden möchte.

Das nun ist der Zweck dieser Predigt. Dazu soll überhaupt diese ganze Reihe dienen. Es sind keine Vorträge, die erschöpfend die betreffende Dichtung umfassen, sie in ihrem Inhalt darstellen und in ihren Gedanken und künstlerischen Beziehungen durch gelehrte Erörterungen erläutern wollen. Das wäre in so kurzer Rede gar nicht möglich, wäre auch ein Mißbrauch der Kirche und ihrer Gottesdienste. Was ich hier geben will, sind vielmehr Antworten auf die Frage: Was ist die Seelenprägung, die Lebensstimmung, die Persönlichkeitsförderung, die des Dichters Geist nach dem Willen Gottes, der ihn gesandt hat, in uns erwirken soll? In diesen Schillerpredigten handelt es sich um Seelsorge, aber Seelsorge in dem großen Sinne des Wortes, wie sie einer gebildeten und vorwärtsstrebenden evangelischen Gemeinde der Gegenwart entspricht.

Nehmen wir nun an, heute in frühester Morgenstunde hätte das Theater uns schon seine Pforten aufgetan. Unter der Empfindung, daß von der Bühne kein anderer als Gott selbst gewaltig groß zu uns gesprochen habe, hätten wir uns, unmittelbar von dem Drama herkommend, hier im Heiligtum vor seinem Angesicht versammelt. Meine Freunde! Das erste, was wir uns da sagen würden, wäre ja wohl das: Das Stück, das wir eben gesehen haben, paßt so recht zum Palmsonntag

Wie dort in die Hallen des Königspalastes von Messina, wo der alte Fürst geherrscht hatte mit harter, Leben und Freude niederhaltender Gewalt, und wo Haß und Zorn und der Fanatismus der Leidenschaft heimisch gewesen waren, nun die Hoff=

nung einzieht, die Verheißung eines jungen, warmen Lebensgeistes, — das erinnert ganz an Jesu Einzug in Jerusalem, in die düstere Stadt der Priester und der Pharisäer. Gelobt sei, der da kommt! — so grüßen Jesus die grünen Palmen und die jubelnden Herzen — er kommt im Namen des Herrn, denn mit ihm kommt der Friede, kommt die Liebe, kommt das Heil. Auch hier im Stück ein nach Frieden ausschauendes Volk, ein nach Heil und Liebe sich sehnendes Mutterherz.

Donna Isabella ist noch nie glücklich gewesen. Ein finsterer, rauher Gebieter hatte sie einst als seine Gattin an sich gerissen, Liebe und Herz ihr aber nie erzeigt. Auch um ihr Mutterglück hatte er sie betrogen. Als sie einer Tochter das Leben schenkte, hat er unter dem Eindruck eines bösen Traumes diese töten wollen. Die Mutter mußte, den Mann hintergehend, ihr Kind in ein Kloster flüchten, wo Beatrice, aller Welt und sich selbst unbekannt, ihre Jugend verbrachte. Noch nie hat der Mutter Auge die bereits blühende Jungfrau geschaut. Und ihre beiden Söhne, die sie innig liebte, und von denen jeder, Cesar wie Manuel, mit gleicher Herzlichkeit an der Mutter hing, waren doch von klein auf in rasender Bruderfehde entzweit, die mit zunehmendem Alter immer heftiger und unversöhnlicher geworden ist, so daß Isabella nach des Fürsten notwendiger Anordnung sie nie zusammen vor sich sehen durfte.

Doch nun ist der Fürst gestorben. Eine große Wendung der Dinge bahnt sich an. Der brausende Jubel draußen vor dem Palast meldet das Nahen der nun Herrscher gewordenen Brüder. Sie ziehen ein in die Stadt, in das Schloß der Väter, sie sollen jetzt treten vor der Mutter Auge, und das Mutterherz hofft, den blutigen und so unvernünftigen und grundlosen Zwiespalt schlichten zu können. Das gelingt ihr denn auch wirklich. Und in dem Glück ihrer erleichterten Seelen gehen der Jünglinge Herzen auf. Sie erzählen der Mutter von der Geliebten, die jeder sich erkoren hat, heute noch will Manuel wie Cesar um die Seine werben, und ihre jungen Gattinnen sollen in wenigen Stunden vor dem Angesicht der glückseligen Mutter stehen. Die aber krönt das Glück des Tages durch die Mit-

teilung, daß sie noch eine Schwester besäßen. Schon ist der Bote unterwegs, Beatrice muß gleich ihren Einzug halten, — so „zieht die Freude ein durch alle Pforten!“ Doch

> Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
> Die der Mensch, der vergängliche, baut?

Aus dem Hosianna dort in Jerusalem wurde, wie wir ja wissen, so bald das Kreuzige, kreuzige ihn! Aus dem Jubel des Palmeneinzugs Jesu Verkennung, Verwerfung, Verurteilung und der Todesschauer seiner Leidensgeschichte. Und diese Palmsonntagswendung auch in dem Schillerschen Drama. Alles ist noch voll Jubel — aber schon „schreitet das Unglück, vom Jammer gefolget“, lauernd heran, und was so groß und schön und glanzvoll begonnen, bald wird es enden in Blut und Mord, in Tod und Verzweiflung, im Zusammenbruch aller Freuden und Hoffnungen, in der Vernichtung des ganzen Fürstengeschlechts.

Doch welcher Unterschied hier und dort! Bekanntlich hat die fromme Sage die Trauer der Menschheit über Jesu unschuldigen Tod durch eine Verfinsterung zum Ausdruck gebracht, die über das Kreuz von Golgatha ihre dunkelschattenden Flügel breitete: die Sonne verlor ihren Schein. Aber auf der Passionsstraße Jesu lag keine Sonnenfinsternis; sein Leidensweg ging dahin unter dem Sonnenschein großer Gedanken, hoher Empfindungen und in dem Herzensglanze seiner Treue, seines Glaubensmutes, seines kindlichen Gottvertrauens. Hell umstrahlt ihn sein „Vater, dein Wille geschehe“, und die Geschichte seiner Schmerzen ist uns eine Lichtquelle geworden.

Hier dagegen erbebt unsere Seele im Anblick dieser Muttergestalt. Von dem Augenblick an, wo die Heimsuchung ihr naht, und je mehr ihr schweres Geschick sich entfaltet, nichts wie furchtbare Anklage der Gottheit, bitterer Hohn über die Vorsehung und ihr gräßlicher Fluch. Von ihrem verfinsterten Gemüt geht eine Verfinsterung aus, die sich beunruhigend unserer Seelen bemächtigt.

Grollende Auflehnung wider die himmlischen Mächte, ein Schmerz in Titanenwut, — so sehen wir sie vor uns, diese Frau, die doch ein so religiöses Wesen zur Schau getragen hat.

Aber was war ihre Religion? Sie ist die durch ihre Stellung, mehr aber noch durch ihre Charakterstärke und sittliche Würde, durch ihre hoheitsvolle, edle Erscheinung machtvoll imponierende Gebieterin, der alles im Volke, obschon widerwillig, sich beugt. Auch ihre Söhne, die Fürsten, lassen sich in ihren Empfindungen und Entschlüssen von ihr lenken. Sie herrscht. Da will sie auch herrschen über die Gottheit. Sie vermag ringsum ihren Willen geltend zu machen. Da will sie auch die überirdischen Gewalten in ihre Menschenhände bekommen. Durch gebietende Kraft geht das nicht, darum schlägt sie den Weg der dienenden Ergebung ein.

Das war ihre Religion gewesen, der Eigenwille, der in seiner Frömmigkeit sich selbst durchsetzen will, ein Versuch, die Allmacht zu erkaufen und sie dienend in ihren Dienst zu zwingen. Dazu hat sie geopfert, dazu gebetet, dafür ist sie in den Tempel gegangen. Und nun bricht dennoch das Unglück über sie herein, und so furchtbar, alles fromme Mühen war umsonst gewesen, der Höchste hat es gewagt, ihr, der alles sich fügt, zu trotzen — da bäumt sie sich zornig wider ihn auf, und in diesem Bruch mit der Gottheit zerfleischt sie ihre Seele.

Das ist die Sonnenfinsternis auf der Leidensstraße! O wie glücklich können und wollen wir sein, daß, wenn das Leben uns große Schmerzen bringt und schwere Opfer abverlangt, wir nicht innerlich zusammenzubrechen brauchen wie diese arme Frau, die in einer religiös unreinen Atmosphäre aufgewachsen ist, in diesem wunderlichen Gemisch von christlich-katholischen Glaubensformen, heidnischem Glaubenssinn und mohammedanischen Glaubensvorstellungen, wie es der Dichter für das damalige Messina voraussetzt.

Leider aber rollt ja das Leben in unsrer eigenen Umgebung manchmal ähnliche Bilder auf von murrender und sich empörender Absage von Gott bei solchen, die, wie sie sagen, einmal „sehr religiös" gewesen sind. Ihr Glaube ist nie echt gewesen, es war in dieser oder jener Gestalt die armselige Isabellafrömmigkeit, die nie einen richtigen Begriff vom Göttlichen und darum auch nie eine wahrhaft christliche Herzensstellung zu diesem ge-

funden hat. Und das ist unter uns um so bedauernswerter, da hier jeden das helle Licht der evangelischen Wahrheit umleuchtet. Es zeugt das denn doch bei uns und unter unseren Umständen von einer erschrecklichen Oberflächlichkeit des Gemütslebens.

Wohl dem, der dieses Licht des Evangeliums verständnisvoll und in treuem, ehrlichem Durchleben seiner Religion in sich aufnimmt und der dann auch in seines Glaubens Kraft und Ergebung die Fähigkeit hat, Gottes Gnade selbst im Leid zu verspüren und aus seinem Schmerze sich zu erheben in unverwüstlicher Adlerjugend, daß er — ich erinnere noch einmal an die vorige Predigt — über der Via mala schweben kann in der ruhigen Lätarestimmung des wahren Christen, der die Welt überwunden hat. Lobe den Herrn, o Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat, wenn du das kannst!

2.

Aber das Drama muß uns zu noch tieferem und vollerem Danke stimmen. Was die Sonnenfinsternis darin so besonders düster und beunruhigend macht, ist, daß das Leid, das da in den Königspalast einzieht und Isabellas Herz zu so frevelhafter Auflehnung bringt, nicht wie ein von fern heranziehendes Gewitter über das Haus hereinbricht. Die Ursachen ihres Verhängnisses liegen in diesen Menschen selbst, zunächst in den Söhnen, bei tieferem Einblick auch in der Mutter, ihren Versäumnissen und Verfehlungen: aus eigener Schuld hat sich das nun furchtbar sich entladende Unglück zusammengeballt.

Manuel und Cesar liebten beide eine ihrem Namen und Ursprung nach ihnen Unbekannte, und beide, ohne es zu wissen, dieselbe. — Beider Liebe ist schuldig in verschiedener Art. Manuel besitzt das Herz des Mädchens, er hat sie, frevelnd an der Hut des Klosters und an denen, die sie dort geborgen haben, an sich gerissen; Cesar will auch ohne Gegenliebe über sie gebieten, gewalttätig in seiner Leidenschaft, wie einst der Vater. Nun findet er sie in des älteren Bruders Armen, das wilde Blut in seiner ungeläuterten und unerzogenen Natur

schäumt auf, in rasender Wut sticht er den nieder, mit dem er sich eben versöhnt hatte. Cesar hat den Bruder gemordet und — wie er nun bald erfahren soll — dies um der Schwester willen! Er hat mit dieser Untat der Mutter Herz zerrissen, Beatricens Dasein verwüstet! In diesem Bewußtsein glaubt er das Leben nicht länger ertragen zu können, in entsetzlicher Seelenzerrüttung bricht er zusammen.

Meine Freunde! Angesichts dieses Schauerbildes rufen wir wohl aus: Was ist alles Leid der Erde, und wäre es auch noch so groß, und hätten wir kaum einen Namen dafür, — was ist es gegen solche Schuld! Würde mein Leben sich noch so sehr verfinstern, Gott sei es gedankt, wenn ich mir nur sagen dürfte, daß ich, was ich da dulde, nicht selbst verursacht habe; aber sein eigenes Leben zerstören, das ganze Glück der Familie vernichten, und das alles sich selbst, seiner Sünde, seinem ungezähmten Naturtriebe als Schuld zuschreiben müssen — furchtbarer Gedanke!

Wie furchtbar das ist und andrerseits, wie **beglückend** es ist, im größten Unglück sich doch frei zu fühlen in seinem Gewissen, diese Empfindung kann ein Prediger, und wenn er mit Engelzungen redete, in seinen Zuhörern nicht in **dem** Grade wecken, wie es dem Dichter gegeben ist in seinen grausig lebendigen Gestalten, in seinen alles in uns erschütternden Szenen, die selbst den empfindungslosesten Sinn aus seinem Seelenbanne aufrütteln müssen und ihn mit sich reißen wie zum Schauen und schrecklichen Erleben des Höllenfeuers der Schuld, so zum Fühlen und beseligenden Erfahren all der Himmelswonne der Schuldlosigkeit. Das kann der Prediger nicht, und das kann auch die Bibel nicht. Ich wüßte keine Stelle in der Bibel, die imstande wäre, davon einen so **lebendigen**, alles **bezwingenden** Eindruck zu schaffen, wie Schillers gewaltiges Drama.

Darum muß des Dichters donnergewaltiges Gotteswort in die Kirche einziehen; solch eine wahrhaft auch vom heiligen Geiste eingegebene Schöpfung wie diese Schillersche und die anderer, auch moderner Dichter, muß der Hintergrund unserer

Predigt werden. Gott will es! Der Gott, der da fordert, daß wir laut und bis in das innerste Mark eingreifend unserer Zeit seine göttliche Wahrheit verkünden.

Wie oft schon habe ich im Laufe dieser Wochen es empfunden, — ich denke an die Predigt über „Die Jungfrau von Orleans" und auch andere — daß über gewisse Bibelworte und über manches, was der Gegenwart Leben und Erkenntnis werden muß, nie mit der klärenden, überzeugenden und die Wahrheit gleich in schaubares Leben umsetzenden Kraft gesprochen werden kann, wie es auf Grund einer solchen Dichtung möglich ist. Da reden nicht bloß die ausgesprochenen Gedanken, da reden im Zuhörer aus seiner Kenntnis des Dichterwerkes wortlose Stimmen mit, und in des Predigers Wort dringt, dieses wunderbar verstärkend, der Geist des Mannes, den der Höchste seinem deutschen Volke zum Prediger, Propheten und Apostel geweiht hat, auch ohne biblischen Namen und auch ohne Talar.

Nur einen wüßte ich, der einen noch lebendigeren und noch unmittelbareren Eindruck von dem Entsetzlichen der Schuld dir zu geben vermag, das bist du selbst, wenn du zum Dichter wirst. Und zum Dichter werden wir alle im Traum der Nacht. Siehe, da kommt es über uns und schafft aus oft so unbekannten Ursachen in uns furchtbare Gestalten, die uns verdammen, uns hetzen und quälen. Unsere Seele erzittert, unser ganzes Leben schreit auf in der entsetzlichsten Pein: die Phantasie hat uns in schwere Verschuldung hineingetrieben; ein Verbrechen, das wir bei uns nie für möglich gehalten hätten, hat sie uns aufgeladen. Der Angstschweiß rinnt dir über die Stirn, — da wachst du auf, und die Sonne scheint hell in dein Zimmer, und das junge Leben der Welt, wie sie wirklich ist, spricht dir beruhigend zu: Es ist alles nicht wahr! Wer das schon einmal recht durchgemacht hat, der weiß, daß er da mit einer Inbrunst, wie vielleicht nie in der Kirche, dem Himmel gedankt hat: Lobe den Herrn, meine Seele, der dein Leben vor solchem Verderben bewahrt hat!

Aber können und dürfen wir uns denn so zuversichtlicher Freude hingeben? Beschleicht in der Sonnenfinsternisstimmung

dieses Dramas uns nicht etwas wie ein Gefühl von der Schuld als einem unentrinnbaren Verhängnis mancher Menschenkinder? Wie, wenn auch du einmal, jetzt noch schuldlos dahinlebend, in derselben oder in anderer Weise dich schwer vergehen solltest, vielleicht es müßtest. Wenn es im Rat der Vorsehung beschlossen wäre, daß das Böse wie ein Gießbach, allen moralischen Widerstand in dir niederbrechend, auf dein Leben einstürzen sollte, und eine Stunde käme, wo du vor einem Ungeheuerlichen ständest und müßtest es dir mit Schrecken und Verzweiflung sagen: Das ist nun dein Werk!?

Sämtliche Personen in dem Schillerschen Drama sind schuldverstrickt; aber über ihre Schuld hin klingt aus des Chores Mund die schauerliche Deutung: wohl haben sie es getan, aber sie taten es, ohne eigentlich zu wissen warum, — sie mußten es tun, wie getrieben von einer höheren Macht, — sie mußten sündigen und damit das Unheil und ihres Hauses Untergang auf sich herabziehen. Es ist das die griechische, antike Schicksalsidee, wonach auf einem Hause ein Fluch liegt, und dieser Fluch wird an dem einzelnen zu einer mit zwingender Notwendigkeit ihn schuldig machenden Gewalt.

Schwerlich würde nun aber Schiller aus dieser Anschauung der alten Tragiker heraus seine „Braut von Messina“ gedichtet haben, wenn nicht nach seiner Meinung darin denn doch eine gewisse Wahrheit wäre, die mit dem alten heidnischen Weltbilde nicht ohne weiteres als abgetan betrachtet werden kann. Haben nicht auch auf christlichem Boden selbst reformatorische Männer von großer Bedeutung und tiefer Frömmigkeit die Lehre vertreten von der Vorherbestimmung zur Schuld: daß es über manchen verhängt sei, wie er sich auch dagegen wehre, in Sünde und Tod zu versinken? Und weisen nicht in der Gegenwart Dichter und Denker immer wieder so energisch darauf hin, daß vieles, was wir einem Menschen als Schuld anrechnen, einfach das Resultat ist von Notwendigkeiten, die sich zusammengebraut haben aus angeborenen Trieben und Temperamenten in Berührung mit diesen oder jenen Verhältnissen, an denen sie sich

entwickeln, entladen und das Verderben herbeiführen mußten? Das ist die moderne Fassung der Prädestination.

Beruft man sich nun wider die Schreckgestalt, die uns aus Schillers düsterer Tragödie drohend, beängstigend anstarrt, auf die heilige Schrift, auf unser heutiges Textwort von der siegesstarken Weltüberwindung des aus Gott geborenen Glaubens, wie darin und auch in dem am Altar Gehörten so bestimmt die Freiheit des Willens betont werde, daß des Menschen Geschick von seinen Entschließungen abhänge, über die er durchaus Herr sei, — so wird Schiller uns antworten: Ist das nicht auch ganz meine Lebensanschauung? Habe ich nicht das so oft und mit aller Überzeugung in meinen Dichtungen ausgesprochen? Und dennoch — wird er sagen — dennoch, blick nur einmal tiefer in die Bibel hinein: dieselbe Bibel lehrt in zahlreichen Worten, auch in den heutigen Altarworten, des Menschen gefesseltes Wesen, seine Unfreiheit und knechtische Gebundenheit, sein Gezwungensein zu Sünde und Schuld, daß mancher darin willenlos sich immer weiter verstricken und in ihr untergehen muß.

3.

M a n c h e r Mensch m u ß sündigen! tönt es also aus dem Drama. Welcher Mensch? Den eine willkürliche göttliche Vorherbestimmung oder — wie die Alten es sich dachten — ein Fluch über seinem Hause dazu verdammt hat? Ist Sünde und Schuld wirklich etwas, was über einen jeden Menschen, ganz unabhängig davon, wer es sei und wie er sei, hereinbrechen kann? Auch über einen Christus? Wäre es denkbar, daß ein solcher Menschensinn in schwere sittliche oder religiöse Verschuldung versinken könnte, — weil es nun mal so sein soll? Siehe, er steht in den Versuchungen der Wüste. Die alte Messiasidee mit ihrem gottwidrigen Begehren stürmt auf ihn ein. Sie will in ihm ersticken das Evangelium der Herzenserlösung und der Lebensvergeistigung, der Liebe und der kindlichen Gottergebung, daß er sein Volk darum betrüge und als Fanatiker es hineinreiße in die Lehren und Taten seines Wahnwitzes. Hätte ein Jesus dahin kommen können?

Nimmermehr! Nie und nimmer! Das war völlig ausgeschlossen, weil seine Seele zu tief und wahr in Gott und aus Gott lebte. Und was so „von Gott geboren ist," in seinem innersten Sein aus Gottes Wahrheit bestimmt wird, das kann zwar versucht werden, ja versucht, daß der Schweiß aufs Angesicht tritt, es kann die schlimmsten Anfechtungen durchmachen müssen, — aber es wird und muß schließlich siegen. Wer unter der Gnade steht, das heißt jedoch nicht: wen göttliche Willkür unter ihre Hut genommen, sondern wer in freier Lebenshingabe sich unter das Walten des heiligen Liebesgeistes Gottes gestellt hat, über den kann die Sünde nicht herrschend entscheiden.

Und Schiller, der Mann vieler Leiden und Krankheit und mancher bitteren Erfahrung, hätte er darin ein verbitterter, kalter, ein am Leben verzweifelnder und wider sein Geschick sich auflehnender, ein in seinem Streben mutlos erlahmender Mensch werden können? Das wäre bei ihm ganz und gar unmöglich gewesen. Er konnte Momente niedergedrückter und dann auch wohl einmal hart urteilender Seelenempfindung haben, — aber er mußte sich daraus wieder aufrichten. Hätte ein Schiller ein Verbrecher werden können? Ein mit Gott und dem Guten zerfallener Geist? Er konnte vielfach irren, manches Verkehrte tun — aber schlecht werden konnte er auf keinen Fall.

Und warum nicht? Er sagt es selbst. Wie wohl ein großer Meister manchmal in einer Nebenfigur seines Gemäldes sein eigenes Porträt zeichnet, so hat auch der Dichter in einer abseits stehenden Gestalt sein eigenes Seelenbild verewigt. Über Messinas Straßen und Häuser ragt der Ätna.

> Einsiedelnd auf des Ätna Höhen haust
> Ein frommer Klausner, von Uralters her
> Der Greis genannt des Berges, welcher näher
> Dem Himmel wohnend, als der andern Menschen
> Tief wandelndes Geschlecht, den ird'schen Sinn
> In leichter, reiner Ätherluft geläutert,
> Und von dem Berg der aufgewälzten Jahre
> Hinabsieht in das aufgelöste Spiel
> Des unverständlich krummgewundnen Lebens.

Durch die Züge dieses Alten blickt uns der zwar nicht alte, aber unter den Kämpfen des Lebens gereifte und in seinem

dichterisch-prophetischen Schauen erfahrungsreiche Schiller an: nahe dem Himmel wohnend und da oben auf des Lebens Höhen, wo die Freiheit ist, geläutert in leichter, reiner Ätherluft. In diese Ätherlüfte, die sein Wesen erlöst und vergeistigt haben, haben ihn nicht seine großen, geistreichen Gedanken, nicht seine schönen, dichterischen Einfälle versetzt, sondern seine tiefe Seelenliebe zum Guten und Wahren, sein Zug und Drang zum Göttlichen, Ewigen, Heiligen — sein heiliger deutscher Idealismus. Durch den atmete des Dichters ganzes Wesen in reineren Sphären, und aus diesen strömte es dem innersten Kern seiner Persönlichkeit immer wieder zu in göttlich heiliger und heiligender Kraft. So war sein Sinn „aus Gott geboren". So stand er, wie der Christi, im Sonnenglanze der Gnade. Und die in solchem Sonnenschein stehen, können nicht fallen oder, wenn sie in menschlicher Schwachheit und in Augenblicken aussetzender Geistes- und Gewissenspulse auch einmal straucheln, so werden sie durch die Kraft des aus Gottes Gnade beständig ihnen zuwachsenden Lebens doch bald wieder auf den Füßen stehen und dem Ziele ihrer seligen Vollendung entgegengehen.

Und nun die Menschen, über denen das Muß zu Sünde und Schuld drohend schwebt — es sind die Seelen, die in Sonnenfinsternis aufgewachsen sind. Die beiden Jünglinge unseres Dramas haben gewiß „eine sehr gute Erziehung" gehabt. Sie sind reich gebildet, eine große Welt, viele Gedanken und künstlerischer Sinn, lebt in ihrer Brust. Sie sind auch keine leichtsinnigen und unlauteren Herzen. Sie können schwärmen, für das Schöne sich begeistern. Aber was fehlt dem Cesar, was dem Manuel, was der Mutter, was überhaupt dieser ganzen Familie? Der freie Sonnenblick der Seele, das Wohnen in den leichten Lüften, das Sicheintauchen in das ewige Licht, damit es klar im Innern werde, und die Persönlichkeit sich aufhelle zu geläuterter Lebenskraft, zu festem Gewissenshalt, zu lichtem Herzensreichtum. Obwohl sie auf den Höhen der Menschheit stehen, gehören sie nach ihrem inneren Wert und Leben zu dem „tiefwandelnden Geschlecht".

Manuel und Cesar haben in ihrem Elternhause nie etwas

von religiöser Erziehung erhalten. Zwar scheinbar von Religion sehr viel, eine Menge kirchlicher Gebräuche ist ihnen beigebracht, eine Überfülle unklar sich widersprechender religiöser Anschauungen haben sie sich angeeignet. Aber die echte Frömmigkeit mit ihrem Sehnen nach dem lebendigen Gott und nach tiefinnerlicher Verbindung mit ihm; das feste Vertrauen auf seine Liebe und Weisheit, die demütige Hingebung an seine Führung, den ernstgewillten Gehorsam gegen seinen göttlichen Willen, — dieses Christentum des Herzens und der Wahrheit kannte man im Königspalaste von Messina nicht. Das konnte weder der Vater, noch die Mutter den Kindern geben.

In des Fürsten und der Fürstin Herz war kein Licht des Evangeliums, nichts von Schillers Glaubensidealismus, und darum auch kein Leben: kein idealer Hochsinn, obschon ihre Erscheinung, jedenfalls die der Frau, makellos und von imponierender Würde war, und kein echter Liebessinn, wieviel Liebe auch das Mutterherz bewegt. Diese Menschen sind alle eiskalte Vertreter der Herrenmoral, selbstsüchtig bis in den Grund hinein, nur aufs Herrschenwollen gerichtet und gewohnt, ihren Fuß auf der Menschen Nacken zu setzen. Ihren Willen zu haben, ihre eigenen Zwecke durchzusetzen, das ist all ihres Denkens und Strebens Ziel. Natürlich fehlt ihnen da auch jedes Vertrauen zu den Menschen und jedes Bedürfnis nach dem Glück, geliebt zu werden.

Allerdings nach den Herzen der Kinder verlangt eine Donna Isabella, der an der Liebe ihrer Untertanen nichts liegt. Aber hat sie ihnen wirklich je ihr Herz zugewandt? Hat sie ihre Söhne je mit Liebe umfangen, mit der heiligen Christusliebe des tiefen Mutterherzens, die sich ihnen hingeben, ihr Bestes, Heiligstes in die jungen Seelen hineinlieben möchte zu ihrer Veredlung und die nur das Eine sucht, der Kinder Glück und wahre Lebensbefriedigung und das damit, daß sie rechte Gottesmenschen werden? Cesar und Manuel machen den Eindruck reicher Naturen, an die aber nie eine bildende Hand gelegt ist, weder in der Zucht, noch in der entflammenden Kraft eines selber erzogenen und selber brennenden Elternherzens.

In ihrer bei aller sonstigen Aufgeklärtheit doch glaubensdunklen und bei allem Enthusiasmus doch kalten Jünglingsbrust wuchsen, in reichlicher Vererbung von den Vorfahren und den Eltern her, Naturtriebe auf von wilder, leidenschaftlicher Unbändigkeit.

Die Mutter hatte darüber immer nur Klagen und Trauer gehabt, läuterndes Leben ging offenbar von ihr nie aus, so sehr auch die Söhne sie verehrten. Sie war eben keine Sonne im Hause, und das war sie nicht, weil sie die Sonne des Lebens nicht kannte. Und der Vater, der so finstere Mann, versuchte nie, die unheimliche Quelle des zornesmutigen und haßwütigen Sinnes zu verstopfen, weil er dem Strom des Bösen, so oft er zum Ausbruch kam, mit seinem gewaltigen Machtgebot wehren konnte, womit aber nichts gebessert war. So haben die Söhne überhaupt keine Erziehung gehabt. So viel auch für sie getan wurde, sind sie doch verwahrlost worden und, größer geworden, verwahrlosten sie selbst sich natürlich immer weiter, aller heiligen Willenszucht unkundig. Das ist der Fluch einer glaubenslosen und liebeleeren „Erziehung", die doch nur besteht aus äußerem Schliff und geistiger Bereicherung — ein Säen aufs Fleisch, wo dann wie mit Naturnotwendigkeit aus dem Fleisch einmal das Schuldigwerden und Verderben erwächst.

Freilich ist das Schuldigwerdenmüssen der so unter Sonnenfinsternis verkümmerten Jugend doch auch kein unabänderliches Muß. Diese moderne Auffassung von der unbedingt zwingenden Bestimmtheit durch Natur und Temperament ist weder nach Schillers, noch nach des Evangeliums Sinn. Auch in solches Leben dringen mannigfache Christusstrahlen der Erlösung, an denen der Wille sich aufrichten kann wie eine erfrorene Pflanze. Diesen Glauben an Gnade und Freiheit wollen wir doch ja hochhalten! Auf keinen Fall von der Weisheit des Tages ihn uns ausreden lassen! Das wäre denn doch naturalistische, durchaus unchristliche Denkart.

Aber allerdings wie schwer, wie schwer und wie selten ist es, daß ein von dem Erbe vielleicht langer entgeistigter Generationen Bedrückter — wie diese beiden Jünglinge — und

ein wie sie in der Jugend Versäumter sich dann doch noch emporreißt! Des Lebens betrübende Erfahrung zeigt, daß die Masse solcher Existenzen doch versinkt. Der Fluch der Vergangenheit reißt sie dahin, und sie werden zu einem die Natur ihrer Nachkommenschaft ihrerseits immer mehr gefährdenden Fluch. Und wenn sie vielleicht selbst noch nicht in schwere Schuld verfallen, — aus ihrem Samen erwächst den späteren Geschlechtern die Tragödie!

O Christenherz, fühle deine Verantwortlichkeit an Kind und Kindeskindern! Sorge, daß dein Haus im Sonnenschein Christi stehe, auf heiliger Höhe idealen Lebens, und daß sie reine Ätherluft atmen dürfen! Laß ihre Erziehung, eine so fromme wie freie evangelische Erziehung, deine größte Lebensaufgabe sein, ihr Mütter alle, aber auch ihr Väter! Laßt euch von eurem Erdenberufe nicht so hinnehmen, daß ihr dafür keine Zeit und keinen Sinn behieltet! Hast du das aber getan nach bestem Gewissen und in aller Liebe auf den Geist gesäet, dann sei unbesorgt. Sie sind dann die Kinder des Geistes und des Lebens: sie werden ihren Weg finden, sie werden sich behaupten in der Welt, und wenn ihnen dann die große Versuchung naht, werden sie stehen geadelt, gefestigt, und werden siegen als die aus Gott Geborenen. Fürchte dich nicht! Lobe den Herrn und vertraue auf ihn!

4.

Liebe Gemeinde! Diesen Geist der aus Gott geborenen Weltüberwindung hat nun aber nach dem Johannesworte unseres heutigen Textes doch nur, wer „da glaubet, daß Jesus Gottes Sohn ist". Es könnte denn wohl angezweifelt werden, ob die zwar reinen, aber von solchem Glaubensbekenntnis nicht durchhallten Ätherlüfte des Schillerschen Idealismus wirklich imstande seien, die menschliche Natur zu veredeln und sie in jenen Zustand sittlicher Kräftigkeit zu versetzen, wo sie Schuld und Fehl zu widerstehen vermag? Oder besser: da wir an diesem sittlich belebenden Einfluß Schillers doch nicht im geringsten zweifeln, so ist die Frage, ob man auf jenen Bergen der Freiheit, wo

man dem Himmel näher ist, und wohin nichts von dem Hauch der verunreinigenden Grüfte des Bösen und Unwahren steigt, nicht wohnen kann auch ohne solchen Glauben an Christus? Muß es denn immer und immer nur Christus sein, von dem alles Heil kommt?

Ich antworte: Ja, nur allein Christus! Aber wer will denn behaupten, daß Schiller keinen Christusglauben hatte? Er hatte ihn nicht in der Weise als das bewußte Zentrum seiner Gedanken, wie wir ihn euch predigen und ihn in euch zu gründen und zu festigen die heilige Pflicht haben. Ich habe aber in meiner Rede über „die Jungfrau von Orleans" gezeigt, daß das wesentlich die Schuld der damaligen Kirche war. Zugleich jedoch habe ich in jener Predigt den Nachweis dafür gegeben, daß der Gedanke an Jesus den Dichter trotzdem immer wieder und sehr angelegentlich beschäftigt hat. Des Heilands Gestalt schreitet hoch aufgerichtet durch Schillers Dichterwelt in der Gestalt der Johanna.

Heute möchte ich nun in dieser Richtung noch etwas nachholen, das Wort aus dem philosophischen Briefwechsel „Julius an Raphael", das, wo von Schillers Verhältnis zu Jesus die Rede ist, unbedingt nicht fehlen darf. Der Dichter schreibt:

„Denke dir eine Wahrheit, die dem ganzen Menschengeschlecht auf entfernte Jahrhunderte wohltut — setze hinzu, diese Wahrheit verdammt ihren Bekenner zum Tode, diese Wahrheit kann nur erwiesen werden, nur geglaubt werden, wenn er stirbt. Denke dir dann den Mann mit dem hellen, umfassenden Sonnenblick des Genies, mit der ganzen erhabenen Anlage zu der Liebe. Laß in seiner Seele das vollständige Ideal jener großen Wirkung emporsteigen — laß in dunkler Ahnung vorübergehen an ihm alle Glückliche, die er schaffen soll — laß die Gegenwart und die Zukunft zugleich in seinem Geiste sich zusammendrängen — —" In dieser Zeichnung tritt das Passionsbild Jesu aus seiner Seele heraus, und darauf dürfen wir auch das andere Wort beziehen: „Kann ein Mensch uns das Heilige repräsentieren, so hat er Majestät, und wenn auch unsere Kniee nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist

vor ihm niederfallen. Die schöne Seele kennt kein süßeres Glück, als das Heilige verwirklicht zu sehen und in der Sinnenwelt ihren unsterblichen Freund zu umarmen."

So drängt sich des Menschensohnes Bild immer wieder aus der Vergessenheit hervor. Nicht nur, daß Schiller den Geist Jesu Christi reich und voll in sich trug — was für uns selbstverständlich ist, und das ist denn doch das wertvollste Bekenntnis des Christusglaubens — auch der Persönlichkeit Christi, wie sehr sie ihm auch in seiner Jugend entstellt und verleidet war, muß ein Schiller immer wieder seine Seele zuwenden, wie der Mond sich zur Sonne wendet, daß sie ihn mit ihrem Glanz beleuchte. Und in der Tat, dieses Licht aus Christi Fülle scheint uns voll aus dem Dichter und seinen Dichtungen entgegen, auch aus dem heutigen, so düsteren Drama und seinem schauerlich gewaltigen: Mancher Mensch muß schuldig werden! Der Gedanke hat sich uns, wie ich hoffe, aufgehellt in evangelischer Klarheit zu einer zwar sehr ernsten, unser Verantwortlichkeitsgefühl anspornenden, aber nicht erschrecklichen und in Verzweiflung stürzenden Wahrheit.

Und nun laßt mich zum Schluß noch über die ganze Sonnenfinsternistrübe dieser Tragödie aus der Kraft unseres Christusglaubens ein „Es werde Licht!" rufen. Wie furchtbar ist das Ende des Stückes: diese entsetzliche Seelenqual Don Cesars, die ihm die Mordwaffe in die Hand drückt! Sein Platz, meint er, kann nicht mehr sein unter den Lebenden, und durch sein freiwilliges Sterben hofft er den Fluch seines Hauses zu versöhnen: „Der freie Tod nur bricht die Kette des Geschicks!"

Es wäre höchst verkehrt, daraus den Schluß zu ziehen, daß Schillers letzte große Weisheit in bezug auf Schuldversöhnung solch ein Selbstmord des Schuldigen wäre. Diese Tat ist ihm nur das naturnotwendige Ergebnis für einen Cesar nach dessen ganzer Lebensanschauung und dessen ganzem Charakterbilde, — Cesar aber ist kein Mensch des Schillerschen Geistes und kein Christ in des Meisters Sinn: für solchen gäbe es nach schwerem Fall eine ganz andere Aufgabe zu erfüllen und aus dem Elend der Schuld heraus einen ganz anderen Ausweg.

Was sagt doch Cesar? „Der freie Tod nur bricht die Kette des Geschicks." Da erhebt sich vor unserm Auge aus diesem Worte das Kreuz des Herrn, — sein freier Tod — das freiwillige Sühnopfer des Reinen und Schuldlosen, — wie das allerdings vermocht hat, den Bann der Sünde und der Schuld sühnend zu durchbrechen. Es erhebt sich vor uns dieses duldende Christusbild, nicht irgendwie umnebelt von der orthodoxen Sühnopferidee des Gott dargebrachten, ihn versöhnenden, seine Gerechtigkeit erfüllenden Blutes, — nein, nichts davon: sein Dulderbild, rein und klar und tief in der Macht seiner Herzen bezwingenden und in der Menschen Herzen die Sünde brechenden, aus Angst und Weh der Schuld den Menschen herausrettenden Heilandsliebe.

Zu diesem Bilde flüchte, wer mühselig und beladen ist. In diese Liebe versenke dich, Seele, die du unter Fesseln seufzest. In diesen Geist seines Todes rette dich hinein mit Lebenssehnsucht und wahrhaftiger Reue und dich selbst opfernder Willenstat — und du wirst fühlen, wie unter dieser Liebe Gewalt innere Ketten sich lösen, ein Fluch, der in dir wühlt und brennt, an zwingender Kraft immer mehr abnimmt, und leichtere Lüfte dich heben, dich tragen, — wie hier es sich wirklich erfüllt:

Und in dem Glanzesmeer, das mich umfängt,
Sind alle Wolken mir und finst're Falten
Des Lebens ausgeglättet und verschwunden.

Amen.

Vater Unser. Segen.

Schlußvers:

Nun so gib, daß meine Seele
Auch nach deinem Bild erwacht;
Du bist ja, den ich erwähle,
Mir zur Heiligung gemacht.
Was dienet zum göttlichen Wandel
und Leben,
Ist in dir, mein Heiland, mir alles
gegeben;
Entreiße mich aller vergänglichen Lust,
Dein Leben sei, Jesu, mir einzig bewußt.

13.

Maria Stuart.

Gottesdienst am Karfreitage.

Gemeindelied. Schlußvers:
(„Bei dir, Jesu")

Wo ist solch ein Herr zu finden,
Der, was Jesus tat, mir tut,
Mich erkauft von Tod und Sünden
Mit dem eignen teuren Blut?
Sollt' ich dem nicht angehören,
Der sein Leben für mich gab?
Sollt' ich ihm nicht Treue schwören,
Treue bis in Tod und Grab?

Altargebet:

Herr Gott, himmlischer Vater! Sei uns nahe mit deinem Geiste, die wir jetzt in stiller Andacht um das Kreuz deines lieben Sohnes versammelt sind, und laß uns die Betrachtung seines Todes zu einem Segen werden auf Zeit und Ewigkeit. Gib, daß sein Bild uns tief ins Innere dringe, damit wir ihn, der uns geliebt hat bis in den Tod, von ganzem Herzen wieder lieben und bereit seien, für ihn jedes Opfer zu bringen.

Wir nahen uns zu dir, Ewiger, mit dem Opfer, das allein dir wohlgefällig ist, mit einem demütigen Herzen, das da fühlt, daß es das nicht ist, was es unter dieser Liebe heiliger Zucht sein müßte. Wir bekennen vor dem allerforschenden Auge deiner Wahrheit in Aufrichtigkeit und mit gebeugtem Sinn, daß wir vielfach gefehlt haben. Wir haben unsere eigenen Wege gesucht und in Gedanken und Tat dann Freundschaft gehalten mit den Mächten, von denen unser Heiland uns losmachen wollte in seines Kreuzes Todesschweiß. Ach, wie so leicht ermattet der Kämpfer Mut, wie schnell läßt das Menschenauge sich blenden!

Aus der Tiefe rufen wir, Herr, zu dir. Herr, höre unsre Stimme. So du willst Sünde zurechnen, wer wird vor dir

bestehen? Vor dir ist keiner gerecht. Alles suche deine Barmherzigkeit. Vater, vergib uns unsere Schuld. Nimm dich unser in Gnaden an, belebe uns neu mit dem Anblick deiner Güte. Sprich auch heute zu uns dein aufrichtendes Wort und laß vom Kreuz des Reinen und Treuen die Strahlen deiner Gottesliebe in unsere Herzen fallen, daß wir, in unserer Treue gestärkt und erneuert in unserem Gemüte, mit Frieden einst können von hinnen fahren. Amen.

Schriftverlesung am Altare:
2. Kor. 5, 14—15. 17—21.

Die Liebe Christi dringet uns also; sintemal wir halten, daß, so einer für alle gestorben ist, so sind sie alle gestorben. Und er ist darum für alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist.

Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden. Aber das alles von Gott, der uns mit ihm selber versöhnt hat durch Jesum Christum und das Amt gegeben, das die Versöhnung predigt. Denn Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung. So sind wir nun Botschafter an Christi Statt, denn Gott vermahnet durch uns; so bitten wir nun an Christi Statt: Lasset euch versöhnen mit Gott. Denn er hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Halleluja.

Zwischenvers:

O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn!
O Haupt, zum Spott gebunden
Mit einer Dornenkron'!
O Haupt, sonst schön gekrönet
Mit höchster Ehr' und Zier,
Jetzt aber gar verhöhnet,
Gegrüßet seist du mir!

Hebräer 12, 1—6:

Darum auch wir, dieweil wir solchen Haufen Zeugen um uns haben, lasset uns ablegen die Sünde, die uns immer anklebt und träge macht, und lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampfe, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens; welcher, da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldete er das Kreuz und achtete der Schande nicht und ist gesessen zur Rechten auf dem Stuhl Gottes.

Gedenket an den, der ein solches Widersprechen von den Sündern wider sich erduldet hat, daß ihr nicht in eurem Mute matt werdet und ablasset. Denn ihr habt noch nicht bis aufs Blut widerstanden über dem Kämpfen wider die Sünde; und habt bereits vergessen des Trostes, der zu euch redet als zu den Kindern: Mein Sohn, achte nicht gering die Züchtigung des Herrn und verzage nicht, wenn du von ihm gestraft wirst. Denn welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er; er stäupet aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt.

Liebe Gemeinde! Es gibt ein Bild des Gekreuzigten, nur das Haupt voll Blut und Wunden darstellend, ein schönes, heiliges Totenangesicht, die Züge ganz Seele und Leben, verklärt vom Frieden des Wortes: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist. Die Augen des Herrn sind geschlossen, fest geschlossen. Man kann es kaum glauben, daß ein so lebensvolles Antlitz nicht mehr auf uns gerichtet sein sollte. Und in der Tat, es blickt uns an. Jeder Zuschauer wird bei längerem Betrachten davon überrascht, wie auf einmal die Augen sich auftun und ihn groß anschauen.

Es ist so ganz der Blick der in Treue und Hingebung sich aufopfernden Liebe. So etwa wird das Auge der Mutter aussehen, die einem Kinde das Leben gegeben hat mit ihrem Tode und die es sterbend segnet.

Und der Blick der sich öffnenden Augen ist Gnade, ein reiches, beseligendes Offenbaren aus der Tiefe der göttlichen Barmherzigkeit. Diese versöhnende Heilandsmacht vom Kreuze

spürt jede Seele, auch wer von dem Sühnopfer, mit dem er den Zorn Gottes strafableitend gestillt hätte, nichts weiß, nichts wissen will.

Das ist wie der Blick der Sonne, die mit ihrem Himmelsauge, dem alles durchdringenden, auf des Eises Fläche niederschaut. Sie schaut und schaut, und siehe — endlich glänzt es widerleuchtend auf in des Wassers lebendigem Spiegel. Mir hast du Arbeit gemacht in deinen Sünden, spricht die Sonne zum See; das was dich erstarren ließ, du Menschenherz, Sünde und Schuld, nun ist es dahin: das Alte ist vergangen! Und von dem glänzenden Wasser jubelt es auf: Gott ist die Liebe, er hat seinem Kinde vergeben, in meines Heilands Tode fühle ich sein Vaterherz! Mein Vater, ich glaube an deine Gnade und Barmherzigkeit!

Da antwortet es aus dem Auge des Gekreuzigten: Ja, glaube und vertraue darauf, aber — — Meine Freunde, was ist

das ernste Aber vom Kreuze Christi —

was haben diese Augen uns noch mehr zu sagen? Hier tritt nun das Christuswort unserer heutigen Dichtung in Kraft. Schillers Maria Stuart ist durch und durch ein karfreitagliches Christuswort, so heilig, groß und gewaltig, wie nur irgend ein biblisches sein kann. Es deutet uns das Aber, das vom Kreuze gar ernst in unseren Glauben an Gottes Gnade und Vergebung hineintönt.

1.

Dieser Glaube an den mit uns sich versöhnenden Gott, der nicht will des Sünders Tod, nicht will, daß der Mensch im Elend seines Schuldgefühls innerlich verkomme, der ihn vielmehr erretten will von dem Wurm, der an der Seele bestem Vermögen nagt, ihm Heil und Frieden und aus seiner Verirrung sich selbst, den besseren, wahren Menschen zurückgeben will — dieser Glaube ist etwas Köstliches. Wie er hier im Drama sich als Himmelsglanz über den ganzen fünften Akt breitet, wie er Maria aufrichtet, ihr Trost und Stärke verleiht, daß sie, im

Herzen mehr Triumph und selige Gewißheit, als Trauer und Bangigkeit, wie eine Heldin den letzten schweren Weg antreten kann, so hat dieser Glaube an das im Kreuze sich offenbarende väterliche Erbarmen schon Millionen auf schmerzvollem Sterbebette erquickt. Er hat andere in ihres Kummers verdüsterter Höhle freundlich umleuchtet, zu neuem Hoffen und Wirken ihren gebrochenen Mut wieder erhoben und die an sich selbst Irregewordenen wieder auf ihre Füße gestellt.

Aber dieser Glaube findet auch tausendfachen Widerspruch. O ich habe gerungen nach diesem Gottesherzen, sagen viele, ich habe alles, was ich in mir hatte an Inbrunst und Zuversicht in flehendem Gebet aus der Tiefe der Not auf diesen Gott gestellt, daß er doch auch mich erlösen, auch mir seine Vergebung zuteil werden lassen möge, — umsonst, ich habe es nicht erlangt, kein freundlicher Blick der Gnade ist mir zuteil geworden! In der Tat, wenn man sie ansieht, merkt man es deutlich: ihr Wesen ist des Eises starre Fläche, die die Sonne von oben noch nicht zum Schmelzen gebracht hat. In ihrem ganzen Sichgeben ist kein freudiges Leben, alles an ihnen noch so friedlos, verstört, so winterlich hoffnungslos, kalt und erkältend ihre Berührung, trüb und dunkel ihr Sinn, nichts an ihnen von Harmonie des inneren Menschen.

Das ist auch ganz das Stuartbild der ersten Akte. Schon beim Beginn des Stückes steht Maria, seit langen Jahren in Elisabeths Kerkerhaft schmachtend, vor uns im Ernste der Büßerin, dunkel verschleiert. Hinter ihr liegt ein schuldbeladenes Leben, und heute ist gerade der Todestag des einst mit ihrer Zustimmung ermordeten Gatten. Schwer drückt die Schuld auf ihre Seele. Alle ihre Worte sind da ein Suchen und Ringen nach Gnade, daß Gott ihr vergeben möchte. Aber sie empfindet von Vergebung nichts, die beängstigenden Schatten ihrer Tat steigen vor ihr immer wieder auf mit ungeschwächtem Vorwurf, in ihre Seele will kein Heil und keine Versöhnung einziehen. Und auch im Verlauf des Dramas, wo bei ihr die Leidenschaft wild aufbraust und die Demut und Ergebung ihrer Buße durchbricht, wo das Herz seine verborgenen Tiefen sehen läßt und was da im

Innern vorgeht, da ist nichts von Frieden, da zeigt sich ein recht friedloses Wesen.

Vergeblich ist all ihr Büßen, und woran liegt das, was schließt das Herz Gottes gegen sie zu? Ihr sich selbst betrügender Sinn. Sie sucht ja gar nicht wirklich seine Vergebung. Wohl tönt es im Flehen nach Gnade aus ihrer Brust, ein heißes Rufen und Ringen. Aber alle diese Gebete wenden sich doch nur an die starke, gewaltige Gotteshand, die, schwere Leiden verhängend, auf ihr ruht. Die wegzuschieben von ihrem Leben, ihrer Züchtigung sich zu entwinden, das allein ist ihr Sinnen, darauf geht all dieses Büßen hinaus. Alles, was sie an Beugungen und Demütigungen sich auferlegt, ist bestimmt von der Hoffnung, daß Gott, dadurch gerührt, in seinen Entschließungen zu ihren Gunsten beeinflußt, nun Gnade für Recht ergehen lassen werde. Auch in der Stunde ihrer größten Selbstüberwindung, wo sie im Garten ihres Gefängnisses vor der verhaßten Feindin in demütiger Bitte um ihre Befreiung niederfällt, ist das ihres Herzens Gedanke: nur das Bestreben, damit Erlaß der göttlichen Strafe zu erlangen, die ihrer Untat droht. Das heißt ihr Vergebung.

Da stehen wir vor dem gar ernsten Aber, das in unseren Karfreitagsglauben hineinspricht. Der Gekreuzigte, der selber Vergebung spendend, Gottes Vergebung uns offenbart, spricht zu uns: Und wäre deine Sünde auch blutrot, glaube an das Vaterherz, das alle Schuld zu tilgen vermag, aber vergiß nicht, daß Gott der Vater immer der gerechte Gott bleibt, dessen heiliger Gerechtigkeit durchaus Genüge geschehen muß! Hoffe und harre auf sein Heil, und Versöhnung kann und soll dir werden; aber denke nur nicht, daß du damit der Strafe entgehen wirst! Keine Sünde auf Erden bleibt ungesühnt!

Meine Freunde! Das Kreuz auf Golgatha umklingt ein altes Prophetenwort: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Er ist um unserer Missetat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet."

Ein gefährliches Wort, so tief und wahr, wenn es richtig verstanden wird, aber doch so leicht irreführend in eine ganz unchristliche, nämlich sittlich laxe Anschauung Gottes hinein. Das ist jenes Spruches Wahrheit, daß die Folgen aus eines Menschen Sünde schwer verletzend hineinschneiden können in das Leben der Seinen, so weh und schmerzlich, daß sie die Strafe für diese Sünde vielleicht unendlich bitterer empfinden, als er, der Übeltäter selbst, der sie in seinem oberflächlichen und abgestumpften Sinn oft viel leichter nimmt: die Strafe liegt dann in Wirklichkeit auf ihnen, den Unschuldigen. Aber ihres Herzens Treue murrt und hadert nicht über den, der so viel Unglück über sie hereingebracht hat. Ihre Liebe trägt gütig seine Last mit, trägt von ihr den weitaus größten Teil — und diese treue Liebe überwindet schließlich sein Herz und wird für dieses sündige Menschenherz eine weihende Macht der Erlösung.

Das ist ein Blick in Gottes erlösendes Walten und ein tiefer Blick in die welterlösende Liebe des Dulders, „der von keiner Sünde wußte, den aber Gott für uns zur Sünde gemacht hat, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.“ Doch lese man nur nicht daraus einen Gedanken, der uns berechtigte zu sprechen: Habe ich gesündigt, die Strafe hat Christus für mich abgebüßt. Nein! Es rächt sich jede Tat an dem, der sie begeht — die Strafe liegt auf ihm, dem Frevler. Das ist die gewaltige Karfreitagspredigt unseres Dramas: Hast du gesündigt — die Strafe hängt unzertrennlich an dir, und vergeblich ist alles Mühen, mit Gebet und Büßung die göttliche Gerechtigkeit lahm zu legen.

Vielleicht, daß die Strafe der sittlichen Weltordnung unseres Gottes anders hervortritt, als der Mensch denkt. In seiner Weisheit hohen Gedanken gibt er ihr wohl eine Richtung, die der Übeltäter als schonende Milde empfinden muß. Im tiefsten Innern, nur dem eigenen Ohre vernehmbar, hört dieser eine Stimme, die zu ihm spricht: Siehe, ich strafe dich nicht an dem Punkte, wo du gesündigt hast, und nicht in den Folgen, die du fürchten mußtest, denn dann wärest du zerschmettert. Ich will dich aber nicht zerschmettern, wie du es verdientest, ich brauche

dich noch; ich will Geduld üben, ob du dich nicht zu mir kehrest und dein Herz und Leben in meine Bahnen gebest und mir redlich dienest.

Manchmal aber ist dieses Ablenken der Strafe in eine andere Richtung für den, der sie zu erleiden hat, eher noch empfindlicher, und dann schreit es aus der Brust in solchen Klagetönen über die unbegreiflichen Heimsuchungen Gottes, wie wir sie so oft in den Psalmen vernehmen können. Denn dann äußert sie sich auf einem Punkte, wo der Mensch vielleicht mit einer gewissen Berechtigung sagen darf: Das habe ich nicht verdient, mein Gewissen wirft mir hier kein Versäumnis, kein Unrecht vor. Da ist er denn in Gefahr, von Gottes Ungerechtigkeit zu reden, wo er doch nur empfängt, was seine Taten wert sind, wenn er es auch anders empfängt, als zu erwarten war. Aber er sieht nicht den verborgenen Zusammenhang, und darum wird ihm das Erdulden der Strafe, der unverdienten, ungerechten, wie es ihm scheint, so schwer.

So rächt sich denn auch hier, was Maria Stuart einst in ihrem Eheleben begangen hat, auf einem ganz anderen Gebiete damit, daß sie in die Hände ihrer politischen Feindin, der Elisabeth, fällt. Hier wird ihr, um sie zu verderben, der Prozeß gemacht auf hochverräterische Umtriebe gegen das Leben und den Thron der englischen Königin, von denen sich jedenfalls die Stuart Schillers durchaus freisprechen darf. Wie muß da all dieses Schieben der Dinge, damit es Gründe zu ihrer Beseitigung hergäbe, dieses Arbeiten gegen sie mit gefälschten Dokumenten, das ganze ungerechte Verfahren des feilen und von konfessionellem Hasse erfüllten Gerichtshofes sie empören. Kommen ihr nun aber Stunden, wo sie etwas von der Fügung des strafenden Gottes in ihrem Unglück zu erschauen vermag und Elisabeth als das Werkzeug seines göttlichen Gerichtes erkennt, dann fährt es entrüstet doch wieder in ihr auf: Wie darf eine Elisabeth sich zur Richterin über mein schuldiges Leben machen, diese selbst so unmoralische und heuchlerische Königin!

Ja, so gewiß wie der Donner dem Blitz, folgt jeder Sünde die Strafe Gottes. Nur wird sie nicht sofort vernehmbar wie jener.

Sie führt vielleicht lange ein unterirdisches Leben unter des Menschen Daseinsboden, bricht dann hervor an irgend einem Punkte, und das oft gerade da, wo sie den Menschen am allerpeinlichsten trifft, und in einer Weise, die sein Herz besonders verwundet. Schmerzlicheres konnte einer Stuart nicht zustoßen, als der Gegenstand des Triumphes ihrer Rivalin zu werden und ihr königliches Haupt beugen zu müssen unter den Richterspruch der Ungerechtigkeit.

So geht es so oft im Leben. Und doch erst wenn der Mensch sich auch darin fügt, daß er sich seine Strafe nicht aussuchen kann und darf, und sich der gewaltigen Hand Gottes unterwirft, was sie auch über ihn verhänge, ob es auch noch so wehe täte, ob es auch störend oder zerstörend in seine heißesten Wünsche hineingriffe, ob es auch fast Unerträgliches ihm aufbürdete — erst wenn er nicht mehr seufzt: Warum mir dieses Leid? sondern auch dieses Leid als Straffügung erfaßt und in Demut spricht: Ich hab's nicht anders verdient! — erst dann ist das Eis gebrochen, und der Vergebung gnadenvolle Strahlen leuchten Frieden und Versöhnung ins Herz hinein. Dann bleibt zwar das Straferleiden bestehen, aber der Strafe ist dann der Stachel genommen; sie ist nun nicht mehr Strafe für des Menschen Gefühl, sondern des Vaters liebreiche Züchtigung zu seiner Läuterung und Vertiefung, die er in aller Ergebung und selbst mit stiller Dankbarkeit weiter trägt.

Und wie kann das dem Christen so schwer fallen, wenn er, der Schuldige, seine Strafe hinnehmen muß in der Form von Ungerechtigkeit, Undankbarkeit, in der Gestalt von Dornenkronen, die ihm Übeltäterhände winden, wo doch sein Heiland, der Schuldlose, ein solches Gericht der Sünder über sich hat ergehen lassen müssen?

Warum aber hat das nun eine Maria Stuart nicht vermocht, sich zu beugen der heiligen Gotteshand in Elisabeths unreiner Menschenhand? Nun eben weil sie hier am Anfang des Dramas noch gar nicht so weit ist, wirklich ihre Verschuldung lebendig zu fühlen, sondern nur die Strafe fühlt und nur deren Abwendung begehrt.

2.

Noch ein zweites Aber vernehmen wir vom Kreuz her, und Schillers Dichtung bringt es, uns deutend, zum Ausdruck: glaube und vertraue auf Gottes Vergebung — aber keine Vergebung ohne die sittliche Tat reuiger Sinneswandlung!

Als Büßerin erscheint Maria Stuart vor uns, aber als Büßerin noch ohne Buße, tief gebeugt, aber doch ohne Reue. Buße und Reue sind bei ihr noch nicht ehrlich gemeint. Sie trägt das Kruzifix, wo wir sie zum erstenmal sehen; aber „den Christus in der Hand, die Hoffahrt und die Weltlust im Herzen", urteilt der biedere, ehrlich fromme Paulet. Und so ist es, denn sie hat dabei den Liebesbrief an den englischen Lord Leicester in ihres Busens Falten, und was ihr Herz sinnt, ist Lebenslust und neue Lebensfreude an der Seite des Günstlings der Elisabeth, der sie befreien und freien soll. Und das nun am Jahrestage der Ermordung des Königs Darnley!

Da ist doch von wirklicher Reue unmöglich die Rede. Ihr Sinn geht noch nicht in die Tiefe, hängt noch mit den Klammern ihrer Sinnlichkeit an Gütern, die ihr nicht mehr zukommen, und die sie, wenn sie wirklich reumütig wäre, nach solchem Frevel an dem verstorbenen Gatten sich unbedingt versagen müßte, — nach denen sie dann nie mehr verlangen könnte. Ja, sie hat viele Ranken des Bösen an sich beschnitten, so viele, daß sie sich wohl den Schatten nur noch der Maria nennen darf. Doch an das Böse selbst, seine Wurzel, hat sie noch keinen Finger gelegt — das Alte ist in ihr durchaus nicht vergangen, sondern noch trotz Buße und Reue ihres Herzens lenkende Macht.

Wir begreifen diese unausrottbare Weltseligkeit der Maria. Ist sie ja doch aufgewachsen an Frankreichs üppigem Hofe, wo der Wuchersame der Eitelkeit und der niedrigen Begierde früh in das junge Herz des schönen Mädchens fiel. Und sie ist die Katholikin, vom dortigen Katholizismus in einer Frömmigkeit erzogen, die zwar das ganze Leben umspannt, aber sich mit recht äußerlichen kirchlichen Übungen begnügt. Die Religion ist ihr bei aller Inbrunst doch nie von der Oberfläche des Herzens in dessen Tiefe gedrungen, weil sie das Christentum in seiner

Tiefe überhaupt nie kennen gelernt hat. Als Roms treuer Dienerin ist ihr in einer Welt voller Kreuze und Kruzifixe nie entgegengetreten das Bild des Gekreuzigten, sein Seelenbild. Zu diesem Bilde seines durch die Sünde so grausam leidenden und mit der Sünde der Welt so schwer ringenden Heilandsherzens hat sie noch nie mit Mariablick aufgesehen.

Das ist uns Protestanten ja das Heiligtum unserer Religion, das der Katholik nur von ferne schaut, in das er aber nie mit Seelenverständnis und zu wahrer Seelenempfindung eintritt. Golgatha wird ihm wohl in unzähligen Kalvarienbergen vor Augen gestellt, und Christi Blut und Marter ergreifen, wohin er blickt, in Kirchen und auf Landstraßen seine Sinne. Und doch ist das alles ihm nur das Schauerdrama eines Mysteriums, vor dem er zwar in starr staunender Anbetung niederfällt, das ihn aber innerlich gar nicht berühren kann; denn was sich da abspielt, ist etwas Überirdisches, Übermenschliches, es ist das geheimnisvolle Sühnopfer des Gottmenschen, der zwar viel Blut vergießt, zur Martergestalt heruntersinkt, aber eben als Gottmensch doch nicht in wahrhaft menschlichem Schmerzgefühle leidet.

Vor allem aber fehlt dem Katholiken jeder Einblick in die seelische Passion Christi, in die furchtbaren Schmerzen eines reinen Menschenherzens, das die aufgewälzte Schuld seines Geschlechtes an sich reißt, um sie in dem Untergange, den sie ihm bereitet, durchzufühlen, durchzuleben, durchzudulden in ihrer ganzen Entsetzlichkeit und sie in seiner freien, großen Herzenstat niederzuringen. Dieser heroische Seelenkampf seiner sich aufopfernden Liebe, dieses bittere, heiße Ringen um das Herz der Menschheit, das ist es, was uns an jedem Karfreitag in seiner gewaltigen Größe vor die Seele gerückt wird, in seinem erschrecklichen Wehgehalt und in seiner ganzen Liebesherrlichkeit.

Wir Protestanten werden von klein auf mit all unserem Herzensempfinden hineinversenkt in diese innere Welt von Golgatha. Wohl vermag die junge Seele erst noch nichts davon nachzufühlen und mitzuleben. Doch sie wird nicht losgelassen, sie muß immer wieder darauf hinsehen, erst mit unseren Augen und aus unserem Seeleneindruck heraus. Doch allmählich, je

mehr sie reift, und je mehr des Lebens Erfahrung auch an sie herantritt, und Sünde und Schuld in ihr eigenes Erleben wird, regt sich in ihr ein Ahnen von dem, was da am Kreuze vor sich geht, und das eigene Auge tut sich auf und wird heller, der Blick wird tiefer — schließlich steht der Mensch mit großaufgeschlossenem Seelenauge vor des Dulders heiligem Seelenbilde.

Da schaut er denn nun allerdings ein Mysterium, aber ein Herzensmysterium: wie es aus diesem Heilandsherzen mit der Liebe Seilen ihn umschlingt und sein ganzes Denken und Fühlen durchdringt; wie es von diesem Kreuze her hineinzieht in Jesu Tod alles, was in ihm selbst böse und unwahr und unrein ist, daß es, in seiner Kraft absterbend, in diese sterbende Christusliebe versinke, — daß es, weil Geist von dem Geiste, der seiner Schmerzen Ursache war, Geist vom Geiste des Verderbens, mit Abscheu, mit Haß ergriffen und in heiliger Willenstat ans Todeskreuz geschlagen werde.

Das ist die große, unsere ganze religiöse Gedankenwelt beherrschende Karfreitagsempfindung der protestantischen Christenheit: aus Treue und Dankbarkeit des Herzens ersteigend, das Liebesmysterium der Sündenfeindschaft. Darin leben und atmen wir von Jugend auf. Und doch bei wie vielen unter uns, nicht bloß bei den Namenchristen, auch bei wirklich religiös gerichteten Seelen, bleibt diese Empfindung: Was du, Heiland, erduldet, was deine Dornenkrone dir geflochten hat, das will ich an mir verabscheuen, hassen, ertöten! — nur Gefühl, marklos und ziellos, und wird nicht zur Tat des Willens. Wollen wir uns da wundern, wenn eine Maria Stuart, die nie in diese evangelische Tiefe der Empfindung eingedrungen ist, zu dem Kreuzigen ihres sündigen Wesens nicht kommt?

Wie sehr sie sich auch zeitweise in ihrer Selbstverurteilung diesem Entschlusse naht, ihre ganze religiöse Richtung hält sie wie mit eisernen Banden im alten Wesen fest und hindert sie am aufrichtigen Bruche, am „Ablegen der Sünde, so ihr immer anklebt und sie träge macht", wie der Hebräerbrief sagt, — ihre Buße wird nicht zur wahrhaftigen Reue.

Da kommt die furchtbarste Stunde ihres Lebens. Das ist nicht der Augenblick, wo das Todesurteil ihr verkündigt wird. Das erschüttert sie gar nicht so tief, denn sie glaubt nicht an ihren Tod; noch grünt ihr die Hoffnung, noch zeigt ihr durch allerlei Erwartungen und Berechnungen hindurch das Leben freundlich lockende Gestalten. Es ist vielmehr die Szene mit Mortimer, dem Konvertiten, dem einstigen Protestanten, der in Rom von seinem Glauben abgefallen und aus seiner stark sinnlichen Natur heraus dem Katholizismus in die Netze getrieben ist.

Er naht als ihr Befreier. Aber ist dieser Entschluß des Katholiken zur Befreiung der Glaubensgenossin schon von Anfang an mit sinnlich begehrlichen Empfindungen untermischt gewesen, so brausen diese zurückgehaltenen Triebe des Mannes in ihm mächtig auf jetzt, wo er im Garten, der Elisabeth gegenüber, in Marias Zornesausbruch bei dieser des Weibes Leidenschaft erlauscht hat. In der wilden Begierde seines unlauteren Seelengrundes greift er, in Wort und Wesen ihr Frauenleben beschmutzend, mit roh verletzenden Händen in ihre erregte Seele ein.

Entsetzliches Erlebnis! Sie, die dem Tode geweiht ist durch der Menschen ungerechten Urteilsspruch und nun durch den Ausgang der Unterredung mit Elisabeth diesen ihren Tod besiegelt weiß, die zwar, auch jetzt noch sich nicht völlig aufgebend, doch schon das Henkerbeil über sich fühlen muß und jedenfalls in tiefstem Ernste dem Kommenden entgegensieht — auf sie wälzt sich jetzt die Schmutzflut der Welt in rücksichtslosester Mißachtung ihrer leidenden Seele. Vor der Heiligkeit des Schmerzes hat die Sünde keine Scheu — an ihrer wunden Seele tobt sie wild sich aus. Das ist der Punkt, wo das Bild der Maria, die verdientermaßen leidet, auf einen Augenblick nahe heranrückt an das Bild dessen, der unschuldig am Kreuze gelitten hat, an das Bild des dort mit Spott überschütteten Dulders von Golgatha.

Aber unverdient ist doch auch dieses wehe Erlebnis nicht. In dieser gräßlich sie verletzenden Gestalt muß sie an sich er=

fahren, was sündige Leidenschaft ist und was diese Leidenschaft vermag, was der Begierde rohes, niederes Wesen ist — sie muß ihr eigenes Bild sehen, nicht mehr in der Retouche ihrer feinen Bildung, ihrer königlich vornehmen Haltung — die Sünde in Naturwahrheit, und diese Sünde nicht in der Abgeschwächtheit ihrer Kraft jetzt bei der nur noch schattenhaften Maria, unter dem Druck und Bann ihrer langen Leiden — die Sünde in der Naturwildheit jener Stunde, wo sie einst, nach anderer Hand begehrend, durch die Ermordung Darnleys schuldig wurde. Und dieser Anblick nun führt sie zum Einblick, zu der Einkehr wahrhaftiger Reue.

Eben im Toben ihres Zornes wider Elisabeth hat sie sich noch als die Triumphierende gefühlt, da hat sie sich noch gesättigt an ihrem Racheeifer, da stand sie noch in ihrem ungebrochenen alten Wesen da, eine Büßerin in frommen Übungen, aber ohne innere Erneuerungstat. Jetzt nun, wo durch die Pforte, die sich ihrer Hoffnung zum Leben erschlossen hatte, die Schande hereinbricht, der Sünde wirre, wüste Gestalten, drinnen im Schloß der Tod, draußen in der Freiheit die Schmach: da wirft sie sich, zur Selbstbesinnung gekommen, hilflos und hilfesuchend, nur noch nach Heil und Versöhnung verlangend, dem entgegen, der am Kreuze liebend die Arme ausstreckt zur Rettung der Sünder. Jetzt ist sie die Büßerin im Ernste und in der Wahrheit.

Es folgt eine Nacht der Schmerzen. Was in ihr fester Entschluß geworden ist, der Bruch mit allem Bösen, die volle Umkehr, die bedingungslose Ergebung an Gott, das muß sie doch noch heiß in sich durchkämpfen, ehe es Tat und Leben wird. Und unter diesem Kampfe tönen immer noch Stimmen der Hoffnung, und aus diesen Hoffnungsstimmen des alten Sinnes irreleitende Lockungen in ihre sich läuternde Seele hinein. Aber dann im fünften Akte, dem Todesbilde des nächsten Morgens, steht sie da ganz mit sich selbst fertig: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden“ — und nun auch ihr Herz erneuert in Gottes Vergebung, voll Frieden und Versöhnung.

Des Dichters Takt hat vor die Seelenvorgänge dieser Nacht

einen Schleier gezogen. Er hat einen Elisabethakt dazwischen geschoben, daß ihr Seelenringen vor den Augen der Welt verborgen bleibe. Erst auf dem Wege zum Schafott zeigt er sie uns wieder, nun in dem vollendeten Adel ihres in Christo auferstandenen Wesens. Schweigen deckt zu, was sie unter ihres Heilands Zuspruch Gott den Herrn an ihrer Seele hat vollbringen lassen. Und so, geliebte Freunde, wollen auch wir heute vor das Kreuz des Erlösers treten, und die Welt wisse nicht und höre nicht, wie da jeder mit sich selbst abrechnend den Kampf durchführt, der ihm verordnet ist! Gott allein sei unser Zeuge, er verhelfe dir und mir zu seinem Frieden!

3.

Liebe Gemeinde! Wir beschließen heute in der Reihe unsrer Schillerpredigten den Abschnitt „Unter dem Kreuze". Der erste bewegte sich „Im Tempel der Schönheit". Dieser Tempel der Schönheit und die Kirche, auch als die Kirche des Kreuzes, dürfen sich nicht zu einander fremd oder gar feindlich stellen. Ihr Geist ist ja ein so verwandter. Aus der Kirche webt es zu seinem Tempel, aus seinem Tempel in unsere Kirche hinüber. Hat doch der Dichter sein Tempelportal gewissermaßen in die Kirchenpforte hineingebaut und das an dem Punkte unserer heutigen Dichtung, wo er das Abendmahl in sein Drama einfügt.

Manche Ästhetiker, denen daran liegt, Schiller und überhaupt die Kunst möglichst von der Religion abzurücken als einer niederen und für sie überwundenen Stufe des geistigen Lebens, haben dem Dichter wegen dieser Benutzung eines kirchlichen Elements schwere Vorwürfe gemacht. Andrerseits sehen viele Theologen das als eine Profanierung des Heiligen an.

Beide Anstöße sind mir unverständlich. Der ganze Geist des Stückes drängt so sehr auf diese religiöse Versöhnungsfeier hin, daß man, auch wenn man den Ausgang gar nicht kennen würde, sagen müßte: sie muß schließlich kommen. Man mag von jener Seite reden, was man will, „Maria Stuart" ist und bleibt eine hohe Offenbarung des Christusgeistes in der klassischen Dichtung und ein Ausdruck der christlichen Passionswahrheit.

Und warum sollte nun das Kreuz, dessen im Dichter waltender Geist das Stück hervorgebracht hat, nicht schließlich auch sichtbar aufgerichtet werden in der Kommunion? Freuen wir uns doch, daß Schiller damit für alle Zeiten und wohl noch weit über sein eigenes Bewußtsein hinaus seine poetische Welt in dem Glaubensgrund der Christenheit verankert hat.

Es ist freilich die katholische Messe, Maria stirbt als überzeugte Katholikin. Aber durch den Mund der Kommunikantin und auch Melvils ihres Dieners, der heimlich ihretwegen und für diese Stunde die Priesterweihe genommen hat, klingen Worte so evangelisch, so frei vom römischen Wesen, daß damit der Geist der Priesterkirche so gut wie ganz von der Feier abgestrichen wird. Die Sterbende erklärt es für denkbar, daß auch ein Laie, ohne diese Priesterweihe der Kirche, ihr das Sakrament reichen könnte! Damit stellt sie sich bei aller sonstigen katholisch-dogmatischen Anschauung auf den Boden der evangelisch freien Empfindung. Diese Messefeier in der „Maria Stuart" ist eine Prophetie des ahnungsvollsten unserer deutschen Dichter auf eine Zeit, wo der deutsche Katholizismus, obschon an vielen seiner Gebräuche und Lehren festhaltend, in seinem innersten Leben doch evangelisch geworden sein wird; eine große Prophetie auf die Zukunft, wo es ein deutsches Christentum geben wird, in dem der Unterschied der Konfession keine Seelenscheidung in unserem Volke mehr vorstellen wird, sondern wo man, bei aller Verschiedenheit im Grunde doch eins, in dieser wie in jener Kirche das Amt besitzen wird, das die Versöhnung verkündet, die wahre, tiefe Versöhnung allein in Jesus Christus. Fürwahr, das ist ein rechter Karfreitagsausblick! Von des Kreuzes Höhe schaut Christus in die Zeiten hinein, schaut hin über die deutsche Glaubenszerrissenheit, und sein Mund ruft: Mich dürstet — mich dürstet nach der Erfüllung dieser Weissagung eures Dichters!

Das ganze Drama steht für den, der Augen hat, in die Tiefe zu sehen, auf dem Boden ernsten Karfreitagssinnes, wie auch Schiller beim Dichten desselben in besonders feierlicher Stimmung war und gegen den Schluß hin, um diesen fünften

Akt zu schaffen, in stille Einsamkeit sich zurückgezogen hat. Und karfreitaglich muß das Stück wirken.

Wenn im Theater der Vorhang sich hebt, wenn Maria Stuart vor uns erscheint, und wir, Zeugen all ihrer Leiden und Kämpfe, nun sehen, wohin der eitle Weltsinn führt, wie sie so arm, so trostlos und friedlos geworden ist; wenn wir beobachten dieses Ringen des sich selbst betrügenden Menschenherzens mit der göttlichen Gerechtigkeit, und wie vergeblich das ist; wenn sie dann vor unseren Augen zur Heldin der Buße wird und, zu sich selbst gebracht, in wahrer Reue die innere Herrlichkeit versöhnungsvoller Weltüberwindung findet, so muß das den Zuschauer anpacken in seinem allerinnersten Menschen und ihm manche Frage der Selbstbeschäftigung aufzwingen. Es muß aufrüttelnd hineingreifen in den Kreis der Leichtsinnigen, die sich dahingegeben haben in ein leeres, vielleicht sehr unlauteres Treiben. Sie frönen dem Genuß des Lebens und sind ins Theater gekommen, auch nur um zu genießen. Da müssen sie nun hier, wo sie es gar nicht erwartet haben, den Geist Christi finden. Im Durchleben von Empfindungen, die sich ihnen hier unwiderstehlich aufdrängen, von Anklagen, denen sie, die Kirche meidend, sonst aus dem Wege zu gehen wissen, müssen sie nun im Theater sein mächtiges Walten an ihren Seelen verspüren und stille halten der ernsten Stimme, die hier von der Bühne mahnend spricht: „Lasset euch versöhnen mit eurem Gott!"

Am wenigsten vielleicht wird die Christussprache in diesem Drama von denen vernommen, die, weil ihr ganz in der Religion gewurzeltes Leben und Sinnen karfreitaglich gestimmt ist, für das Wort Christi darin doch das feinste Ohr haben sollten. Es ist ihnen aber zu wenig das, was sie von der Kirche her am Karfreitag gewohnt sind. Sie vermissen in der Dichtung den Vollton der Überzeugung von dem Heil der Sünder. Das Kreuz, wie es sich im Bewußtsein Schillers spiegelt, erscheint ihnen als eine nur rein sittliche Macht; es fehle ihm der warm belebende Glanz liebreichen Gotteszuspruchs, den das Christenherz von Golgatha her erfahre. Es sei in der

tief einschneidenden Gewalt seiner Gewissensforderung etwas mehr Gesetzliches, nicht das herzerhebende Evangelium, wie es der mühselige und beladene Mensch an diesem Tage brauche und suche. Wie ganz anders einst bei Luther! sagt man. Als der sein deutsches Volk aus der römischen Christusentfremdung um das Kreuz des Heilandes scharte, da wußte er dem Kreuze Töne zu entlocken, die alles aufjubeln ließen im Gefühl der vergebenden Gnade: da sprach der Tod des Erlösers nicht von Taten und Werken, die der Mensch erst zu leisten habe, um dieser Vergebung teilhaftig zu werden, — als Gabe, große, herrliche Gabe von Gott bot Christi Tod sich dar, als eine Gabe, nach der jede Hand, was und wie der Mensch auch sei, sich ausstrecken dürfe, wenn er es nur tue mit festem, zuversichtlichem Glauben.

Nun, meine Freunde, nur Glaube: nur glaubensvoll vertrauende Hingabe an den Gekreuzigten, auf daß er frei und unbehindert auf uns wirken kann; nur die frohe Zuversicht, daß in solcher Hingabe an seine leidende Heilandsliebe sich uns das Vaterherz zuwenden will mit all seinem Reichtum an Vergebung und neuem Leben — gewiß, mehr fordert der Karfreitag nicht. Daran wollen auch wir unerschütterlich festhalten, wollen in diesem tieffrommen Luthersinn ihn heute und immerdar feiern. Dieses Frei- und Seligwerden und Friedenfinden allein durch den Glauben bleibt ewige Wahrheit. Dieses „allein" richtet sich aber doch nur gegen den Sinn, gegen den Luther dieses Wort einst aufs Panier geschrieben hat, gegen all die Versuche, mit Kasteiung und Selbstzerfleischung, mit trostlosen Kloster- und Bußübungen, mit jenen sittlich so wertlosen und auf den inneren Menschen so einflußlosen Leistungen kirchlicher Werkgerechtigkeit sich Gottes Heil erringen zu wollen. Gegen diesen öden und unevangelischen Selbsterlösungsgeist der Römer hat Luther aus eigenster Erfahrung seine Stimme erhoben: Das hilft ja alles nichts, bringt dich keinen Schritt weiter und näher zu Gott! Nur allein der Glaube an die Tiefen der Gottesgnade im Herzen des sterbenden Christus schafft dir Frieden und Versöhnung! — das war sein

eigenes religiöses Erlebnis. Es ist auch das unsere. Auch in unserem freisinnig-protestantischen Bewußtsein fühlen und sprechen wir so aus tiefster Überzeugung.

Aber wir fühlen und sprechen so im echten Luthersinn, im Sinne seines auch sittlich so gewaltig ernsten Glaubens, der eine Tat, eine heilige Gewissenstat, ja eine Tat voll innerer Lebensumarbeitung gewesen ist. Später hat man ja in Zeiten der Erschlaffung dieses Dringen des Reformators auf solches Werk der sittlichen Erneuerung, ohne das der wahre Glaube gar nicht möglich ist, worin eben des Glaubens Kern und Wesen besteht, aus dem Auge verloren. Der Karfreitagsglaube wurde in der Kirche vielfach ein sittlich träges Ausruhen auf dem Bewußtsein: Christus hat alle unsere Sünden abgebüßt, und wenn ich mich darauf nur fest verlasse, dann ist alles gut, dann werde ich selig, eines weiteren bedarf es nicht. Ich will nicht sagen, daß je einmal ein so sittlich laxer Glaube von einer evangelischen Kanzel ausdrücklich verkündigt ist. Wohl aber ist nach Luthers Tode von der lutherischen Kirche der Glaube so einseitig als Fürwahrhalten des orthodoxen Dogmas vom Sühnopfer betont worden, daß er in der Volksauffassung tatsächlich zu jenem Ruhepolster einer sittlich unwahren und unfruchtbaren Religiosität werden mußte.

Da trat nun Schiller auf! Aus der sittlichen Tiefe des Luthergeistes erstieg des Dichters leuchtende Gestalt. Und wie er mit seiner ganzen Lebensanschauung wieder den sittlichen Ernst und den sittlichen Kern des Evangeliums in der deutschen Volksseele geweckt hat, so spricht er auch in den Karfreitagsglauben der deutschen Christenheit die gewaltige Wahrheit hinein, daß es kein göttliches Vergeben, kein Heil und keinen Frieden gibt, wenn wir nicht erst unsere Sünden mit Tränen abgewaschen und unsere Wunden mit dem glühenden Eisen der Selbstverurteilung ausgebrannt haben.

Gesetzlichkeit ist Schillers Kreuzesforderung nie und nimmermehr. Wer das behauptet, kennt überhaupt Schiller nicht. Seine hochideale und herzensfreie Sittlichkeit hat nirgends etwas Starres, Kaltes, Gesetzliches an sich. Und wie könnte er Maria

Stuart zum Frieden erstehen lassen, wenn er nicht in der Welt seines Idealismus Gottesmächte der Erlösung und der Versöhnung wüßte? Auch in die Welt seines Geistes, ob er schon das Empfundene nicht in der Sprache der Kirche zum Ausdruck bringt, leuchtet hinein die Liebe und Gnade des himmlischen Vaters Jesu Christi.

Wer sich nur recht in die heutige Dichtung vertieft, wird auch deren warmen Odem spüren. Aber freilich im Vordergrund des dramatischen Bildes steht nicht der religiös beseligende Gehalt des Karfreitags, sondern sein mächtig das Gewissen anfassender Ernst, das heilige Aber seiner unerläßlichen sittlichen Bedingungen. Und das ist gut so! Das ist die wertvolle und notwendige Ergänzung der kirchlichen Glaubenspredigt!

So sehen wir sie denn heute beide unter dem Kreuze stehen, Luther und Schiller, beide seine großen Zeugen. Und des sterbenden Erlösers Mund spricht zu Luther: Siehe, das ist dein Sohn! — und zu Schiller: Siehe, dein Vater! Die beiden sind aufeinander angewiesen und sollen miteinander Christi Werk in unserem Volke vollbringen. Deutsche Frömmigkeit soll immer mehr loskommen von allem Sonderleben der Kirche, das das Walten und Sichoffenbaren des Herrn in anderer als ihrer Glaubensweise nicht zu verstehen vermag; der Luthergeist soll, was groß und wahr ist in unserem Geistesleben, als seines eigenen Lebens Sproß erkennen und sich entschließen, aus des Dichters Idealen einen Kranz zu flechten, der durch die Dornenkrone hin die Siegerstirne des Gekreuzigten schmücke. Aber die Poesie, die Kunst andererseits hat unbedingt die Aufgabe, ihren engen Zusammenhang mit der Religion zu fühlen und aus ihr sich immer tiefer zu beseelen. Und wie Schiller einst seine „Stuart“ geschrieben hat, ein Richard Wagner den „Parzival,“ so soll deutsche Kunst immer mehr mithelfen, unserem Volke das tiefe und doch so lichte Liebesmysterium von Golgatha zu deuten und dem Gekreuzigten in Tönen der Schönheit ihr Hosiannah zu singen.

Amen!

Gedächtnisfeier Christi.

Erkenne mich, mein Hüter,
Mein Hirte, nimm mich an!
Von dir, Quell aller Güter,
Ist mir viel Gut's getan:
Dein Mund hat mich gelabet
Mit wunderbarem Trost,
Dein Geist mich reich begabet
Mit süßer Himmelskost.

Recht ist es und wahrhaft würdig und heilsam, daß wir dir, Herr, ewiger, allmächtiger Vater, allzeit und überall danksagen! Du bist barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Güte und Treue! Wir aber sind zu geringe aller Barmherzigkeit, die du an uns getan hast und fürder tun willst. Du ladest uns zum Abendmahle deines Sohnes und willst dich selbst uns dargeben in seiner Gemeinschaft. O unsere Seele verlanget nach dir, nach deiner Versöhnung! Öffne denn unsere Herzen dem, der da spricht: Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an! Laß diese Gedächtnisstunde seines Todes uns zu einem neuen Anbruch ewigen Lebens werden, daß wir als seine Erlösten auf seines Friedens Bahnen deines Heiles teilhaftig werden mögen, hier in der Zeit, bis auch wir einst dahinfahren durch das dunkle Tor zum Schauen dessen, was wir mit ihm und in ihm geglaubt haben. Amen.

Matth. 25, 34: „Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt!"

[In der Vorbereitungsansprache darüber wurde den blutigen Fehden um Erdenreiche, wie sie in Schillers „Maria Stuart" uns entgegentreten, das große Ringen der Menschheit um das Himmelreich gegenüber gestellt. Im blutigen Leiden von Golgatha ist es uns erkämpft, Tränen und Schmerzen in ungezählter Menge hat es gekostet durch die Jahrtausende hin. Es sind die Opfer der edelsten Menschenherzen, die uns das herrliche Gut bereitet haben, das wir von unseren Vätern ererbt haben in unserer Religion, in unserem Glauben und Lieben, in allem, was wir am Christentum und durch das Christentum

besitzen. Wahrlich, es ist ein teuer erworbenes Vermögen uns darin übergeben! Wir sind reiche Erben, wir dürfen in dieser geistigen Erbschaft uns fühlen als die Gesegneten des Vaters. Wir kennen keine Not, kein Darben der Seele. Immer haben wir davon zehren können. Unser Köstlichstes im Leben, unsere heiligsten Stunden, unser bestes Vollbringen, Halt und Trost und unseres Herzens Frieden verdanken wir diesem Besitztum der Menschheit. Von unserem ersten Erwachen, vom Anbeginn unserer eigenen Welt, leben und nehmen wir daraus. Aber ob wir auch wirklich immer so viel daraus entnommen haben, als sich uns darbot? Ob wir von dem so heiß Errungenen nichts haben entschwinden und verkommen lassen durch Gleichgültigkeit, durch religiöse Erschlaffung und sittliche Lässigkeit, durch weltseliges Treiben und unideales Denken und Tun, wenn es uns gut ging, durch kleinmütiges Murren und Klagen in bösen Tagen, durch Sünde und Schuld? Uns fehlt so oft die freudige Glaubenserfahrung. Warum? Weil wir nicht daran denken, daß solch ererbtes Gut nur dann ein lebensvoller Besitz für uns wird, wenn wir es uns immer wieder für uns selbst zu eigen machen in der gleichen Herzens- und Charakterkraft, mit der es einst erstritten ist. Das ist es, wozu uns hier Christi Todesfeier ermahnt, wozu er uns aber auch hilfreich Beistand leisten will in der Seelenweihe und Lebensvertiefung seines Abendmahls. Kommt her! Dieser Ruf zum Tische des Herrn ist ein Ruf hinein in die Gottestiefen seiner schöpferisch gewaltigen und Seelen aufrichtenden Persönlichkeit. Seine welterlösende Christusliebe, im Brot und Wein zu unserem Glaubensleben sprechend, ist die Kraft, die die Ideale unseres Herzens in Fleisch und Blut zu verwandeln vermag.]

Gekreuzigter, um dich scharen sich, die da sterben wollen! Die Schauer deines Todes umfangen uns; wir fühlen dein treues Heilandsherz, wie es durch sein bitteres Leiden um das Heil der Welt, auch um unser armes Leben gerungen hat. Wir sind die Deinen. In deinen Tod zieht's uns hinein mit der Liebe Gewalt. Wie sollten wir dem Geiste leben wollen, der

dein Schmerz war? Nimm uns hin, nimm alles hin, du Glanz aus Gottes Leben, was in uns Finsternis ist, ob es uns auch als hellstes Licht erschien, alles was Sünde und Torheit ist vor deinem großen Menschenherzen: unseren Stolz, unser falsches Vertrauen auf die Weisheit und Güter der Welt, unser unwahres Wesen und des Herzens eitles Sinnen. Nimm hin, was in unserer Brust deiner Zucht widerstrebt und in deines Vaters Willen sich nicht fügen will. Es ist noch so viel in uns, was den besseren Menschen, dein Bild in unserer Seele, trübt. Nach deiner Gerechtigkeit hungert und dürstet uns, und unser Herz sehnt sich nach der Verwandlung in dein Wesen! O stärke uns heute in deines Todes Kraft zum Leben in deiner Welt, richte uns auf zu deiner Liebe und Wahrheit und sprich zu dem mühseligen und beladenen Sinn dein Trosteswort von der Gnade und Vergebung deines Vaters. In deinem Namen, Herr, unser Heiland, — — Geliebte, die ihr dem tiefen, wunderbaren Geheimnis seiner Liebe naht, im Namen dessen, der sein Leben für uns dahingegeben hat, rufe ich es allen zu, denen ihre Sünde von Herzen leid ist, und die in ernsten Gelübden nach der heiligenden Berührung mit dem Heiligen Gottes verlangen: das Alte ist vergangen, deine Schuld ist von dir genommen, siehe, ein Neues will dein Gott dir jetzt geben, — gehe hin und wandle, komm her und empfange aus dem Tode das Leben: was er zusagt, das hält er gewiß, halte auch du es, bleib treu dem Treuen! Amen.

Abendmahl.

Ich bin dein. Sprich du darauf ein Amen!
Treuster Jesu, du bist mein.
Drücke deinen teuren Heilandsnamen
Brennend in mein Herz hinein!
Mit dir alles tun und alles lassen,
In dir leben und in dir erblassen,
Das sei bis zur letzten Stund'
Unser Wandel — unser Bund.

Vater Unser. Segen.

III.

Verklärung.

14.

Der Genius. Kolumbus.

Gottesdienst am 2. Osterfeiertage.

Gemeindelied:

O auferstandner Siegesfürst,
Du Leben aller Leben!
Heut bringst du Friede, da du wirst
Zur Freude uns gegeben;
Bracht' unsre Not
Dich in den Tod:
Jetzt bist du auferstanden
Und frei von Todesbanden.

Schriftverlesung am Altare:

Phil. 2, 8—11. 1. Petr. 2, 21—22. Kolosser 3, 1—4.

Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöhet und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist: daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters.

Und er hat uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußtapfen, welcher keine Sünde getan, ist auch kein Betrug in seinem Munde gefunden.

Seid ihr nun mit Christo auferstanden, so suchet, was droben ist, da Christus ist, sitzend zur Rechten Gottes. Trachtet nach dem, was droben ist, nicht nach dem, was auf Erden ist.

Denn ihr seid gestorben, und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott. Wenn aber Christus, euer Leben, sich offenbaren wird, dann werdet ihr auch offenbar werden mit ihm in der Herrlichkeit. Halleluja!

Christusfeier:

Lebensgewaltiger, dich grüßen deine Jünger! In Anbetung Gottes, aus dessen Geist und Kraft du den Sieg errungen hast über die Mächte der Finsternis, singen wir dir unsere Feierlieder, dir unserm Herrn und ewigen Haupte: deiner Liebe Macht, die sterbend sich die Welt unterworfen hat, deines Lebens herrlichem Offenbaren, aus dem wir selbst erstanden sind und all unser Bestes haben. Du reicher Fürst der Ehren, wie hast du uns reich gemacht und willst uns immer mehr geben in dem Bunde des Glaubens, der unsere Herzen mit dir verknüpft!

O walte, Verklärter, in des Vaters segnender Liebe über deiner Gemeinde; regiere du unser Denken und Schaffen, daß, was wir tun, alles was wir sind, in deinem Sinne dem Höchsten diene und vor ihm bestehen könne. Daß unser Leben, aus dir gelebt, ihm wohlgefällig sei und, in dir immer mehr sich läuternd, uns den Frieden gebe, nach dem unsere Seele verlangt. Vollbringe an uns auch heute dein Osterwerk, daß, was tot ist, in uns auferstehe, was noch gebunden ist, frei werde in deiner Siegesmacht.

Laß unser ganzes Volk etwas spüren von deinem belebenden Odem, o Christus, du Gottessohn, der du einst auch in unserer Mitte und aus unseres Volkes heiligster Kraft dein Grab gesprengt hast und glorreich auferstanden bist. Du bist der Unsere, willst es sein und willst uns führen zu all dem Großen, was Gott der Herr dem deutschen Geiste als seinen Weltberuf verordnet hat. Mache uns dessen wert, adle uns, segne die Deinen. Gehe auf über uns in deiner ganzen Herrlichkeit, über allen Ständen unseres Volkes, über hoch und niedrig, daß sie alle dich erkennen und dir immer treuer werden.

Umleuchte mit deinem Christusleben des Kaisers Thron und des Landes Vertreter. Erfülle unsere Fürsten, wie auch den Rat dieser Stadt mit hohen Gedanken und laß alle, die Macht unter uns haben, ein Hort werden deiner Wahrheit,

aber auch deiner Freiheit. Erhalte unser Bremen in diesem Geiste der Väter, daß es als Glied des großen Vaterlandes, von diesem gestützt und getragen, dem Ganzen doch auch viel zu spenden vermöge, hohes, reines, geistesfreies Leben aus deiner Fülle, Lebensgewaltiger! Lob sei dir gesungen an deinem Osterfest und in dir Lob und Preis der Anbetung dem Vater in der Höhe! Amen.

Zwischenvers:

Erstandner, ich frohlocke dir!
Dein Sieg ist auch mein Leben.
Du lebst und herrschest, wirst auch mir
Ein ew'ges Leben geben.
Du wirst auch mein Regierer sein
Und neue Kräfte mir verleih'n,
Mit Freuden Gott zu dienen.

Matth. 17, 1—9:

Und nach sechs Tagen nahm Jesus zu sich Petrum und Jakobum und Johannem, seinen Bruder, und führte sie beiseits auf einen hohen Berg, und ward verklärt vor ihnen, und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß als ein Licht. Und siehe, da erschienen ihnen Moses und Elias, die redeten mit ihm.

Petrus aber antwortete und sprach zu Jesu: Herr, hier ist gut sein; willst du, so wollen wir hier drei Hütten machen, dir eine, Mosi eine und Eliä eine. Da er noch also redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke; und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören.

Da das die Jünger höreten, fielen sie auf ihr Angesicht und erschraken sehr. Jesus aber trat zu ihnen, rührete sie an und sprach: Stehet auf und fürchtet euch nicht! Da sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie niemand denn Jesum allein.

Und da sie vom Berge herabgingen, gebot ihnen Jesus und sprach: Ihr sollt dies Gesicht niemand sagen, bis des Menschen Sohn von den Toten auferstanden ist.

Matth. 28, 16—18:

Aber die elf Jünger gingen nach Ostern in Galiläa auf einen Berg, dahin Jesus sie beschieden hatte. Und da sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder, etliche aber zweifelten. Und Jesus trat zu ihnen, redete mit ihnen und sprach: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden!

Liebe Gemeinde! Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig, zu nehmen Kraft und Reichtum und Weisheit und Stärke und Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit — so heißt es nicht bloß in der Offenbarung des Johannes. Alle osterlichen Schriftworte, die wir heute vernahmen, kommen darauf hinaus, daß dem Lebensgewaltigen Macht gegeben und verheißen ist über aller Menschen Herzen. Und dahinein tönt es bedeutungsvoll aus dem Schluß des Schillerschen Gedichtes „Der Genius“:

Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt!

Dieses schöne Dichterwort soll der Grundgedanke unserer Festpredigt sein.

1.

Meine Freunde! Man redet in der Mathematik von konzentrischen Kreisen. Hat man einen Kreis geschlagen, so kann man die Arme des Zirkels weiten und von demselben Punkte aus einen zweiten und größeren ziehen. Solche konzentrische Glaubenskreise umgeben nun auch das Osterfest.

Der Mittelpunkt aller Osterfreude ist nicht, wie oft behauptet wird, das offene Grab in Jerusalem, nicht irgend welcher wunderbare Vorgang mit dem Leibe Christi, den man erst „glauben“, auf die Berichte anderer hin für wahr halten müßte, und den viele bestreiten; sondern die ganz unleugbare Tatsache der unverwüstlichen Lebenskraft Christi, für die die Menschheitsgeschichte und unsere eigene Seelengeschichte der Beweis sind, und der nie entgegengehalten werden kann: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.“

Um diese osterliche Zentralwahrheit der inneren und alles besiegenden Lebensherrlichkeit Christi bewegt sich nun der

engere Kreis dessen, was wir dabei zunächst empfinden. Wir denken heute daran, wie er verworfen, verhöhnt, gekreuzigt ins Grab gesunken ist, aber trotz Verblendung und Feindschaft der Welt triumphierend das Feld behauptet hat. Er ist in der Macht seiner inneren Überlegenheit aus der tötenden Umklammerung der Sünde erstanden und herrscht unter uns lebensvoll, erlösendes Leben aus Gott dir und mir und allen denen spendend, die zu ihm sich halten. Solche Erfahrungen an seiner Seele, die jeder rechte Christ im Schmerz und in der Unruhe seines Daseins, in seinen Versuchungsstunden und im Seufzen seines Schuldgefühls tausendfach an sich gemacht hat, die dann allerdings im Ermatten der höheren Empfindung manchmal ganz ausbleiben wollen, nach denen er sich dann sehnt, um die er Gott bittet, daß sie ihm wieder in aller Freudigkeit und Gewißheit werden möchten, nennen wir unsern Osterglauben.

Aus dem Kreise solches inneren Erlebens stammen die biblischen Ostererzählungen und auch all unsere Ostergesänge. Sie sind der von Gottes Lebensodem durchdrungene Zuspruch an das Christenherz: Dein Heiland lebt, lebt auch dir, so sammle denn nun deinen Sinn aus aller Entfremdung des Lebens, kehre dich mit aller Treue, mit aller Wahrhaftigkeit zu ihm, daß du aus Schwachheit und Traurigkeit zu schönem, großem Osterleben erstehest. Und solch eine Osterstimmung erklingt auch einmal in Schillers Dichterwelt, am Schluß der „Jungfrau von Orleans". Wenn Johanna da, aus Banden und Verwerfung auferstanden, sterbend und doch siegend ihre unzerstörbare Verbundenheit mit ihrem Volke feiert, wenn da alles reuevoll, in dankbarer Herzenszuwendung sie preist, so tritt uns aus diesem Verklärungsbilde des Dramas Christussieg und Osterleben entgegen.

In den Dichtungen, die nun aber für heute angesetzt sind, in Schillers „Kolumbus" und in seinem „Genius", wirst du das zunächst vermissen. Ebenso in der Verklärungsgeschichte unseres biblischen Textes. Wir stehen mit beidem in dem weiteren Osterkreise, der dem Festgedanken der Lebensherrlichkeit Christi zwar ferner liegt, aber doch ebenfalls aus ihm als seinem Mittelpunkte hervorgegangen ist. Daß jene

Verklärung Christi inmitten des Moses und des Elias schon in der Jüngergemeinde mit ihren späteren Erfahrungen zu Ostern in einen inneren Zusammenhang gebracht worden ist, sieht man ja daran, daß der Evangelist beim Niederschreiben dieses Erlebnisses Jesus die Worte in den Mund legt, sie sollten niemand etwas davon sagen, bis des Menschen Sohn von den Toten auferstanden sei.

Diese Verklärung auf dem hohen Berge ist ein historischer Vorgang. Es ist die Erinnerung an eine unvergeßliche Stunde ihres Jüngerlebens, wo der Meister über Moses und die Propheten zu ihnen gesprochen hatte. Moses und Elias, diese gewaltigen Gottesmänner und für ihr jüdisches Bewußtsein die alles überragenden Größen, hatte Jesus offenbar in Ehrfurcht vor ihnen anerkannt und als die Boten Gottes gepriesen. Das klingt aus dem Worte des Jüngers vom Hüttenbauen wieder. Bei den beiden ist gut sein, da ist man Gott nahe! Doch an drei Hütten denkt Petrus: neben denen für diese Heiligen ihres Volkes will er auch eine für Jesus bauen. Es ist klar, wie das zu verstehen ist. Je mehr der Meister vom Standpunkte seines eigenen sittlich-religiösen Lebens auf diese Großen in Israel einging, desto mehr drängte sich ihnen eine ihnen noch nicht gekommene Erkenntnis auf: sie fühlten es unter seiner Rede, und von Wort zu Wort empfanden sie es lebendiger, wie dieser geringe Mann aus Nazareth, bis dahin ihnen nur ein Rabbi, also nur ein Lehrer und Deuter der alten Offenbarungen, vor ihnen emporwuchs; wie er, mit diesen Koryphäen ihrer Religion im vertrautesten Seelenaustausch stehend, diesen durchaus verwandt, ja völlig ebenbürtig wäre, — auch wie sie ein Prophet, ein schöpferischer Geist, in dem die Tiefen der göttlichen Offenbarung zu neuem Geben sich wieder erschlossen haben.

Also drei Hütten — Jesus war ihnen mit Moses und Elias in eine Reihe der Bedeutung getreten! Aber dabei blieb es nicht. Die Stunde riß sie weiter. Indem er von den erleuchteten Geistern der Vorzeit sprach, leuchteten seine Augen auf in Ewigkeitsglanz, Ewigkeitsgehalt verklärte seine Rede, seine Mienen, seine ganze Gestalt, und immer höher erhob sich vor

ihnen seine Persönlichkeit. Sein Evangelium, sein Leben und Wesen traten schließlich vor ihnen in eine Glorie des Geistes, daß Moses und Elias, die Hochgefeierten, davor geradezu ins Dunkel zurücktraten und vor seiner lebensgewaltigen Seelengröße völlig verschwanden, sie sahen niemand mehr als Jesum allein. Dies ist mein lieber Sohn, mein Wohlgefallen, sprach zu ihnen die Stimme von oben — Moses und Elias sind nur meine Werkzeuge gewesen, um ihn hervorzubringen — Jesus ist das Ziel meiner göttlichen Gedanken, ihn habe ich eingesetzt zu meinem Lebensspender an euch, den sollt ihr hören!

Das war gewissermaßen Jesu erste Auferstehung noch bei Lebzeiten: es war sein Durchbrechen in ihrem ahnungsvollen und doch schon so gewissen Empfinden zum Geglaubtwerden als der Christus, wie das dann Petrus bei Cäsarea Philippi auf Jesu Frage, wer er sei, zum Ausdruck bringt: Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn! Es ist entschieden ein Irrtum, wenn Matthäus dieses Bekenntniswort vor jene Verklärungsstunde gestellt hat.

Meine Freunde! Machen wir uns folgendes klar. Uns heute ist es ja selbstverständlich, daß Jesu an Größe keiner zu vergleichen ist. Durch das Neue Testament und eine zweitausendjährige Bezeugung seines Geistes steht er vor uns als der alles überragende Gottessohn, als die leuchtende Heilandsgestalt der Menschheit, ein „Glanz vom ew'gen Lichte, von Gottes Angesichte, der Herr der Herrlichkeit". Wir wissen, daß alles Licht vor ihm nur voraufgehendes Morgenrot gewesen, und alles nach ihm nur seine Ausstrahlung ist. Aber woher sollten seine Jünger damals von dieser seiner Bedeutung schon einen Begriff haben? Für ihr Bewußtsein war er anfangs, so sehr sie ihn auch liebten und verehrten, doch nur der Zimmermann aus Nazareth, einer aus ihren Kreisen und diesen geheiligten Namen der Bibel gegenüber nur ein Profaner.

Es ist ungefähr so, als wenn ich sage, was ich tatsächlich behaupte: Schiller ist vor Gott eben so ein Apostel wie Paulus. Da staunt wohl mancher. Was? Dieser uns so nahe stehende und weltliche Dichter auf eine Stufe gestellt mit einem

der Größten in der heiligen Schrift, von dessen Briefen es heißt, daß sie von Gott wunderbar eingegeben seien, den wir auf alten Kirchenbildern so oft mit dem Heiligenschein ums Haupt abgebildet gesehen haben, und vor dessen Namen man das „Sankt" Paulus setzt? Sage ich nun aber gar, was in gewisser Hinsicht ebenfalls meine Meinung ist: Schiller soll nach Gottes Willen uns Deutschen noch höher stehen als Paulus, so wird das den meisten Christen heute unfaßlich sein, ja es wird ihnen wie ein Frevel an der Bibel erscheinen.

Wenn nun damals, am Anfang ihres Zusammenlebens, einer zu den Jüngern gesagt hätte: Dieser Handwerksmann aus Galiläa, dessen bürgerliche Verhältnisse, Abkunft und Familie, dessen Erscheinung und Leben durchaus in Erdenfarben gehalten vor euch stehen, und dessen Mund tausendfach von irdischen Dingen redet, der ist ebenso gut und noch mehr, als diese Gottesmänner des Alten Testaments, ein Gottgesandter und der Träger göttlicher Lebensherrlichkeit, sie wären bei aller Verehrung für Jesus entsetzt gewesen über solche Profanierung des Heiligen.

Jetzt auf einmal gehen ihnen dafür die Augen auf! Jetzt schauen sie plötzlich den Geistesglanz des Himmels in dieser vermeintlichen Profangestalt des Lebens! Das war wie ein Erwachen, noch ganz in Betäubung über das Neue, ein Erschrecken im Gefühl des Gewaltigen, das in seiner göttlichen Majestät so lange unerkannt unter ihnen gewesen war. „Da das die Jünger hörten, fielen sie auf ihr Angesicht."

Was ihre Augen geöffnet und die Herrlichkeit Christi ihnen offenbar gemacht hatte, war nicht etwa ein Wundereingriff in ihr Leben, nicht ein magischer Lichtzauber, der auf einmal die Gestalt Jesu umgeben hätte. Das Leuchten seines Angesichts und seiner Erscheinung, wovon hier erzählt wird, daß selbst sein Äußeres, selbst die unscheinbare Hülle seines Körpers wie in höherem Schimmer vor ihnen gestanden hätte, ist der Eindruck ihrer Seele, ihres von dem Zauber seiner Persönlichkeit überwältigten Innenlebens.

2.

Versuchen wir uns nun diesen einzigartig gewaltigen Eindruck von Jesus, daß man das Höchste, den Messiasnamen, auf den schlichten Zeitgenossen zu übertragen wagte, und daß wir bis heute ihn in einem Vollsinn wie keinen Sterblichen Gottes Sohn und unsern Herrn nennen, zu erklären, so steht als die alles sagende Deutung dafür jenes Schillerwort vor uns: „Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt." Von hier aus, um Jesu lebensherrliche und lebensmächtige Persönlichkeit recht zu erfassen, treten wir jetzt an das Gedicht heran.

Schillers „Genius" hieß ursprünglich „Natur und Schule" im Sinne des Gegensatzes von Natur und Kultur. Der Dichter will hier seinem Volke und seiner Zeit das Rätsel aller Lebensentwickelung verkünden. Das Ziel alles geschichtlichen Werdens im Großen der Menschheit wie im einzelnen Menschendasein ist nach ihm das Auferstehen aus der Kultur zur Natur. Das aber nicht gemeint, wie einst bei Rousseau, als die Rückkehr zum rohen, ungebundenen Naturzustande der Unkultur, der Verachtung aller kulturellen Güter und Errungenschaften.

Hat der Dichter dafür wohl in seiner Jugend einmal geschwärmt, in Sturm- und Drangestagen, so ist doch jetzt auf der Höhe seiner Schönheitsempfindung und in der Reife seiner sittlichen Wahrheitserkenntnis die menschliche Kultur ihm der Arbeit des Künstlers vergleichbar, der aus des Marmorblockes rauhem Gestein mit seines Meißels Griffen das edle Bildnis herausholt. Kultur ist Bildung, notwendig und gut; aber sie soll nicht stecken bleiben im Zustande des Unfertigen mit seinen Meißelrissen, mit seinem Unwahren und Unnatürlichen, sondern eben zu diesem edlen Bildnis soll sie führen. Dieses Götterbild aber der Vollendung ist die — Natur, die schöne, wahre, große Menschennatur.

Während nun wir heute nach unserer gewiß richtigeren Erkenntnis die Anfänge der Menschheit in einem ans Tierische grenzenden rohen und wilden Barbarismus suchen, steht Schiller auf dem biblischen Boden der Annahme eines paradiesischen Urzustandes, wo der Mensch noch im Naturtrieb gut

und damit glücklich war. Er denkt sich die Ursprünge unseres Geschlechtes als eine Zeit, wo der Sinn „treu wie der Zeiger am Uhrwerk auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies.“ Die echte, wahre Menschennatur wäre somit im Beginn unserer Geschichte bereits vorhanden gewesen, wenn auch nur instinktiv und ohne Bewußtsein von sich. Von dieser ursprünglichen Seelenschönheit sei dann der Mensch abgefallen im Toben der Leidenschaft; es hat „vermessene Willkür der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört,“ das Gefühl ist entweiht, und „die Stimme der Götter verstummt in der entadelten Brust.“

Es gilt also, das Verlorene wiederzufinden, die verschüttete Quelle wieder aufzugraben. Das sei die Aufgabe der Kultur. Die Kultur, die allerdings nach der einen Seite hin, als bloße Zivilisation, verbildend, immer weiter verschüttend, den Menschen unwahr und unnatürlich machend wirkt, ist doch als höhere Geisteskultur nach Schiller eine heilende, rettende, segnende Macht der Zurückführung zum Wahren und Guten, zur Natur. Die Kunst und — worauf hier im Gedicht besonders Gewicht gelegt wird — die Philosophie, vor allem die sittlich wertvolle Philosophie Kants mit ihrem Ergründen des innersten Wesens der Menschheit, ist es, die Schiller als die diesen edlen Bildungsdienst verrichtende Geistesgewalt schätzt und oft anpreist.

Danach wäre ja wohl der philosophisch-ästhetische Geist der Heiland der Menschheit? Seht, wie fern dieser Schiller dem Christentum steht! rufen viele aus. Von der Vernunft, der denkenden und schön empfindenden Vernunft, verspricht er sich Heilung der Seele, Erlösung des Willens, Veredelung des Wesens, Auferstehung zur göttlich großen Natur!

In der Tat, wenn Schiller *nichts als das* zu sagen und zu geben hätte, wäre seine Beisteuer zur Versittlichung unseres Geschlechtes und seine Bedeutung in der Geschichte des deutschen Christentums herzlich gering. Solche *bloß* philosophisch-ästhetische Kultur wird keinem Menschen, auch dem gebildetsten nicht, zur Auferstehung und zur Herausbildung der Persönlichkeit

verhelfen. In der Philosophie wie in der Kunst, darin allein, ist nichts von der Lebensgewalt der Ostern. Aber der so die Geistesbildung preisende Schiller ist ja gar nicht der ganze Schiller, nicht der Dichter, wie er heute in seinem „Genius" seine innerste Sinnesrichtung ausspricht.

Was steht denn nun in diesem Gedicht? Man kann geradezu sagen: etwas von der Verklärungsgeschichte des Matthäusevangeliums nach ihrem großen Grundgedanken steht darin, nämlich daß die Philosophie zwar eine hochansehnliche Macht sei, Gesetzgeberin und Prophetin, Moses und Elias zugleich; sie steige mit horchendem Geist nieder in das stillere Selbst, um die göttliche Natur zu entdecken, und in ihrer schwerverständlichen, mystischen Schulsprache sei hohe Weisheit zu der Menschen Heil enthalten, — daß sie aber das Höchste nicht sei: wäre aus jenen heiligen Naturanfängen der Menschheit einer übrig geblieben, der würde die Philosophie nicht nur nicht brauchen, er würde diese Mächte der Geisteskultur vielmehr an innerem Werte und an erlösender Lebenskraft weit überragen und sie mit seinem Seelenglanze verdunkeln. Und da zeichnet Schiller nun ein wunderbares Bild, in dem der wahre, ganze Schiller zum Vorschein kommt. Er begrüßt dieses Kind der Natur mit den schönen Worten:

Hast du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,
    Nie des frommen Instinkts liebende Warnung verwirkt,
Malt in dem keuschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit,
    Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Brust,
Schweigt noch in dem zufriednen Gemüt des Zweifels Empörung,
    Wird sie, weißt du's gewiß, schweigen auf ewig, wie heut,
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
    Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz —
O dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld!
    Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir!
Jenes Gesetz, das mit ehrnem Stab den Sträubenden lenket,
    Dir nicht gilt's! Was du tust, was dir gefällt, ist Gesetz.
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort:
    Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
    Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
    Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

Meine Freunde! Hier haben wir das Geheimnis der Persönlichkeit Christi. Als der Mensch doch der eingeborene Sohn Gottes, nicht in irgend einem dogmatischen Sinne, sondern in dem des vollen göttlichen Adels seiner aus des Schöpfers Hand gekommenen Natur: wie er als das Kind dieser frommen Natur keinerlei Grübeln und Zweifeln kennt, sondern in ungebrochener Glaubenszuversicht am Herzen seines Vaters ruht, auch im Leid dessen voll gewiß, daß ihm, der ja Leben ist aus seines Gottes Leben, nichts abgehen, nichts zustoßen, daß ihn keine Angst der Welt und kein Tod aus dieser Gemeinschaft herausreißen könne, daß seiner Allmacht und Liebe heilige Gedanken ihn tragen.

Und wie er nun weiter in diesem innigen Zusammenhange mit dem Ewigen sich auch seines führenden Zuspruchs erfreut. Er braucht nicht erst mühsam lauschen auf dessen Stimme, ob sie auch rede, ob sie auch zu verstehen sei, ob er sie auch richtig deute: sie redet ihm beständig und redet so vernehmlich, redet so klar und bestimmt!

Wie da auch nichts an ihm ist von Qual zum Gehorsam: er kann gar nicht anders, wie den Willen seines himmlischen Vaters tun; er lebt und webt im Guten, in der Wahrheit, und daher trifft er in seines Wesens Einfalt das, was immer das Rechte ist, auch immer mit unbedingter Sicherheit. Das ist der Jesus, von dem alle fühlen und wissen, daß er keine Sünde getan hat, und daß kein Trug in seinem Innern ist — alle wissen's, nur er spricht: Was nennst du mich gut? Niemand ist gut, denn der Vater!

Und von dieser reinen Natur muß es nun strömen in göttlichen Lebensgewalten. Der nach keinem Gesetz fragt, weil er das Gesetz in sich trägt, — was er so tut aus innerstem Triebe, die anderen sehen es und machen es sich zur Richtschnur. Was er fühlt mit sicherer Empfindung, die Welt vernimmt es und rühmt sich dieser reichen Erkenntnis. Was seiner Seele Odem ist, die Herzen nehmen es auf, und es wird ihre treibende Kraft. Wie die Sonne, Licht und Wärme strahlend, die Erde beherrscht, so wird er der Herrscher über alles in seiner Liebe Gewalt:

alles fügt sich freudig und dankbar dem Zauber seiner belebenden Persönlichkeit, — einfach geht er und still durch die eroberte Welt!

3.

Ja, das ist uns Jesus! Und doch wird man nicht sagen dürfen, daß der Dichter ihn hier wirklich gemeint habe. Damals im Jahre 1795, wo das Gedicht entstand, lagen ihm Gedanke und Interesse an Jesus doch noch zu sehr unter dem Schutt des orthodoxen Dogmas begraben; es ist nicht anzunehmen, daß er sich da hätte gestimmt fühlen sollen, ihn dichterisch zu zeichnen.

Der Genius des Gedichtes ist zunächst nichts anderes, als der gute Instinkt im Menschen, den die Natur ihm in den Busen geprägt hat. Ein Jüngling, der die Wahrheit und das Rechte will, aber sich scheut vor der Philosophie als der „Gruft der dunklen Wörter", hat ihn gefragt, ob die philosophische Wissenschaft denn wirklich zum Frieden der Seele notwendig sei, ob er sich nicht einfach auf den Trieb des Inneren verlassen dürfe. Ja, antwortet ihm der Dichter, wenn dieser Naturtrieb in dir noch unverdorben ist, dann darfst du es. Und nun schildert er die unverdorbene Menschennatur aus der reinen und idealen Richtung seiner eigenen Natur.

Aber indem er es tut, packt es ihn wie den Bildhauer, dem seine Ideen zu Gestalten werden. Eine hohe, herrliche Gestalt formt sich unter seinen Fingern, sein Genius wird zur Person. Das ist nicht der angeredete Jüngling, der in seinem guten Willen, aber doch in seiner jugendlichen Unfertigkeit vor ihm steht, — es ist ein leuchtendes Lebensgebilde von unendlicher Seelenschönheit, die reine, fromme Natur in ihrer ganzen Größe und stillen Majestät. Und was der Dichter so schaut und zeichnet, das wird für ihn lebendig, das zieht mächtig sein Herz an, und er beugt mit der ganzen Welt der Geister seine Kniee in liebender Verehrung vor dem Bilde seines Seelenblickes. Alles, was sonst ihm als groß und schön gilt, erblaßt ihm als Moses und Elias vor diesem Genius der sittlichen Vollendung: ohne es schon zu wissen, sieht Schiller hier „niemand denn Jesum allein".

Das ist das Ostern in der deutschen Poesie, viel mehr noch als im Ostermorgen des Faust ein Auferstehen Christi aus dem Banne der Kirchenformeln. Er wird wieder lebendig, sein wahres Charakterbild tritt wieder hervor im Herzen unseres großen Idealisten, wenn dieser auch noch nicht sieht, noch nicht erkennt, wer der ist, den seine schauende Seele verehrt. Man kann darauf das Wort anwenden: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Schillers „Genius" ist Osterglauben. Daß dort am Ausgang des 18. Jahrhunderts mit seiner doch sittlich ziemlich schlaffen, bei allem geistreichen Wesen und künstlerischen Interesse doch stark entgeistigten, weil gegen das Christentum gleichgültig gewordenen Kultur unser Dichter für die schlichte Majestät einer Jesusnatur sich erwärmen kann, wie es vor ihm Goethe getan hatte in seiner „Iphigenie"; vielmehr aber noch, daß Schiller sie hier seiner Zeit so zuversichtlich als die ganz gewiß sie überwindende und die Welt sich erobernde Größe entgegenhält, als den wahren Genius der Menschheit, dem Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden, das ist, ob dieser Genius sich auch in seinem Bewußtsein mit Christus noch nicht deckt, Christusglauben, Osterglauben.

Zu diesem großen, hohen Glauben ruft Schillers Gedicht uns heute auf. Uns muß nun dieser osterliche Idealismus leichter werden als ihm, andrerseits freilich liegt die Sache für uns schwieriger.

Leichter wird er uns insofern, als Schillers Genius uns doch nicht mehr bloß ein schönes, herrliches Gedankengebilde ist. Für uns hat er Fleisch und Blut angenommen. Wir dürfen sagen: das Wort, das du da gedichtet hast, wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit. Mit dem Blick einer neuen Bibelbetrachtung haben wir den Menschensohn anzusehen gelernt, und jeder tiefere Blick heutiger Forschung erschließt uns mehr und mehr den in der Hülle des jüdischen Propheten einhergehenden und in den Vorstellungen seiner Zeit sich aussprechenden Genius der Religion. Unser Jesusglaube, bis auf den letzten Rest frei geworden von aller an der zweiten Person der Dreieinigkeit hängenden kirchlichen Auffassung, ist Geniusglaube ge-

worden, und andererseits hat unser Geniusglaube Kraft und Leben gewonnen aus dem Christusglauben unserer Herzen.

Schwerer jedoch wird es uns, mit Schiller zu sprechen: „Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt", deshalb, weil wir diesen Genius, der für uns Jesus Christus geworden ist, heute in heißem Kampfe sehen mit einer von Nietzsches Verfluchungen des Christentums betäubten und von Häckels Religion vorspiegelndem Atheismus bezauberten Welt, die mit aller Entschiedenheit, oft in dämonischen Losbrüchen, dem Osterfürsten sein Recht auf die Zukunft bestreitet. Und diese Feindschaft im geistigen Leben zieht ihre Kraft des Widerstandes gegen den christlichen Idealismus, den sie in sich selbst nimmermehr hat, ganz anders noch, wie zu Schillers Zeiten, aus einer in gewaltigen Zivilisationsfortschritten innerlich materialistisch gewordenen Kultur.

Freilich ist das ja nur die eine Seite der Zeitbetrachtung. Bei schärferem Hinsehen wird man finden, daß uns aus der Kultur der Gegenwart doch auch wieder reiche und starke ideale Hilfskräfte wachsen, und daß auch jene zornige Feindschaft wider das Christentum keineswegs eine im Haß gegen unseren Genius einig geschlossene Macht ist. Es walten darin doch auch Geistesrichtungen, die nicht dem Christentum selbst, sondern Einseitigkeiten und Entstellungen desselben widerstreben und die, im tiefsten Sehnen uns doch verwandt, mehr, als es oft scheint, zu Christus hinstreben. Wie tritt das im Suchen und Fragen der modernen Literatur jetzt oft so überraschend zutage!

Trotzdem stehen wir heute in bedrohlichem Gewoge, und es gehört viel, viel dazu, sich die frohe Gewißheit zu erhalten, daß all dieses Ungesunde seine Macht über unser Geschlecht wieder verlieren und einer Einsicht Platz machen soll, die sich demütig und empfänglich dem Walten des christlichen Genius wieder erschließen wird. Das ist es nun, um was wir immer wieder bitten müssen: Herr, stärke uns unter allem Spott und Grimm, mit dem wir es zu tun haben, den Glauben, stärke uns unseren Osterglauben an das Auferstehen der Herzen aus den modrigen Gräbern der Kulturverirrung zu der großen, wahren Menschen-

natur, wie du sie uns in Christus offenbart hast, — stärke uns unser begeistertes Schauen in seinen alles überwindenden Weltensieg!

4.

Ähnliche Empfindungen muß auch unser Schiller gehabt haben. Auch sein Idealismus bedurfte in der Widerrede der Welt der Ermutigung, auch sein Glaube an den Genius der Menschheit der ihn froh und gewiß machenden Befestigung. Und so sehen wir ihn denn nur wenige Tage, nachdem er das eben besprochene Gedicht geschaffen hatte, schon beim Dichten seines „Kolumbus". Sein starker Sinn greift in die eigene Brust und holt sich daraus den göttlichen Zuspruch:

Steure, mutiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde;
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

O was sind das für Worte, Worte einer wahrhaft heroischen Selbstgewißheit idealer Weltbetrachtung! Eine herrliche Glaubenszuversicht, um die viele Schiller beneiden werden, so groß und kühn und so — tief!

Wilhelm von Humboldt rechnet diese Verse zu dem Eigentümlichsten, was sein Freund gedichtet habe. In gewissem Sinne ist es überhaupt das Bedeutendste, was aus Schillers Feder geflossen ist, nicht das poetisch, aber an Charakter, Überzeugung und Welteinsicht Bedeutendste. Jedenfalls ist es das Frömmste, was wir von ihm haben. Es ist ein Zeugnis von der Art der männlichen Frömmigkeit Jesu, die Anbetung Gottes und in dieser Anbetung Gefühl vom eigenen Genius war.

Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde;
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß —

— das liegt auf einer Linie gleichgestimmten Gott- und Selbstvertrauens mit dem Kreuzeswort: Es ist vollbracht! Ob auch ringsum nichts dafür spricht, vielmehr alles dagegen spricht,

das Werk der endlichen Menschheitserlösung ist vollbracht, vollendet, es muß, muß unbedingt dazu führen — das weiß ich und das sage ich und das will ich kraft der Übereinstimmung zwischen dem göttlichen Weltenplan und meiner Herzensvernunft, zwischen Gottes Schöpfungsgedanken und meiner von ihm gebotenen Schaffenstat!

Da redet so ein rasender Christentumsfeind wie Nietzsche von Herrennaturen mit ungeheurem Willen. Ist selber ein schwächlich Männlein gewesen sein Leben lang, zart und weich in seiner Persönlichkeit und ohne besondere Energie, hat aber dabei sich und andere berauscht mit seinen schriftstellerisch-dichterischen Deklamationen von gewaltiger Menschenkraft, die verächtlich Hohn lacht über die armselige Sklavenmoral der Liebesreligion und alles Verkümmerte und nach seiner Meinung Lebensunwürdige mit Brutalität niederzutreten lehrt. Das sind seine Herrenmenschen. „Blonde Bestien" sind es, wie er sie rühmt.

Siehe, hier nun die wahren Herrennaturen! Es sind die gewaltigen Lebensgebieter, die ihre Stärke nicht in der Brutalität, sondern im Glaubensidealismus haben. Es sind die Männer und Frauen mit dem riesenstarken Glaubenswillen, der wahrhaft Großes vollbringt, der Welt zum Segen. Die Kolumbusgeister sind es, die, zur ungesehenen Küste steuernd, unentwegten Blickes der Wasser graue Unendlichkeit durchmessen: Weiter, weiter gen West! Ob auch Zeiten um Zeiten vergehen, und das Erstrebte sich nicht zeigt: Weiter, rastlos weiter! Ob die Welt auch spottet, was das solle, das führe in die ewige Nacht, Phantasterei sei all dies Sehnen und Hoffen, — ihr Mut erlahmt nicht, der Glaube wankt nicht, es schaut ihr Geist im fernen Wolkennebel Atlantis leuchtend aus dem Meere steigen, und sie wissen, daß der Augenblick kommen muß, wo es aus dem Mastkorb tönen wird: Land! Land! — — darum weiter, durch allen Wogendrang weiter gen West!

Die echte Herrennatur ist nicht roh zerstampfende Zerstörung, sondern heilige Kraft der Schöpfung. Es ist die mächtige Seelenenergie, die ihre Hand mit drin hat in Naturordnung

und Weltverlauf. Denn sie hat in frommer Demut dem Ewigen zu Füßen gesessen, hat seine Gedanken erlauscht, seine Ordnung erkannt, seine Naturnotwendigkeit durchschaut; sie hat sich in der Tiefe ihrer Vernunft oder ihres sittlichen Gefühls sagen lassen, was nach Gottes Willen ist und was darnach sein soll. Der Genius da drinnen in der Brust hat es erfaßt, nun streckt er die Hände aus und packt die Welt und spricht: Es werde! Es wird werden und muß sein!

So war des Kolumbus geniale Berechnung, schreibt Schiller in den philosophischen Briefen, auf die fehlende zweite Hemispähre gekommen. Da ging er die bedenkliche Wette ein mit einem unbefahrenen Meer, um diese große Insel Atlantis zu suchen, welche die Lücke auf seiner geographischen Karte ausfüllen sollte. Er fand sie, die Insel auf seinem Papier, und seine Rechnung war richtig. Die Insel auf seinem Papier — sagt der Dichter — er meint die Insel im durchschauten Schöpfungsplan. Dort hatte er sie gesehen, nun erschuf er sie für die Wirklichkeit menschlichen Besitzes mit seiner entdeckenden Tat, und nichts konnte seinen mit der Natur im Bunde stehenden Genius von dieser Entdeckung des neuen Landes abhalten, kein Opfer war seinem frohgewissen Glaubenswillen zu schwer.

Der Gebieterwille dieser gottvertrauten Herrenmenschen ist ein Schöpferwille. Dieser menschliche, aber von Gott bestimmte Schöpferwille durchwirkt die Vorsehung, die Weltgeschichte. Von ihm heißt es:

Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor —

— da steht vor uns die herrliche Reichsgründung des eisernen Kanzlers, — da blicken wir hinein in Luthers riesenhaftes Reformationswerk. Hier wie da ein Unternehmen, so tollkühn, ganz aussichtslos, ja ein frevelhaftes Wagen — nach der Menschen Reden und Gedanken, aber nach ihrer Überzeugung ein unbedingtes Muß, ein sicheres Gelingen: Gott will es, drum wollten sie es und setzten ihren gebietenden, Geschichte machenden Willen ein, und — siehe, es ward: Atlantis stieg aus dem Schoße der Schöpfung hervor!

So steht am Steuer der Kulturgeschichte der große Genius Jesus Christus, mit ihm alle, die seines idealen Geistes und seiner genialen Kraft sind. Durch Wogendrang und Wogenmacht, durch die Zweifel der Kleinmütigen und den Widerstand der Unmutigen führt er das Schiff: Atlantis wird gefunden werden, und wäre sie nicht, sie stieg aus den Fluten empor, die Atlantis der Menschheit, wo schöne, reiche Geisteskultur sich einen wird mit des Gotteskindes inniger, reiner Herzensnatur.

Ostern ist da! O stehe auf aus Verzagen und trübem Anschauen der Zeit, fasse neues, frohes und gewisses Vertrauen. Glaube an den Genius der Menschheit und unseres Geschlechtes hohes Ziel, daß ihm doch alle Macht gegeben ist; und was wir noch nicht haben, wird er schaffend der Tiefe entreißen! Glaube an den Lebensgewaltigen — aber dein Glauben sei nicht ein hoffendes Träumen von dem Zukunftsziel der fernen Jahrtausende, dein Glaube, o Christenherz, sei schaffende Tat, Gegenwartstat an dir und deiner Welt! Heilige Treuetat sei er in dem großen Sinn, der alles Schöne und Wahre liebend umfaßt, der auch von den Feinden unserer Religion lernt und nimmt, was etwa von ihnen zu nehmen ist, und der dabei doch in seinen tiefsten Empfindungen und letzten Entscheidungen „niemand sieht als Jesum allein“. Das ist des Vaters lieber Sohn, den wollen wir hören! Amen.

Vater Unser. Segen.

Schlußvers:
Wer an ihn glaubt, ist geboren
aus göttlichem Samen;
Selig ist, der sich bekennt zum
geheiligten Namen.
Der es verspricht,
Wohnet im ewigen Licht,
Seine Verheißung ist: Amen!

15.

Das Ideal und das Leben.

Gottesdienst am Sonntage Misericordias Domini.
Schillers Centenarfeier.

Gemeindelied. Schlußvers:
Alles ist euer! o Christen, vom
Heiligtum nieder
Schauet der Mittler auf seine ihm
ähnlichen Glieder;
Lächelt und spricht,
Frieden und Gnad' im Gesicht:
Alles ist euer, ihr Brüder!

Am Altare:

Psalm 147. 125: Lobet den Herrn, denn unsern Gott loben, das ist ein köstlich Ding; solch Lob ist lieblich und schön. Er sendet seine Rede auf Erden, sein Wort läuft schnell. Der Herr hat Gefallen an denen, die ihn fürchten, die auf seine Güte hoffen. Die auf den Herrn hoffen, die werden nicht fallen, sondern ewiglich bleiben, wie der Berg Zion. Um Jerusalem her sind Berge, und der Herr ist um sein Volk her, von nun an bis in Ewigkeit. Amen.

Zu unserm Volke kam ein Schwan gezogen
Vom Geisterland, ein wunderbarer Schwan,
Vor hundert Jahren heim ist er geflogen;
Wir rufen ihm auf seine Sternenbahn
Hinauf den Gruß vom niederen Gestade
Und denken heut der sonnenhellen Pfade,
Die er dahinzog, und der lichten Spur,
In deren Schein verklärt ward die Natur.
Licht floß ihm von der reinen Schwinge nieder,
Licht strahlt' er in des Schicksals dunkeln Gang,
Vom Glanz der Wahrheit blitzte sein Gefieder,
Und der Gedanke ward bei ihm Gesang,
Der ihn entzückt in trunk'nem Flug
Bis vor den Thron der Schönheit trug.

2. Cor. 3; Colosser 1: Nicht daß wir tüchtig sind von uns selber, etwas zu denken als von uns selber; sondern daß wir tüchtig sind, ist von Gott, welcher auch uns tüchtig gemacht hat, das Amt zu führen des neuen Testaments, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes, und welcher uns errettet hat von der Obrigkeit der Finsternis und hat uns versetzet in das Reich seines lieben Sohnes. Halleluja!

Was ich strahlen seh' am Throne,
Ist es nicht der Sieger Krone?
Was ich überm Grab dort höre,
Sind's nicht Überwinderchöre?
Feiernd tragen sie die Palmen,
Ihr Triumph erschallt von Psalmen.
Herr, du selber wollst mich weihen
Diesem Sabbat deiner Treuen!
Amen.

Psalm 126. 116. 118: Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein. Da wird man sagen unter den Völkern: Der Herr hat Großes an ihnen getan.

O Herr, ich bin dein Knecht, du hast meine Bande zerrissen. Du hast meine Seele aus dem Tode gerissen, mein Auge von den Tränen, meinen Fuß vom Gleiten. Ich will wandeln vor dem Herrn im Lande der Lebendigen. Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen!

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Gesang eines gemischten Chors:

Seelenfrieden, Himmelsfreud'
Läßt die Seinen er genießen,
Der gar kräftiglich sich heut'
Hat als Gottes Sohn erwiesen.
Ihn hielt nicht des Todes Band,
Halleluja, Christ erstand.

Herze, stell' dein Trauern ein,
Was dir stirbt, ist nicht verloren,
Christus geht zum Leben ein,
Nun wird alles neu geboren.
Heil dem Glauben, der's empfand,
Halleluja, Christ erstand.

Zwischenvers der Gemeinde:

Christus lebt! Wer an ihn glaubt,
Stirbt nicht, ob der Leib auch sterbe.
Christi Glied, du folgst dem Haupt,
Erbst mit ihm sein Lebenserbe,
Stehst mit ihm, Halleluja,
Siegreich über'm Grabe da.

Joh. 5, 21:
Der Sohn macht lebendig, welche er will.

2. Cor. 3, 17—18:
Der Herr ist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Nun aber spiegelt sich in uns allen des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht; und wir werden verklärt in dasselbige Bild von einer Klarheit zu der andern, als vom Herrn, der der Geist ist.

1.

Liebe Gemeinde! „Völker verrauschen — Namen verklingen — finstre Vergessenheit breitet die dunkelnachtenden Schwingen über ganzen Geschlechtern aus. Aber der Fürsten einsame Häupter glänzen erhellt, und Aurora berührt sie mit den ewigen Strahlen als die ragenden Gipfel der Welt." — — Diese Stelle aus der „Braut von Messina" steht in dem Fremdenbuche auf einer berühmten Aussichtshöhe der Alpen. Wir lasen sie einst bei verglimmendem Lampenlicht, als wir, umgeben von einer noch ganz in Nacht begrabenen Welt, dem Sonnenaufgang entgegenwachten. Eine Stunde später standen wir draußen mit gefaltenen Händen, in Ehrfurcht versunken: unter dem Flimmern und Leuchten des Morgenrots enthob sich der finsternächtlichen Erdengruft die Gestalt eines Fürsten, Purpur seines Felsenleibes Gewand, Licht sein Geschmeide, und um das schneeweiße Haupt des himmlischen Feuers goldener Reif. So zeigte sich seine Herrlichkeit, und stumm die Welt durchtönend sprach der Geist des Berges:

Die letzte Wahrheit ist das Reine!

Meine Freunde! Dieser Tag stellt uns alle heute hinaus auf eine Warte hoher Empfindung. Vor uns liegt eine Fürstengruft, und siehe, ihr entsteigt jetzt lichtes, großes Leben! Da wenden sich eure Blicke wohl hin zu der Grabstätte des herzoglichen Hauses in Weimar, wo Karl August in gerechter Würdigung der königlichen Hoheit des Genius seinen beiden Dichterfürsten die letzte Ruhe bereitet hat. Doch dieses Gewölbe, wo Schillers Gebeine bestattet liegen, ist uns eigentlich mehr nur ein Sinnbild der noch viel ehrenvolleren Fürstengruft, in die unser Dichter eingegangen ist. Die Majestät der Volksliebe hat ihm einen Platz eingeräumt in den heiligen, nur ganz wenigen sich auftuenden Tiefen der deutschen Volksseele, wo es kein Vergehen und kein Vergessenwerden gibt, und wo im Glanze der Verklärung die Heroen auf goldenen Stühlen herrschend walten. Als Jugendfürsten, nimmer alternd und ewige Jugend um sich breitend, gebieten sie hier machtvoll über unseres Volkes weitere Entwicklung, über seine innere Geschichte, die vielfach die äußere bestimmt. Und will eine vermessene Hand an dem Regiment der Unsterblichen sich vergreifen, so erhebt der deutsche Idealismus dagegen das flammende Schwert seiner Entrüstung und ruft solchen Geistern das Wort Goethes zu: „Hinter ihm, in wesenlosem Scheine, lag, was uns alle bändigt, das Gemeine", und dazu das andere aus Goethes Sterbestunden: „Was betastet ihr meinen Schiller, meinen Geliebten! Lasset ab von ihm — er ist groß und herrlich!"

Die letzte Wahrheit ist das Reine!

Solche Rebellion gegen Schiller und den Schillergeist haben wir allerdings in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts reichlich erleben müssen. Materialistische Richtungen hatten die dunkelnachtenden Schwingen über die Zeit ausgebreitet. Viele Gemüter wurden dem Lichtverlangen entfremdet. Die Begehrlichkeit frönte dem Wahne, daß Besitzen und Genießen des Lebens Glück bringe. Im Kampfe um das äußere Dasein vergaß man, sich zu rüsten wider die Bedrohung des inneren Lebens. Selbst die Besten spürten es, wie die Auf-

gabe, im neuen Leben sich einzurichten, den Sinn ablenkte von idealen Empfindungen. Ja, wir haben eine Periode durchgemacht, die für Schiller ohne Frage eine Verfinsterung bedeutete. In tausend und abertausend Tönen moderner Geistesaussprache wurde der Dichter totgesagt: überlebt, abgelebt, nichts mehr von ihm übrig, nichts mehr von Wert. Ob auch das Volk selbst ihn als seinen Herzensgewaltigen lieb behielt, es war diese Liebe der deutschen Volksseele für Schiller in der Tat zu einer Fürstengruft geworden.

Aber siehe, jetzt lichtet es sich! Ein neuer Tag scheint anbrechen zu wollen, eine neue Geistes- und Kraftentfaltung des deutschen Idealismus. Unser Volk hat es satt, dieses trübe und dumpfe Hinbrüten im armseligen Dämmerschein einer nur den irdischen Dingen zugewandten Lebensanschauung. Gewaltig regt sich überall die Sehnsucht nach großen Anschauungen, nach höherem Aufschwung und nach reinerem, freierem Daseinsgefühl. Über diese junge Bewegung des sich vertiefenden Lebensdranges ist nun jetzt wie ein Tag der Taufweihe Schillers Centenarfeier aufgegangen. Der Geist unseres Volkes hat in das Morgenrot des 20. Jahrhunderts seinen großen Namen hineingerufen, — und der Gerufene ist erschienen: inmitten der Berge Gottes, die um unser Volk her sind, steht er heute vor uns in ragender Lebensherrlichkeit.

Die letzte Wahrheit ist das Reine!

Wer hätte diese allgemeine Schillerbegeisterung noch vor wenigen Jahren ahnen können? Noch im Beginn unseres Jahrhunderts sah es unter den berufenen Trägern des Schillergeistes in Deutschland sehr trübe aus in bezug auf die Frage nach einer Gedächtnisfeier des Dichters. Die Vorherrschaft der politischen und sozialen Interessen, die durch radikale Umsturzgedanken verursachte Unsicherheit auf allen Gebieten des geistigen Lebens, der realistische Zug der modernen Kunst und Literatur ließen nichts irgendwie an die Tage von 1859 Heranreichendes erwarten. Und nun dieses Glanzmeer der Feierstimmung, das alle deutschen Lande durchflutet! Diese

unübersehbare Menge der festlichen Veranstaltungen! Dieses Reden, Singen und Rühmen allüberall! Die ganze Presse hallt wieder vom Freudenhymnus auf Schiller, auf Schillersche Lebensanschauung und Schillersche Geistesrichtung! Und dies alles nichts Gemachtes! Wie mit elementarer Gewalt ist es hervorgebrochen, auch die dem Dichter sonst so widerstrebenden Geister mit sich reißend und sie wenigstens für den Augenblick soweit überwältigend, daß jetzt zur Linken und Rechten selbst Leute, die in Wirklichkeit durch Abgründe der Denkweise von Schiller getrennt sind, der mittelalterlich jesuitische Romgläubige wie der modern radikalistische Negationsgläubige, in Verzückung zu dem Dichter aufschauen und sich in den Wahn hineinträumen können, daß sie als seine Gesinnungsgenossen ganz auf seiner Seite ständen.

Und was das Bedeutsamste ist: die Schillerstimmung des Jahres 1905 überragt die seiner einstigen hundertjährigen Geburtstagsfeier bei weitem an sittlicher Innerlichkeit! Damals galt sie in erster Linie dem großen Dichter und in diesem einmal seinem politischen Freiheitsruf, dem demokratisch-republikanischen Wesen seines jugendlichen Sturmes und Dranges, andererseits seinem nationalen Anruf auf die Treue zum Vaterland und die Einigkeit der deutschen Stämme. Diesmal steht im Vordergrunde aller Empfindungen der große Mensch und das Seelenschöpferische an ihm; die reine, edle Germanenkraft mit ihrem hohen Menschheitsstreben, mit ihrer Offenbarung echten Menschentums; der Geist, der das Siegel Allvaters auf seiner Stirne trägt und in seiner Brust des gewaltigen Willens ideales Vermögen. Der in der ganzen Centenarfeier das deutsche Volk jetzt beherrschende Gedanke ist die Freude an dem in seinem sittlich so lauteren Leben und Wesen vom Glanz des Göttlichen umleuchteten Idealisten!

In dieser alle Erwartungen übersteigenden Auferstehung Schillers und in der Geistesauferstehung gerade des Idealisten in unserem Dichter erweist sich uns wieder die Allmacht dessen, der über dem Kreuz von Golgatha des Todes Bande gebrochen und Christo ewiges Leben, Sieg und Macht über der Menschen

Herzen gegeben hat. Zufall ist es, daß das diesmalige so späte Hinausfallen des Osterfestes im Bunde mit unserer Predigtordnung es gefügt hat, daß gleich auf unsere Osterfeier unser heutiges Centenarfest folgt. Aber es besteht in der Tat ein innerer Zusammenhang zwischen Schillers Centenarfeier und der Osterfeier Christi. In Christi Siegesmacht, und einzig und allein darin, hat auch Schiller seine Lebenskraft! Die Kunst verleiht ja freilich auch Unsterblichkeit; aber diese Unsterblichkeit des persönlich bleibenden und gewissermaßen ein persönliches Verhältnis zwischen dem Heros und seinem Volke schaffenden Einflusses gibt nur das Leben aus des Osterfürsten Lebensfülle. Weil Schiller im Heroismus und in der Idealität seines Seelenlebens Geist ist so ganz aus dessen Geiste, und der lebendig fortwaltende Christus auch in ihm sich auswirken, auch durch ihn seine Werke an unserem Volke erfüllen kann und will, deshalb, nur deshalb, steht der Dichter heute so lebensgewaltig vor seinem Deutschland, aus aller Verfinsterung erstanden wie die ragenden, vom Himmelsfeuer gekrönten Gipfel der Welt. Schillers Centenarfeier ist eine in den schönen und erhabenen Lebenseindrücken dieser Tage aufklingende Bergpredigt des verklärten Christus über das Thema:

Die letzte Wahrheit ist das Reine!

2.

Liebe Gemeinde! Der Predigt des Schillertages konnte und durfte ich keine andere Dichtung zugrunde legen als sein „Ideal und Leben". Ist ja doch dieses Gedicht vom Jahre 1795, also aus demselben großen Jahre wie „der Genius" und „Kolumbus", unsere neulichen Ostertexte, recht eigentlich Schillers Glaubensbekenntnis. Als er es seinem Freunde Wilhelm v. Humboldt übersandte, bat er ihn, beim Lesen alles Profane aus seiner Nähe zu entfernen und sich, wenn er es seiner Frau vorlese, mit ihr einzuschließen, daß nichts sie störe!

Das Allerheiligste seines Denkens und Fühlens haben wir hier vor uns, hier in diesem Liede von „der Schönheit stillem Schattenlande", wo „sanft und eben rinnt des Lebens Fluß",

diesen „heiteren Regionen", in denen „jugendlich, von allen Erdenmalen frei, in der Vollendung Strahlen schwebt der Menschheit Götterbild", und in die der Hochgesinnte aus aller Angst des engen, dumpfen Lebens und aus der Menschheit trauriger Blöße sich flüchtet,

> Bis sein Lauf geendigt ist —
> Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
> Flammend sich vom Menschen scheidet
> Und des Äthers leichte Lüfte trinkt.
> Froh des neuen ungewohnten Schwebens
> Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
> Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.

Wie hat Schiller hier, zehn Jahre vor seinem Tode, so herrlich schön sein Sterben gezeichnet! Da lag der Dichter krank und gebrochen auf seinem Lager, nun wirklich das Opfer der schweren Anfälle, gegen die sein siecher Körper in der Kraft seines starken Willens sich so oft tapfer gewehrt hatte. Neben ihm auf dem Tische liegt sein „Demetrius", die Arbeit noch seiner letzten Tage. Hätte er das Werk vollenden können, es hätte wahrscheinlich alles überstrahlt. So war sein ganzes Schaffen ein stetes Fortschreiten, ein immer höher Steigen von einer Vollendungsstufe zur andern.

Und neben dem Lager kniet seine Lotte, die treue Gattin und Gefährtin seines Lebens, sie mit ihm, und er mit ihr so innig verbunden, sein schöner Besitz aus den Rudolstadter Maientagen. Es waren Wonnezeiten gewesen der edelsten Liebe, und doch hat ihre Liebe sich unter Kampf und Leid nur immer mehr vertieft, vergeistigt, hatte nichts verloren von der Schwungkraft jugendlicher Empfindung und immer mehr gewonnen an der Tragkraft, mit der ein Herz das andere der Angst des Irdischen enthob: auch hier in alles miteinander teilender Gesinnung ein immer weiteres Steigen und Überwinden der lähmenden Erdenfesseln.

Nun bittet er, man möge ihm die Fenstervorhänge wegziehen. Der Sonne reines Licht durchstrahlt die Stätte weher Abschiedsschmerzen. Auf die Frage, wie er sich fühle, seine Antwort, die letzten mit Bewußtsein gesprochenen Worte, mit

einem Liebesblick auf das teure Weib: „Heiter, immer heiterer!" Im Leuchten des Himmels flammt seine Seele auf zum ewigen Licht, tiefer und tiefer sinkt der Welten Staub, des Lebens Schwere, des Herzens Unruhe — und der schaffende Geist entschwebt zur Herrlichkeit, zum Frieden. Das ist kein Vergehen, kein Untergehen, das ist Erfüllung dessen, was einst der junge Dichter verheißen hatte:

Uns enthüllt sind dort die Rätsel alle,
Wahrheit schlürft dein hochentzückter Geist,
Wahrheit, die in tausendfachem Strahle
Von des ew'gen Vaters Kelche fleußt.

Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir verklärt von einer Klarheit zu der anderen, und unser Mund wird voll frohen Rühmens sein:

Die letzte Wahrheit ist das Reine!

3.

Doch „Das Ideal und das Leben" enthält mehr als diese Prophetie seines Sterbens. Es liegt darin das ganze Charakterbild Schillers, sein Immerreinerwerden, Immerfreierwerden.

Das Gedicht ist ja durchzogen von hohen philosophisch-ästhetischen Gedanken und das in einem Reichtum, wie kein anderes dieses gedankenvollen Dichtergeistes, so daß es auch ganz und gar nicht mein Bemühen sein kann, solche Fülle heute ausschöpfen zu wollen. Jede Zeile, jedes der vielen Bilder, jedes scheinbar nur schmückende Beiwort ist ideenhaltig.

Wenn dir nun aber auch die Philosophie darin nicht recht verständlich würde, und manches in den klangvollen Versen dir nach seinem tieferen Sinn entginge, eines merkst du doch auch beim flüchtigsten Lesen: den großen Menschensinn dessen, der das alles geschrieben hat, dieses weltüberragende Verlangen, sich herauszuwinden aus der Endlichkeit. Das ist ein Herz, das nie sich weggeben könnte an die Sinnenwelt, nie mit seinen Interessen, seinen Wünschen, seinem Tun und Treiben im Irdischen aufzugehen vermöchte, denn, seines höheren Wesens zu sehr bewußt und in seinen Ansprüchen als Geist aus Gott zu sehr auf das Wahre und Vollkommene gestimmt, fühlt es zu

lebendig die Unvollkommenheiten dieser Erde und kann darin kein Genüge finden. Dürftigkeit und Schwachheit, Mängel und Flecken, Bande und Schranken sieht's ja, wohin es blickt: in allem Leben die Vergänglichkeit, in aller Freude das Weben der dunklen Schicksalsmächte, in allem Genuß den Überdruß, in allem sittlichen Streben die dem Gesetz doch nie recht entsprechende Tat. Ja, selbst in dem Höchsten, was Schiller kennt, im geistigen Schaffen, das qualvolle Ringen mit dem Stoff, der sich nicht fügen will, nie ganz sich fügt!

Die Welt ist dem gottverwandten Sinn zu eng, zu klein und arm. Sie kann ihm nie das Wahre, nie die letzte Wahrheit sein, nie die Ruhe der Seele. Seine Losung ist und muß sein: Heraus! Flüchtet aus der Sinne Schranken, flüchtet aus dem engen, dumpfen Leben!

Aber andererseits ist ein Schillerscher Menschengeist zu sehr ein Mensch des Pflichtbewußtseins und des Tatendranges, um ein katholischer Eremit oder ein buddhistischer Nirwanaflüchtling zu werden. Es kann sich für ihn nie darum handeln, der Welt wirklich zu entfliehen, um fern vom Wirken und Leiden der Menschen seine Hütten zu bauen. Immer wieder „reißt das Leben euch in seine Fluten, euch die Zeit in ihren Wirbeltanz"! Und er läßt sich gern hineinreißen in dieses Gewoge, denn er weiß, er ist ja dazu da, um hier etwas zu leisten. Nur das allein ist sein Bedürfnis, einmal „vom Kampf die Glieder zu entstricken", Ruhepausen zu feiern in seelischer Erhebung oder richtiger: *unter* allem Denken und Tun hier in dieser ungenügenden Endlichkeit doch die Seele mit ihrem Fühlen und Wollen beständig in einer höheren, vollkommeneren Welt zu haben. Das Leben hier auf Erden wäre für einen Menschen nach Schillers Art — und das ist ja auch ganz der Sinn des wahren Christen — einfach nicht auszuhalten, wenn es nicht etwas Höheres gäbe, wo er mit seinem besseren Selbst Einkehr halten, sich erquicken, stärken und festigen, worin er leben und weben, woher er immer neuen geistigen und veredelnden Gehalt in die Wirklichkeit hineinleben könnte.

Schiller ist und bleibt über der deutschen Welt der große

Sehnsuchtserreger und mächtige Sehnsuchtsbeleber! Wenn das materielle Leben mal wieder mit seinen Fangarmen alles umspannt hat, und eine Zeit in ihrem Leiden wie in ihrem Genießen, in ihrem Philosophieren wie in ihrem Leben recht materialistisch geworden, in sinnengefälliges und sinnenheimisches Wesen eingewiegt ist, dann erscheint immer wieder Schiller auf der Bildfläche. Durch ihn rüttelt dann der deutsche Christus seine Glieder auf aus der Erlahmung, indem er ihnen in seiner Dichtung eindringlich zuruft: Es ist ja alles nicht wahr, was ihr in eurem staubverlorenen Sinnenrausch da träumt von Weltseligkeit und Weltgebundenheit —

die letzte Wahrheit ist das Reine!

Ein solcher Wiedererwecker zum Idealismus ist Schiller aber deshalb, weil jedermann es ihm abfühlt; daß es solche reine Welt der Wahrheit hoch über all dem kleinen, armseligen und beschränkten Wesen dieses Erdendaseins gibt; daß das tatsächlich eine bessere Welt tiefer, wahrer Herzensbeseligung ist, und daß des Dichters Seele, der hier so Großes geschaffen hat, doch in diesen heiteren Regionen weilte, ja gerade, weil er darin wohnte, so Großes im Erdenleben vollbringen konnte. So steht sein Volk denn vor seiner erhabenen Gestalt, wie man vor einem Berge steht, der hinausragt aus dem Staubgewühl des niederen Daseins, und da das Gefühl über einen kommt: Ach, hinan zu deinem Gipfel, daß ich dort oben stünde in deiner Stille, in deiner Klarheit, in deiner Ewigkeit! Ein höheres Sehnen erwacht in der Menschenbrust, und das spricht zu dem Dichter: O Schiller, deine Freiheit, wäre sie mein! Deine Freiheit hoch über aller Unruhe des Tages, über allem, was in Leid und Versuchung das Herz mir trübt, über all der Hinfälligkeit der Dinge dieser Welt! Daß ich doch auch so fest und friedevoll, des großen, unvergänglichen Seelenbesitzes sicher, herniederschauen könnte auf das Leben! Auch so geistesmächtig und freudig, meines Meißelschlages gewiß, in idealer Gestaltungskraft Wahrheit aus der reinen Wahrheit Fülle herunterwirken könnte in meinen Pflichtenkreis!

Was dem Menschen nun diese Seelenverfassung gibt, dieses

Freiheitsleben „ewigklar und spiegelrein und eben“ mitten in aller Lebenstrübung? Meine Freunde, jener Hochgipfel, wo kein Streit und Widerspruch und keine Unzulänglichkeit des Irdischen an die Empfindung mehr hinanreicht, ist nach Schiller die Welt des Schönen. Und das Fliehen „aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken,“ dieser erlösende Glaubensdrang der Seele, ist nach unserm Dichter die ästhetische Erhebung des Gemütes.

Quälst du dich ab in deinem Wirken und Wollen mit der Sprödigkeit des Lebens, wie du es hier unter deinen Händen hast, — steig auf zu der Schönheit Sphäre; da kommt dir, was du hier vollbringen möchtest, entgegen, „schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,“ von aller Schwere, von allen Mängeln frei, die Vollendung, nach der du dich sehnst. In ihr suche Ersatz, an ihr erlabe deinen ermüdenden Sinn und im Schauen des Herrlichen nimm in dir auf, was zu neuem, besserem Können dir Kraft verleiht.

Umtönt dich hier das Erdenweh und das Stöhnen der Klage, seufzt dir dein Herz im schweren Erdulden, — steig auf zur Tragödie; da siehst du den Helden in „des Geistes tapfrer Gegenwehr“, einen äußerlich Unterliegenden und doch innerlich sich siegreich Behauptenden; da siehst du, von der Kunst verklärt, die Menschenseele der Angst des Irdischen entledigt, sich zeigend in ihren reinen, großen Formen, in ihrer göttlichen „Gestalt“. Daran erbaue dich, aus ihr ermutige dich und gehe hin in deines Lebens Kampf erneuert und gewachsen.

Stehst du hier vor des Gesetzes Größe beschämt und schuldig, im peinigenden Gefühl deiner Schwachheit und deiner Verfehlung, — steig auf in das lichte Reich der Ideale; da findest du das Heilige groß und schön zugleich, da versöhnt sich der Sinne Trieb mit des Gewissens Forderung im Wohlgefallen an dem Guten; da verliert das Sollen, weil es als das Schöne deine Neigung wird, sein rauhes Gebieten, die Schrecken des Unerfüllbaren weichen von ihm, und es geht in deinen Sinn ein als freudiges Wollen, als williges Können: du hast deinen Frieden gefunden.

4.

Liebe Gemeinde! Was sollen wir dazu sagen? Zunächst einmal auf das Allerbestimmteste ein Nein, — nein, das ist die letzte Wahrheit noch nicht! Nie und nimmer ist die Kunst mit ihrer Schönheit jene höchste Anschauung, nach der die Seele verlangt und in der sie ihre Ruhe, ihre Versöhnung, ihre Kraft zu finden vermag. Wie vermöchte, was Menschengeist sich erdacht hat als schönen Gedanken, und was Menschenhand geschaffen hat als schönes Bild, wie vermöchte diese Verklärung in der Kunst, die doch nur Illusion, nur Hoffnung und Wunsch ohne Wahrheit sein könnte, nur ein „Reich der Schatten" — und das war auch der ursprüngliche Titel des Gedichtes — wie vermöchte das solche befreiende und stählende Wirkung auf ein armes Menschenherz auszuüben?

Zu seiner Erlösung, zu seiner Erneuerung, seiner inneren Aufrichtung im Gefühl der Vergebung, zu seinem Frieden braucht unser Herz vielmehr die Anschauung des in Tat und Wahrheit Leben gewordenen Ideals; braucht es ihn, Jesus Christus, den Gottessohn und Bruder, die Göttlichkeit des Guten in Menschenwirklichkeit; braucht es durch seine sündlose Herzenswelt hindurch die Anschauung jenes Ewigen, Reinen und Wahren, aus dem er diese Lebenserfüllung gewonnen hat; braucht es die Glaubensanschauung der Vaterliebe mit ihrem gnadenvollen Walten über allem Suchen des sündigen Menschenwesens und mit ihren treuen Weisheitsgedanken über allem Leid der Erde.

Darin allein ist wirklich Frieden, bleibender Frieden, nicht ein bloßes Aufatmen, sondern das Aufleben, das Rein- und Großwerden der Menschennatur. „Wo der Geist des Herrn ist, — sagt Paulus heute im Text — da ist Freiheit." Hinter der Höhe des Schillerschen Schönheitsidealismus liegt also erst der eigentliche Hochgipfel des Menschheitsstrebens, Jesus Christus und sein Liebesevangelium, unsre christliche Glaubenswelt. Erst da ist das Leben „ewigklar und spiegelrein und eben"!

Aber nun kommt unser freudiges Ja zu diesem Nein:

zwischen jener Schillerhöhe mit ihrer Freiheit im künstlerischen Empfinden und dem diese überragenden Christushaupte liegt keine jähe Tiefe, kein Riß des Unvereinbaren, wie das von glaubensloser oder strenggläubiger Seite wohl behauptet wird, — des Dichters Schönheitssinn und der evangelisch freie Glaubenssinn gehen in einander über, wie im Gebirge manchmal eine Felsgruppe bruchlos in die andere verläuft.

Freilich was sich Kunst, Kunstsinn und Kunstfreude nennt, ist so oft nur vom Geist übergoldete Sinnlichkeit. Der Geist daran ist nur etwas Geborgtes, nur etwas Eingebildetes oder Vorgegebenes. Unter dem Schönheitsgefühl, ihrem vermeintlichen Höhengefühl, verbirgt sich die im Schlamm tiefster Niederungen watende Herzensunlauterkeit. Wie anders aber bei Schiller! Sein Schönheitsgefühl ist reines Wohlgefallen an der edlen Erscheinung, an dem Göttlichen in der Form, mit jener zuchtvollen Zurückhaltung der Sinnentriebe, die diesen nicht gestattet, „zu brechen von des Gartens Frucht". Es ist vergeistigtes Leben.

Seelenfrieden geht ja dem Dichter über Sinnenglück. Vom niederen Sinnenglück, diesem flüchtigen Rausch ohne wahren Genuß, will er gar nichts wissen. Das haßt er wie seinen Feind. Doch glaubt er an ein andres Sinnenglück, das in Harmonie mit Vernunft und Gewissen und die Versöhnung der sinnlichen und höheren Natur des Menschen, dem Herzen seinen Frieden läßt, und das eben hat er in seinem Schönheitsgenuß. Derselbe ist von durchaus sittlicher Art. Steht doch im Zentrum aller seiner Schönheitsempfindungen, leuchtend wie der Berge Goldgeschmeide, sein:

> Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
> Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
> Des Gesetzes strenge Fessel bindet
> Nur den Sklavensinn, der es verschmäht.
> Mit des Menschen Widerstand verschwindet
> Auch des Gottes Majestät

— nämlich die Furchterscheinung des Göttlichen: siehe, zu einer glänzenden Apotheose der sittlichen Selbstbestimmung flammt es in seiner Schönheitswelt auf; sein Schönheitsgefühl

verklärt sich zum Evangelium von der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, das hier im Lapidarstil vor uns steht.

Des Dichters Schönheitskult ist Religion, christliche Religion, es ist, näher betrachtet, doch auch eine Lebensäußerung aus dem Reiche des Gottessohnes. Denn was ist denn dieses Flüchten in die Freiheit der schönen Gedanken, wo ihm die Gottheit Willenseigentum wird, anderes als das Tun des Menschen, der das Gottesgesetz, vor dem er erstarrt und zur Erkenntnis seiner sittlichen Unzulänglichkeit gekommen war, nun mutig und kühn an sein Herz zieht und zu ihm spricht: Abba, heiliger Vaterwille, ich liebe dich! dich, das Gute, das Reine, — und der nun in dieser seiner Liebeshingabe fühlt, wie jetzt alles sich in ihm hebt und zu schöner Kraft erwacht.

So fällt denn auch für den, der im Schillerschen Sinne die Schönheit genießt, von ihr ein heiliger Schimmer, ja mehr als das, ein verzehrendes Feuer der Läuterung in das Leben hinein. Aller Aufschwung zur Schönheit ist ihm eine sittliche Tat und wird ihm zu einer sittlichen Macht, zu einem Sichloswinden der Seele vom Niedrigen, Unreinen und Unwahren,

> Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
> Flammend sich vom Menschen scheidet
> Und des Äthers leichte Lüfte trinkt.
> Froh des neuen ungewohnten Schwebens
> Fließt er aufwärts —

So haben wir hier noch einmal jenes schöne Wort, das uns sein Sterben beleuchtete, hier nun als die Deutung seines Lebens, seines rastlosen Vollkommenheitsstrebens. Im Bilde ist an Herkules gedacht, den mythologischen Halbgott der Griechen, der sich auf dem Scheiterhaufen selbst verbrannte, um im Feuer die Erdenfesseln abzustreifen und zur ewigen Götterjugend zu erstehen. Gemeint aber ist in diesem Bilde der Mensch, der, den Heros Gottes in seiner Brust fühlend, in der Schönheitserhebung seiner Seele alles Kleine und Arme seines Wesens immer mehr ausscheidet, so daß nun von ihm abfallen die Bande, die ihm wie Bleigewicht angehangen, zum Guten ihn schwach und träge gemacht haben:

Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.

Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen, so spricht der Herr. Und das erfüllt hier der Dichter, das hat sich an ihm erfüllt in seinem Schönheitsdienst. Sein Schönheitsdienst war ein Gottesdienst, es war in Christusnähe ein Auferstehungsleben! Die Hochwarte des Menschensohnes breitete ihre Felsenarme um den Schillergipfel, und vom Glanz jenes höchsten Gipfels, der den Himmel berührt, floß es in verklärendem Wiederschein und, je mehr sein Leben fortschritt, auch in immer lebendiger werdendem Christenbewußtsein in seine dichterische Gedankenwelt hinein.

Schillers „heitere Regionen, wo die reinen Formen wohnen," trennt von unserm Glauben kein Abgrund. Auch ist der Pfad von Schiller zu Christus hinüber nicht ein langer und beschwerlicher Weg, der nur für einige zu finden wäre. Wegweiser genug zeigen jedem, der Augen hat, auf Schillers innerste Natur zu sehen, den Aufstieg. Mitten in der schönen Wahrheit des edlen Dichters verkündet sein „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen" die Herrlichkeit des Genius der Menschheit, der allein voll und sündenrein diese Einigung in sich vollzogen hat:

Die letzte Wahrheit ist das Reine!

5.

Schiller und Christus! Meine Freunde, wie lautete doch der zweite unserer heutigen Texte? „Nun aber spiegelt sich in uns allen des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht, und wir werden verklärt in dasselbe Bild von einer Klarheit zu der andern, als vom Herrn, der der Geist ist." Wie das an unserem Dichter Wahrheit geworden ist, dafür haben wir keinen geringeren Zeugen als Goethe, der Jahrzehnte nach des Freundes Tode alle seinen großen und tiefen Eindrücke von Schillers immer mehr sich vergeistigender Persönlichkeit in seinem Worte von der Christusnatur dieses Dichters gesammelt hat. Ich sprach

früher schon einmal davon. Heute aber an seiner Centenarfeier soll meine Festpredigt ausklingen in ein Wort von der noch weitergehenden, über seine persönliche Lebensentwicklung hinausreichenden Verklärung Schillers zur Christusähnlichkeit.

Wir reden in diesen Tagen so viel davon, daß Schiller noch lebt, daß er, seinem Volke unvergessen bleibend, in seinen Dichterwerken fortlebt, unter uns fortwirkt. Eins aber wird nie betont, was doch zum vollen Begriff des Lebens gehört, sein weiteres Werden, Schillers Sichfortentfalten im Volksgemüt. Schiller gehört zu jenen wenigen Begnadigten, denen ein im Bewußtsein der Menschen sich fortentwickelndes Dasein gegeben ist, daß sie das Leben der nachgeborenen Geschlechter mitleben und in dieser Geisteswandlung der Zeiten aus ihrer geschichtlich bedingt gewesenen historischen Gestalt gewissermaßen herauswachsen und neue Erscheinungsformen annehmen.

Das hat z. B. Goethe bei all seiner Größe nicht. Er wird in der Erinnerung der späteren Jahrhunderte immer der Goethe von damals bleiben, der große, herrliche Dichter, in seinem poetischen Vermögen sogar mannigfach Schiller überragend, der hochinteressante, eigenartige und reiche Charakter, in manchem Zuge sittlicher Vortrefflichkeit an Schiller heranreichend. Aber sein Bild steht fest, ist abgeschlossen; er wird immer als der Mann des 18. Jahrhunderts, auch in allen Einseitigkeiten seiner Zeit und seiner persönlich-individuellen Zeitstimmung im Gedächtnis der Nachwelt bleiben.

Ganz anders z. B. bei Luther. Wir haben eine historisch genaue Vorstellung von ihm, von seinem Wesen, seinen Ansichten, seinem Auftreten, kennen auch all die Schranken seiner geschichtlich und individuell bedingten Erscheinung. Wir verschweigen uns das gar nicht, wir reden und schreiben davon, wir üben Kritik daran, — und doch empfinden wir das alles wie Hüllen der Vergangenheit, die beiseits liegen, aus denen der Schmetterling in jugendfrischer Flügelentfaltung erstiegen ist: in unserem Herzen ist er eine lebendige Größe unserer Zeit, die unsere Kämpfe, unsere Hoffnungen, unsere Leiden mit uns teilt und die, weil sie sich mit uns und zu uns hin ent-

wickelt hat, nun unter uns waltet in dem zwar historischen, aber doch zum Gegenwartsleben umgeprägten Luthersinn. So reden wir von ihm am Reformationsfest. Was wir da sagen, ist keine geschichtliche Entstellung, keine Erfindung, wir deuten ihn uns nicht zurecht nach Belieben, — wir geben damit nur dem Bilde Farbe und Ausdruck, wie es sich in fortentwickelter Lebenskraft als seine Verklärung in uns gestaltet hat.

Wie nun so Luther im Vollsinn des Wortes in seiner evangelischen Kirche fortlebt, so in unserem Volke auch Schiller. Beiden ist von dem, der uns die Auferstehung und das Leben heißt, in den Herzen der Menschen, in die sie sich tief hineingeliebt haben, ein weiteres Werden gegeben, weil sie in besonderer Berufung dazu erwählt sind, als seine Geistesträger unter uns fortzuwirken. Ihr Werk ist noch nicht beendet, noch lange nicht, und solange das noch nicht der Fall ist, sollen sie jung bleiben, sollen sie werden und wachsen mit den Geschlechtern.

Liebe Gemeinde! In dankenswerter Weise arbeitet heutzutage die historische Forschung an der Klarstellung des Schillerbildes, seines Lebens, seines Wesens, seiner Ansichten und Bestrebungen. Jede Zeichnung, die wir uns von dem Dichter entwürfen, wäre, wenn sie mit diesen Ergebnissen der Wissenschaft nicht stimmte, eine Verzeichnung, eine Fälschung. Aber es wäre Torheit, wenn der Literaturhistoriker ein Schillerbild, wie das unserer jetzigen Predigten, als unrichtig bezeichnen wollte, weil es, ob auch auf streng historischer Grundlage entworfen, sich doch mit Schillers Zeitbild nicht deckt. Ganz gewiß stimmt es mit dem Schiller der Geschichte; aber decken mit ihm kann es sich nicht, denn es ist eben der Schiller, wie er heute in der Volksseele lebendig ist. Ohne auch nur im geringsten die Schranken und Grenzen seiner zeitlichen Bedingtheit zu vertuschen, bin ich doch immer bemüht gewesen, des Dichters Gestalt euch zu zeigen in der Verklärung, die er auf Grund seiner innersten Natur und der von seiner persönlichen Entwicklung gezogenen Charakterlinien in unserem heutigen Bewußtsein angenommen hat. Also der fortlebende Schiller, wie er im weiteren Werden sich in uns fortgebildet hat — oder anders

ausgedrückt: Schiller, wie er, wenn er heute unter uns wandelte, sein würde, nach seiner ganzen Geistesrichtung unbedingt sein müßte, und wie ihn so unser Volk im Herzen trägt und sein Nahesein und Wirken an seinem eigenen Leben fühlt.

Die Verklärung Schillers in der deutschen Volksseele besteht vor allem darin, daß der stark intellektualistische Zug seines Geisteslebens, sein allzu starkes Wertlegen auf Erkenntnisfragen, als ob die Erkenntnis des Guten den Menschen schon gut machte, und das Schwärmen in Ätherhöhen abstrakter, blut- und fleischloser Ideen, das Tummeln der Gedanken in den Luftregionen der Theorie, — daß dies sein Erbe aus dem Zeitalter der Aufklärung für unsere heutige Anschauung von Schiller sehr in den Hintergrund getreten ist. Für unser Schillerempfinden steht dagegen allbeherrschend im Vordergrund das, was ja auch in der Tat der eigentliche Kern seines Wesens war, sein gewaltiger Kraftwille, die heilige Energie seines reinen Wollens, das Adelige seiner in sich freien Persönlichkeit, dieses Jesusverwandte seiner inneren Lauterkeit, Unabhängigkeit und sittlichen Schaffensmächtigkeit. Nur das sieht unsere Zeit ihrem ganzen Willensdrange nach an unserem Dichter, das liebt und verehrt sie an ihm; jenes andere hat der in unseren Herzen lebende Dichter überwunden, das ist für unser Bewußtsein an ihm verblaßt. Und so ist er in unserem Gefühl ganz Herzens- und Willensheroismus, ganz sittlich reine und große Produktivität, — vollständig seinem historischen Bilde entsprechend, — nur daß das Abstrakte und Unfruchtbare an ihm im Läuterungsfeuer der Verklärung unseres heutigen Empfindens aufgezehrt ist. Damit trifft hier noch einmal in seinem tiefsten Sinne das Wort zu:

Die letzte Wahrheit ist das Reine!

Zu dieser „letzten Wahrheit“ in Schillers Wesen, die in der Verklärung für uns reiner, voller hervorgetreten ist, gehört aber auch der tiefe christlich-religiöse Zug, der des Dichters ganzes ästhetisches Empfinden durchdringt. Das Religiöse war ja der ursprüngliche und der Grundton in Schillers Seele, das Ästhetische war nur die Färbung, die dieser Ton angenommen hat, und

zwar zu Schillers Vorteil und unserem Gewinn. So sehr nun aber in Schillers Zeitgestalt die ästhetische Färbung den ganzen Ton beherrscht und ihn in einer Weise beherrscht, daß manches Ohr das Religiöse gar nicht mehr herauszuhören vermag, so ist doch gerade umgekehrt für das Gefühl unseres Volkes, wie es in seinem Herzen heute Schillers Stimme vernimmt, das christlich Religiöse die Melodie und das Ästhetische an seinem Geistesleben nur die Begleitung dazu.

Das ist eine Wandlung der Schillerempfindung, die wieder durchaus in der Richtung seiner persönlichen Entwicklung liegt, wie wir das oft betont haben. Freilich würde Schiller zu Lebzeiten wohl nie in der Weise in sich den religiösen Charakter die Oberhand haben gewinnen lassen über seine ästhetische Lebensanschauung. Daran hätte ihn sein Bildungsgang, wie auch Zeit und Umgebung gehindert. Aber in der Entwicklung seines Fortlebens in einer Welt, die bei all ihren religiösen Mängeln doch Schillers Zeit unendlich an Glaubenslebendigkeit und an Werterkenntnis des Christentums übertrifft, mußte sich naturnotwendig diese schärfere Herausbildung des wirklich in ihm vorhandenen Christentumsträgers vollziehen.

So steht Schiller tatsächlich vor der Volksseele! Ich kannte eine schlichte Frau, die nur zwei Bücher las, diese aber immer wieder und mit ganzem Herzen, die Bibel und Schillers Werke; und zwar las sie den ganzen heiligen Christusgeist der Bibel aus Schiller heraus. Das ist bezeichnend für die deutsche Volksseele, nicht nur in einfachen Kreisen! Unser Volk fühlt und erlebt den Dichter in sich als den heiligen Mann Gottes, von Christusleben erfüllt, der nicht dazu allein in die Welt geschickt ist, einige schöne Theaterstücke zu schreiben und die Kunst zu bereichern, sondern vielmehr in seiner Poesie sein Volk zum Ewigen zu erheben und den Herzen zu geben, was sie zu ihrem höheren Leben bedürfen. Unser Volk fühlt und erlebt seinen in ihm fortwirkenden Schiller als den Gottespropheten, der aus seiner Schönheitswelt heraus von Gott dem Herrn „tüchtig gemacht ist, das Amt zu führen des neuen Testaments nicht des Buchstabens, sondern des Geistes.“ Ich bin fest überzeugt, aus

der Tiefe der deutschen Volksseele heraus gehandelt zu haben, wenn ich Schiller hier von dieser Kanzel als Apostel Christi reden ließ und weiter reden lassen werde. Das war er einst schon gewesen, ob er auch in Sprache und Gewand nicht als ein Prediger des Evangeliums in Weimar wirkte und als solcher sich nicht fühlte, — er war es doch — und er ist das reiner und reicher geworden in seiner Verklärung — er wird uns das bleiben! Und so grüßt dich denn, Verklärter, mit Lob und Dank zu Gott die Gemeinde Jesu Christi:

Herrlicher du, unserm Volke, der Menschheit gegeben
Als eine Leuchte der Hoffnung dem edelsten Streben —
Heute, am Tag,
Da einst das Auge dir brach,
Feiern wir dankbar dein Leben;

Feiern, indem wir ermessen dein herrliches Erbe,
Daß unser Selbst sich dein Tiefstes zu eigen erwerbe,
Daß uns der Mut,
Hoher Begeisterung Glut,
Niemals im Busen ersterbe.

Uns, die so oft wir im Drange der Stunde erschlaffen,
Rufe zum Kampfe und reich' uns die heiligen Waffen,
Daß wir, wie du,
Streben dem Ewigen zu
Mannhaft in mutigem Schaffen.

Amen.

Vater Unser. Segen.

Schlußvers:

Danket dem Herrn, der gnädig
so hoch uns erhoben,
Daß die Gedanken und Blicke wir
richten nach oben,
Der uns verlieh'n,
Daß schon hienieden wir ihn
Ahnen und fühlen und loben.

16.

Resignation. Hoffnung.

Gottesdienst am Sonntage Cantate.

Gemeindelied. Schlußvers:
(„Danket dem Herrn“).

Danket dem Herrn für den Tod auch,
er ist der Befreier!
Ob er verhülle den irdischen Blick
mit dem Schleier,
Fürchtet euch nicht;
Denn zu dem himmlischen Licht
Führt er, zur ewigen Feier.

Schriftverlesung am Altare:
Röm 14, 7—8; 8, 12—18.

Unser keiner lebt ihm selber, und keiner stirbt ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.

So sind wir nun, lieben Brüder, Schuldner, nicht dem Fleisch, daß wir nach dem Fleisch leben. Denn wo ihr nach dem Fleisch lebet, so werdet ihr sterben müssen; wo ihr aber durch den Geist des Fleisches Geschäfte tötet, so werdet ihr leben. Denn welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder.

Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch abermal fürchten müßtet; sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater!

Derselbige Geist gibt Zeugnis unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind. Sind wir denn Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi; so wir anders mit leiden, auf daß wir auch mit zur Herrlichkeit erhoben werden. Halleluja!

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Toren.
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Gebet am Altare:

Ewiger! Du Gott der Lebendigen und nicht der Toten, in Christo unser lieber Vater! Zum Singen und Frohlocken rufst du uns an diesem Sonntag auf. Wir danken dir, daß wir das auch dürfen beim Blick auf Tod und Grab. Wir preisen deine Güte, daß wir nicht erschrecken brauchen vor dem letzten Feind, der alles Sterbliche fällt, und dessen Beute wir auch einmal werden, — wer weiß, wie bald! Du hast uns das Zukünftige verborgen nach deinem heiligen Ratschluß, die Pfade der Ewigkeit wolltest du uns nicht erhellen. Wir können nicht sehen, nur glauben. Aber wir können glauben. Dafür sei dir unser Lob gesungen! Lob der Liebe, die in ihrer Kinder Brust die Stimmen reden läßt, die uns gewiß und freudig machen; und Ehre und Dank dem, der in seiner Lebenskraft diese Stimmen geweckt und aus seiner Leidensherrlichkeit ihnen so frohe Zuversicht gegeben hat. O breite deine Hand schützend aus über diese heilige Welt des Innern, daß nichts darin verstumme. Bewahre uns in der Lauterkeit der Nachfolge Jesu und in der Treue und Liebe zu dir; bewahre unsere Seelen, daß nicht Sünde und innerer Abfall uns das Auge trüben und dem Herzen seine Sicherheit rauben. Erhalte uns, Vater, und stärke uns in dem seligen Glauben, der hellen Blickes durch alle Dunkelheit des Todes hineinschaut in die Verklärung, in deinen Frieden, in deine Ewigkeit. Amen.

Zwischenvers:

Schau, o mein Geist, in jenes Leben,
Zu welchem du erschaffen bist,
Wo du, mit Herrlichkeit umgeben,
Gott ewig sehn wirst, wie er ist.
Du hast ein Recht zu diesen Freuden;
Durch Gottes Güte sind sie dein.
Sieh, darum mußte Christus leiden,
Damit du könntest selig sein.

Joh. 11, 25—26:

Jesus spricht zu ihr: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe. Und wer da lebet und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben.

Liebe Gemeinde! Ostern wie die Centenarfeier haben ein gewaltiges Wort unter uns laut werden lassen, das Wort Unsterblichkeit. Das Lebensfest des Herrn wie das Gedächtnisfest seines Jüngers wurden uns zu einem Zeugnis von der Tod überwindenden Macht des Geistes, der aus Gott ist: wie der kein Erlöschen kennt, wie den kein Grab verschlingt; wie vielmehr der Vernichter ihm werden muß zum Entfesseler, der die Bande seiner endlichen Beschränktheit, seiner menschlichen Zeiterscheinung von ihm nimmt, daß er in Verklärungsherrlichkeit immer reicher, immer reiner sich entfaltet. „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden" — so spricht der fortwirkende verklärte Christus. „Dies Leben wird kein Gegner mir entreißen, bis ich vollendet, was mir Gott geheißen" — so spricht durch den Mund seiner Johanna der unter uns verklärte Dichter. Und wir sagen zu beidem Amen — haben wir es doch in diesen festlichen Wochen wieder so recht erfahren: „Aus der Gottheit ew'ger Fülle wogt ein tiefes Lebensmeer in den Weltkreis weit umher."

Ein großes Bild des Lebens haben diese beiden Verklärungspredigten vor uns aufgerollt. Heute nun einen Blick in den heiligen Hintergrund dieses Lebens, dorthin, wo wir die Verklärten selber suchen, und woher uns Verheißungen erklingen auf das Sehnen unseres eigenen Herzens. Es ist der unserer Vernunft unfindbare, in seinem Vorhandensein nicht aufweisbare und dennoch uns so gewisse Hafen der ewigen Seligkeit, dem in dieser Stunde unsere Andacht zusteuert. Vor einem Hafen pflegt aber ein Leuchtturm zu stehen, der den Nahenden den Weg weist. Ebenso liegen vor einem großen Hafen gewöhnlich starke Befestigungen, die mit zerschmetternder Gewalt ihn schützen vor dem, was nicht hineingehört. Jenem Leuchtturm vergleiche ich Schillers „Hoffnung", diesen starrenden und zerstörenden

Wällen seine „Resignation“; das Schriftwort aber, das ich in unsere Betrachtung hineingestellt habe, ist beides zugleich:

Hafenlicht und Hafensperre.

1.

„Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe. Und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben.“

Das ist ein ragendes Wort, das hinausleuchtet über die Fluten des Erdendaseins. Ein heller Lichtschein fällt aus solchem Christuswort bei Johannes auf die Wogen des Vergänglichkeitsgefühls und der Todesfurcht, auf dieses Gewoge der Unruhe mit all den Zweifelsklippen darin, an denen der Glaube Schiffbruch leiden kann. O wie viel Religion, wie viel höheres Leben, Lebenslust und Lebenskraft, ist schon an dem Unsterblichkeitszweifel gescheitert! Und das deshalb, weil die Seele keine innere Verbindung mit Jesus Christus hatte. Sie hatte sich um den Herzensblick für Christus bringen lassen, war ihrem Heiland fremd geworden; da hat sie denn natürlich auch den Glaubensblick verloren für das Heil und Leben in ihm, für das, was uns in dem Menschensohn gegeben ist an froh und zuversichtlich machendem Ewigkeitszuspruch. Nun irrte sie im Dunkeln und wurde ein Opfer der Klippen ihrer grübelnden Vernunft. Daran brach das bißchen Religion, was sie noch in ihrer Brust hatten, dieser traurige Rest vielleicht einstigen Reichtums, elend zusammen und versank in die Tiefe. Mit ihm ihr Friede und bei manchen auch ihr sittlicher Halt.

Bedauernswertes Menschenkind, dem es ein nichtssagendes Wort geworden ist, dieses: Ich bin das Leben, wer an mich glaubt, stirbt nicht! Ihr armen Christuslosen unserer Zeit, die ihr schon bei Lebenszeit vom Tode gebrochen seid, wehrlos preisgegeben euren Unsterblichkeitszweifeln! Ich beneide euch nicht, und wenn ihr von Millionen umhäuft wäret! Und wäret ihr an Bildung die Reichsten, kluge und gelehrte Geister, — die schlichte Einfalt, die ihren Heiland im Herzen trägt und mit ihm ihre Lebensgewißheit, weiß mehr als ihr!

Selig, wer den Herzens- und Glaubensblick hat für dieses Lebenswort in Christus! Er findet durch die Klippen den Weg und fühlt sich, schon ehe er stirbt, im Hafen der Ewigkeit sicher geborgen! Das Licht des Lebensfürsten leuchtet ihm, und es spiegelt sich in seinem Auge, in seinem ganzen Angesicht. Vielleicht ist auch dir schon mancher gestorben, in dessen Zügen, wenn du ihn in seinen letzten Lebensjahren beobachtetest, sich bereits etwas vom Glanze der Verklärung zu zeigen begann, dem sein Leben sich nahte! Du hast ihm schließlich gegenübergestanden mit dem bestimmten Bewußtsein: Dieser Jünger stirbt nicht, ob er auch ins Grab sinke.

„Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe. Und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben."

Es ist das ein freundliches Wort der Verheißung. Daß es aber zugleich ein Bollwerk ist, welches sich allen falschen, unevangelischen Glaubenserwartungen, allen unreinen, sinnlichen Unsterblichkeitshoffnungen, allen ungeistigen Ewigkeitsträumen entgegenstellt, das sieht man doch nicht sogleich, — das wird einem erst recht fühlbar, wenn man das Johanneswort mit Schillers „Resignation" zusammenhält.

2.

Meine Freunde! Hat uns die letzte Predigt zu Schillers Lebensausgang geführt, und das ihr zu Grunde gelegte Gedicht „Das Ideal und das Leben" auf die Höhe seines Schaffens, so stehen wir mit der „Resignation" in den Leiden und Kämpfen des 25jährigen Schillers. Die Dichtung ist außer den „Räubern" von allen besprochenen die früheste. Es sind die Tage von Mannheim, nach dem hoffnungsfrohen Hinausstürmen in die Welt diese bitterbösen Tage schmerzlicher Enttäuschungen des Jünglings, also vor Körners Freundschaft gelegen, die Zeit der Not und der Drangsal mannigfacher Art, auch sittlicher Anfechtungen, durch die er sich aber tapfer hindurchgerungen hat.

Aus eigenem Erleben und Empfinden heraus läßt Schiller hier einen Jüngling reden, der mit gewaltigem Lebensdurst, mit

heißem Verlangen nach Glückseligkeit in die Welt getreten war. Nach Erdengut und Erdenfreude schaute er aus, auch die Sinnenlust lockte ihn mächtig. Aber wie viel auch in ihm danach sich ausstreckte, ein Götterkind, von den meisten in seiner Umgebung geflohen, von wenigen nur gekannt, die Wahrheit genannt, „hielt meines Lebens raschen Zügel an“. Ihre Stimme gebot ihm Enthaltung von all diesen Reizen, volle Verzichtleistung auf all seine Hoffnungen. Dann — so deutete er sich diese Stimme — wirst du für die hier gebrachten Opfer und für die Tugend, die du geübt hast, im Jenseits reichlichst entschädigt werden und viel mehr davon bekommen, als hier zu erlangen gewesen wäre:

„Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gib deine Jugend mir!
Nichts kann ich dir als diese Weisung geben.“
Ich nahm die Weisung auf das andre Leben
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr —

— alles, auch der Liebe Glück, ob es schon ein blutendes Sichlosreißen war; aber das Weh wurde ertragen in dem Bewußtsein: „Jenseits der Gräber wuchern deine Schmerzen“, bei der großen Abrechnung mit dem Weltenrichter in der Ewigkeit.

Hohnlächelnd sahen das die Menschen. Spott, Zweifel und Unglaube schalten seine Torheit, weil er eine gewisse Gegenwart für eine so ungewisse Zukunft hingebe; all diese Unsterblichkeitshoffnungen seien nur Phantasietäuschungen des Glaubens, der Hinweis auf Vergeltung nur ein Betrug, die dahin gehende Erwartung eine Einbildung, die vermeintliche Anwartschaft auf himmlische Herrlichkeit ein Wahn, der nie sich erfüllen werde, es gebe überhaupt kein Jenseits, mit dem Tode sei alles aus. Aber mutig hat er solchen Einreden getrotzt — und nun steht er, ein abgeschiedener Geist, auf der Brücke, die von der Zeit zur Ewigkeit hinüberführt, und weist seines hoffenden Herzens Vollmachtsbrief zum Glücke vor, den er unerbrochen zurückbringt:

All meine Freuden hab' ich dir geschlachtet,
Jetzt werf' ich mich vor deinen Richterthron.
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
Nur deine Güter hab' ich groß geachtet,
Vergelterin, ich fordre meinen Lohn!

Und eines Genius Stimme antwortet ihm aus der Ewigkeit. Was diese Gottesstimme sagt, kommt etwa auf das hinaus, was einst die Spötter ihm zugerufen hatten: Es ist Torheit gewesen, wenn du für dein sittliches Streben Lohn vom Himmel erwartet hast:

„Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück!"

Dies also Schillers „Resignation". Ergehen daraus nun nicht Vernichtungsschläge gegen den ganzen Unsterblichkeitsglauben? So wird das Gedicht oft verstanden. Und manche haben es schon schmerzlich bedauert, daß ihr Lieblingsdichter so grausig verneinende Worte des Unglaubens hineingesprochen habe in die Welt ihrer heiligsten und höchsten Hoffnungen.

Doch das ist ganz und gar nicht der Fall. Der Dichter will nicht sagen: Denke an keine Unsterblichkeit, hinter dem Grabe ist nur das öde Nichts! Hinter dem Tode tut sich ja hier in dem Gedichte eine Ewigkeit wirklich auf. Erfüllt diese auch dem in sie Eintretenden seine Hoffnungen nicht, so ist sie doch kein finstrer Abgrund der Vernichtung. Er steht in ihr mit Bewußtsein von sich, von seiner Vergangenheit; sein Geistesdasein ist nicht aufgehoben, er denkt, empfindet, vernimmt Gottesstimmen, — er lebt.

3.

Liebe Gemeinde! Nie würde es mir eingefallen sein, Schiller der Kirche für ihre Gottesdienste zu empfehlen, wenn ich nicht nach meiner ganzen Kenntnis des Dichters die Überzeugung hätte, daß er fest in der Unsterblichkeitsgewißheit gewurzelt ist. Durch Zweifel in dieser Frage müssen wir als denkende Menschen ja alle hindurch. Wer aber in dieser Gewißheit sich wirklich erschüttern zu lassen vermag, der kann, ein so christlich edel gesinnter Mensch er auch wäre, der Gemeinde Christi kein Glaubenshalt und Führer sein!

Das ewige Leben der Seele im Sinne der Bewahrung ihrer bewußten Existenz ist unbedingt eine zentrale Glaubenswahrheit der christlichen Gemeinschaft, bei deren Leugnung jedes Gemeinschaftsgefühl aufhören müßte! Es ist dieses wie ein

inneres Organ, von dessen Beschaffenheit das Vorhandensein oder Nichtmehrvorhandensein der christlich gesunden Empfindung abhängt.

Der kann sich und seine Mitmenschen doch nicht wahrhaft als Gottes Kinder, aus des Vaters ewigem Geiste geboren und zum Gegenstand seiner liebevoll fürsorgenden Erziehung erwählt, fühlen, der nicht mit voller Überzeugung seiner Seele und aus der tiefsten Ewigkeitserfahrung seiner Brust all und jedem Zweifel an der Unsterblichkeit, woher er auch komme, was er auch der Vernunft vielleicht Einleuchtendes vorbringe, sein ganz entschiedenes „dennoch!“ entgegensetzt. Wer dieses dennoch zu sprechen nicht mehr vermöchte, der hätte eben dieses Gefühl seiner Gotteskindschaftswürde eingebüßt.

In Schillers „Worten des Glaubens“ heißt es: „Dem Menschen ist aller Wert geraubt, wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt“. Ja ganz gewiß, zwar nicht, will ich sagen, sein sittlicher Wert, seine Wohlanständigkeit; aber sein Wertvollsein als eine Seelen aufrichtende und Seelen führende Persönlichkeit ist dahin, wenn er nicht mehr zu sprechen vermag:

Und Leben bleibt und Unsterblichkeit,
Ob auch, was Staub ist, vermodert;
Die Asche verglimm', in die Lüfte zerstreut,
Die himmlische Flamme doch lodert.
Was denkt und liebet und forscht und späht,
Der Geist im Menschen nicht untergeht.

Nun ist das zwar ein nicht von Schiller herrührender, sondern von seinem bedeutenden theologischen Zeitgenossen Niemeyer hinzugedichteter Vers. Schiller selbst führt unter den drei Worten bekanntlich nur den Glauben an die Freiheit, an die Möglichkeit der Tugend und an den weltbeherrschenden Willen Gottes auf. Aber es ist das nur zufällig und durch äußere Umstände bedingt gewesen. Dieser vierte Vers ergibt sich notwendig aus den dreien und ist völlig aus Schillers Sinn gesprochen, wie denn auch bei des Dichters ganzer Auffassung von dem wahren, zu seiner Geistesnatur erweckten Menschen eine Leugnung der Unsterblichkeit als ausgeschlossen gelten muß. Wer, wie Schiller es fordert, aus dem Staube

sich emporringt zu einer geläuterten, in göttlicher Willenskraft immer mehr sich vollendenden Persönlichkeit und wer in seinem unendlichen Persönlichkeitswerte sich weiß als ein gottverwandter Geist, dem ist das Geistersterben, das Seelenerlöschen, das Versinken ins Bewußtlose ein voller Ungedanke. Aus seiner innigen Berührung mit dem Unendlichen erfährt ein solcher, unmittelbar ihn gewiß machend, seine eigene Unendlichkeit, und sein ganzes Seelengefühl durchdringt die Überzeugung, daß er leben wird, ob er gleich stürbe. Leben aber ist nur, wo ein Sein und Werden und Wirken in Selbsterfassung und Selbstbehauptung ist, wo man sich kennt und auch von dem weiß, was nicht das eigene Ich ist. Jede pantheistische Unsterblichkeit ist keine!

4.

In solchem Lebensbewußtsein steht denn nun auch der Jüngling unseres Gedichts vor dem Angesicht der Ewigkeit. Was hier bestritten wird, ist nicht diese, die Ewigkeit selbst, sondern nur der Inhalt, den des ungeistigen Herzens Hoffnung ihr gegeben hatte. Der Abgeschiedene findet in ihr den gesuchten Lohn nicht! Und gegen diese Lohnsucht als Beweggrund der Unsterblichkeit richtet sich die „Resignation". Sie richtet sich gegen einen Unsterblichkeitsglauben, der, ob auch etwas vergeistigt, im Grunde doch nichts anderes ist, als der sinnlich unreine des jüdischen und heidnischen Wesens, ein in bunten Jenseitsbildern ausmalendes Spekulieren auf himmlischen Genuß als Entgelt für das, was man auf Erden Gutes getan oder was man hier ausgeschlagen hat.

Diese Tugendspekulation war eitel! — will Schiller sagen. „So kann und soll es jeder Tugend ergehen", schreibt er einmal, „die bloß deswegen ausgeübt wird, weil sie in einem anderen Leben gute Zahlung erwartet. Unsere moralischen Pflichten binden uns nicht kontraktmäßig, sondern unbedingt. Tugenden, die bloß gegen Assignation an künftige Güter ausgeübt werden, taugen nichts. Die Tugend hat innere Notwendigkeit, auch wenn es kein anderes Leben gäbe. Das Gedicht ist gegen die Religionstugend gerichtet, welche mit dem Weltschöpfer einen Akkord schließt und gute Handlungen auf Interessen ausleiht,

und diese interessierte Tugend verdient mit Recht jene strenge Abfertigung des Genius ... Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Gedanken an Unsterblichkeit auslangt, die auch auf Gefahr der Vernichtung das nämliche Opfer wirkt."

An diesem heroisch und human schönen Schillersinn, dem echten Christussinn, wollen wir uns aufrichten in unserem sittlichen Bewußtsein, daß wir das Gute tuen rein nur um des Guten willen, auch wenn wir nicht das Geringste davon hätten. Laßt uns das Wort Lohn restlos streichen aus unserem sittlich-religiösen Denken als ein darin garstig klingendes, darin durchaus unberechtigtes und unevangelisches Wort. Laßt uns bei den Entschlüssen zu unseren Taten nicht auf Gottes leitende und segnende Hände schielen. Das würden nie gute Taten werden, erbärmliche Knechtsleistungen wären es, trauriger Krämerdienst ohne sittlichen Wert. Wir wollen gut sein und wollen von ihm keinerlei Erdenvorteil dafür haben!

Vor allem aber heraus mit allen Lohngedanken aus unseren Hoffnungen auf Himmel und Ewigkeit. Laßt uns nicht unser Heiligstes damit entweihen, entstellen, zerstören. Nieder mit allem, was davon etwa in unserer Seele sich regt, Gedanken wie diese: Weil es uns hier traurig geht, wäre die göttliche Gerechtigkeit uns schuldig, im Jenseits uns das Entbehrte heimzuzahlen; weil wir hier in Treue und Pflichterfüllung, in Liebesdienst und Krankenpflege vielleicht etwas besonderes geleistet haben, müßten uns dort besondere Auszeichnungen und Vorrechte eingeräumt werden. O, vor Schillers „Resignation" wollen wir dieses Unkraut des Herzens zertreten, alle diese ungeistigen und unchristlichen Verwucherungen des Ewigkeitsglaubens. Wir wollen gut sein und wollen von Gott keinerlei himmlische Vergeltung dafür haben!

Mein Christ, das fasse recht zu Herzen: Weg alle Vergeltungsansprüche, sagt dir dein Dichter. Seine „Resignation" ist eine scharf bewehrte Feste vor dem Hafen der Ewigkeit. Finster starrt sie uns entgegen. Aber nicht der wahrhaft fromm nach Gott und Gottesgemeinschaft harrenden Seele, sondern dem falsch frommen Sinn wehrt sie den Zugang, der religiös

scheinenden und doch innerlich so ganz gottfremden Selbstsucht, die immer nur ihren Nutzen herausgerechnet hat und ihre Rechnungsbücher nun auch dorthin mitzubringen gedenkt. Als eine ernst gewaltige Verneinung steht das Gedicht da. Aber nicht die höhere Welt verneint es, sondern, daß der Himmel unseres Glaubens der Ort der Vergeltung sei — es gibt keine Vergeltung dort!

Hier ist Reinigungsarbeit zu tun, viele und große: Reinigung des Unsterblichkeitsglaubens und überhaupt des Glaubensbewußtseins der Gemeinde von aller „Religionstugend", wie Schiller die unreine, die berechnende, die nicht aus innerer Freude am Guten geübte Tugend nennt. Der Name ist nicht glücklich gewählt. Gerade die echte, in der Liebe zum Guten, zu Gott gegründete Sittlichkeit sollte eigentlich Religionstugend heißen. Jener niedere Sinn, den Schiller verurteilt, findet sich auch da, wo gar keine Religion im Herzen ist; und wo sie ist, die tief und groß aufgefaßte christliche Religion, da weiß das Herz nichts davon. Eben aus dem Geiste unserer Religion, nirgend wo anders her, hat Schiller den lauteren Tugendsinn seiner Humanität geschöpft. Es ist ganz verkehrt, wenn man die selbstlose Tugend als ein Geschöpf der ästhetischen Lebensanschauung betrachtet, — das Christentum hat sie geboren, „die Menschwerdung des Heiligen", wie Schiller selbst es ja nennt. Aber allerdings in der Religiosität der Menge, bei Ungebildeten wie Gebildeten, ist von dieser Menschwerdung des Heiligen oft wenig zu spüren. Sie nennen sich Christen, aber ihr Sinn weiß nichts vom Christentum, und ihr ganzer Gottes- und Ewigkeitsglaube dreht sich um sinnliche und lohngierige Erwartungen.

Und Reinigungsarbeit ist zu verrichten am Gottesdienste der Kirche. Zunächst ist dem Geiste der Kirchlichkeit, wo er vorhanden ist, die Gewissensfrage auf seine Motive zu stellen. Wie viele sind nur deshalb kirchlich, weil sie sich damit ihr Leben nach dem Tode versichern wollen. Ob alle die Prediger, die Sonntag für Sonntag vor großer Gemeinde reden dürfen, den Mut der Wahrhaftigkeit haben, ihren Zuhörern im Sinne

von Schillers „Resignation“ es klar und eindringlich zu sagen, daß ihr Kirchenbesuch ihnen nichts „einträgt“? Und wieviel ist am Gesangbuch zu reinigen! Die Unsterblichkeitsstimmen darin sind leider so vielfach recht verstimmte Töne. Selbst in der Bibel fehlen diese nicht. Bis in die Auffassung und Zeichnung der Jesusgestalt reichen sie hinein. Auch in der heiligen Schrift, vor allem in weiten Partien des Alten Testaments, doch, wie gesagt, selbst in manchem, was Jesus zugesprochen wird, aber mit seinem Geiste sich gar nicht verträgt, müßte gehörig aufgeräumt werden, wenn der Geist Schillers in der Kirche durchdringen sollte.

Zu dem mit Schillers Sinn im Widerspruch Stehenden gehört nun aber das Wort unseres heutigen Textes ganz und gar nicht. „Ich bin die Auferstehung und das Leben“, spricht da Christus. Also des ewigen Lebens Inhalt, sein ganzer Inhalt, nichts anderes, als was Christus ist! Der Himmel bin ich, ich allein, — so redet hier der Herr zu der Unsterblichkeitshoffnung — allein mein Sein und Wesen: der Himmel ist nichts von der Lust und Wonne einer ob auch noch so vergeistigten Erdenbegierde, sondern einzig und allein das Heilige, Große und Gute, was ich euch im Diesseits schon in die Seele gegeben, als Gottes Gnadengabe und seine hohe Forderung an euer Leben euch offenbart habe, daß ihr in Läuterung eures Wesens, in Erfüllung eures Herzens mit Liebe, im Ringen und Suchen nach Gottähnlichkeit euch erhebet zum reinen, hohen Lebensgefühl, zu eurem göttlichen Adel, zur Freiheit des in sich guten und starken Willens, — o Menschenherz, das du nach dem Jenseits verlangst, verlangst du wirklich darnach? Nichts anderes verspreche ich dir! Nichts von Genuß und Sinnenfreude irgend einer Art! Das alles versinkt ins Grab der Sterblichkeit, das hört auf, nichts davon wirst du im Himmel finden! Der Himmel des ewigen Lebens wird sein dein Aufblühen, dein reicheres und reineres Sichentfalten zu meiner Wahrheit, zur inneren Herrlichkeit des Gotteskindes, zur Geistesschönheit der vollendeten Seele: — ich bin das Leben!

Seht, so ist das Christuswort Hafenwehr und Hafenlicht zugleich.

Es ist eine leuchtende Verheißung und dabei doch eine Abweisung aller ungeistigen, menschlich kleinseelischen Erwartungen, wie die „Resignation“ letzteres auch ist.

5.

Jenen lichten Inhalt hat ja nun freilich die „Resignation“ nicht. Die Geisterstimme, die hier jenseits der Ewigkeitsbrücke redet, spricht noch nicht, wie Schillers Geisterstimme in „Thekla“:

> Wort gehalten wird in jenen Räumen
> Jedem schönen, gläubigen Gefühl

— jedem, was in dir ein göttliches Sehnen ist, jedem Verlangen nach Reinheit, Freiheit, Liebe und Größe. Noch füllt sich sein Himmel ihm nicht mit den hohen Anschauungen der „heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen“. Es stammt das Gedicht aus der Periode des kritischen Abbruchs, seines Zerfallens mit den altkirchlich-dogmatischen Vorstellungen. So hat er denn auch all die Gebilde des orthodoxen Unsterblichkeitsglaubens in sich niedergerissen. Der Neuaufbau hat noch nicht begonnen, und seine Ewigkeit hat noch etwas Leeres, Farbloses.

Es genügt dem jungen Dichter noch, in seinem Jenseitsbilde nur ein Bollwerk aufzurichten wider die falschen Erwartungen jenes lohnsüchtigen Verlangens, das er in der kirchlichen Frömmigkeit seiner Zeit verkörpert fand. Und der Kampf dagegen ist ihm um so wichtiger, da es ein Kampf gegen eigene Neigungen war. Seine jugendliche Lebensanschauung, ganz von dem Glückseligkeitstraum der damaligen Zeitphilosophie beherrscht, war der des Jünglings in dem Gedichte sehr verwandt. Der aus der Kirche stammende, in die Philosophie übergegangene Gedanke an die einstige ausgleichende Wiedervergeltung war dem jungen Schiller so zu Fleisch und Blut geworden, daß er doch selbst noch über Mannheim hinaus, bis in das „Freudelied“ an Körners Seite hineinklingt: „Duldet mutig, Millionen! Duldet für die bessre Welt! Droben überm Sternenzelt wird ein großer Gott belohnen!“ So also selbst noch damals, ein Jahr später. Hier nun in der „Resignation“ beginnt der mit aller Energie ins Werk gesetzte Reinigungsprozeß seiner Gedanken- und Em-

pfindungswelt. Damit ist er innerlich so beschäftigt, daß er, wie gesagt, zum eigentlichen Aufbau eines reineren Unsterblichkeitsglaubens noch nicht kommt.

Dennoch spielen über der Leere, in der hier vorläufig die Ewigkeit noch vor uns steht, bereits Lichter, die uns Höheres ahnen lassen. Wieso das?

Die Stimme des verhüllten Genius in der „Resignation" weist die fordernde Erwartung der Menschen zurück auf die Erde. Der Himmel, heißt es, ist nicht der Ort der Vergeltung, denn siehe, alles vergilt sich schon hier. Der Menschen Geschichte ist der Menschen Gericht! Es bekommt hier jeder das Seine, jeder nach seiner Art und seinem Werte! Der Sinnenmensch findet die Genüsse, für die er nach seiner niederen seelischen Existenzweise allein zugänglich und befähigt ist, — ob er sie nun wirklich erlangt oder ob es beim Trachten danach bleibt, auch das ist ja Genuß, aber Sinnengenuß, bei dem aller höhere, göttliche Lebensgehalt aus seinem Dasein wegfällt: das ist seine Strafe.

Der Glaubensmensch, der ideal gesinnte Mensch, ja er muß vielleicht viel leiden, entbehren, opfern, gewiß — aber in diesen Opfern, die er den idealen Forderungen seines Gewissens bringt, genießt er die reichste Geistesfreude und empfängt er das höchste Geistesgut, das Hochgefühl der Gottverbundenheit, der Herzenstreue bei aller Schwachheit und Unvollkommenheit, das beseligende Bewußtsein der Zugehörigkeit zum Adel der Geisterwelt. Er stirbt. Vielleicht ehe er stirbt, sinkt er noch recht in Sorge, Kummer und Krankheit. Der arme Mann, er hat von seinem Leben so gar nichts gehabt, klagen die Leute. O er hat so viel davon gehabt! Das Köstlichste, was es gibt: er hat in seinem Schaffen und Sein, in seinem Streben und Ringen seine Ewigkeit empfunden! Jedem das Seine, kein Leben ohne das Walten der göttlichen Gerechtigkeit. Gott braucht nicht das Jenseits, um da erst seine Gerechtigkeit zu erweisen. Die Weltgeschichte, der Menschen Lebensgeschichte ist das Gottesgericht.

Aber nun nimm die Geschichte des letzteren, ich denke, o Menschenherz, deine eigene Geschichte, und du wirst das Spielen

der Lichter in den Schlußversen der „Resignation“ wahrnehmen. Der Dichter sagt dort:

Dein Glaube war dein zugewognes Glück.

Nein — spricht es hier aus deiner tiefsten Seele — das kann nicht alles sein, was mir Gottes Liebe zugedacht hat! Nicht daß ich etwas anderes begehrte, als das Glück im Gutsein, das innere seelische Glück in Gott und in der Wahrheit. Herr, wenn ich nur das habe, frage ich nichts nach Himmel und Erde, wahrhaftig nach keinem andren Lohn! — aber eben das habe ich zwar empfunden, ich kenne es, doch habe ich es immer mehr nur von weitem geschaut, — ich habe es nicht rein und nicht dauernd gehabt. Ich habe es nur ahnen dürfen, was Seligkeit heißt, was des Lebens hohe Lust ist im Streben und Ringen nach dem Edlen, im Vollbringen und Wirken göttlicher Gedanken, — aber ach, auch nur ahnen konnte ich des Glaubens hehres Glück, nicht schmecken durfte ich es in seinem Vollgehalt, denn — mein Glauben, Streben und Ringen war noch so arm, so schwach, so klein!

6.

Meine Freunde! Und dazu sollte Gott uns verurteilt haben, gewissermaßen nur von weitem zu sehen, welcher Lebenswonne unser Geist fähig ist, die Quelle der Seligkeit rauschen zu hören und nicht aus ihr trinken zu dürfen? Dazu sollte er uns verdammt haben, indem er uns zum Glauben, zur großen Freude am Guten erweckte, uns Begeisterung gab, dabei aber eine Natur, die auch beim besten Wollen uns das Vollführen, das wahre, reine, große Ausführen unserer so schön gedachten Absichten unmöglich macht?

O ich weiß, was ich hier „unmöglich“ nenne, das ist ja zum größten Teil nicht wirkliche Unmöglichkeit. In der von uns selbst verschuldeten Schwächung und Trübung hoher Seelenkraft ist es begründet. Das gestehen wir uns in tiefer Beugung vor Gott. Aber könnten wir auch alles, was in uns Sünde und Schuld ist, hinwegdenken, könnten wir unser Leben hineindenken in die Sündlosigkeit Jesu — hat denn nicht auch der Menschensohn, zum Vater und zur Ewigkeit hinweisend, von

sich gesagt: Niemand ist gut? Auch er noch nicht das Bild der Vollkommenheit, die seine hohe Seele schaut! Und auch er bei allem Frieden seines Gotteinsseins doch noch im Seufzen der Stunde, wo er sich von Gott verlassen fühlt. Siehe, noch am Ende alles menschlich Größten der Endlichkeit Schrankengefühl, das Gefühl des menschlich Ungenügenden, das gewaltige Schillergefühl:

Zu was Besserm sind wir geboren!

Das ist das Kernwort in Schillers „Hoffnung", dem so benannten Gedicht, es ist auch das Kernwort all unseres Glaubens und Hoffens auf ein Leben nach dem Tode. Was sonst Menschengeist als Beweis für die Unsterblichkeit aufgestellt hat, ob es in der Bibel oder außerhalb der Bibel sich finde, es ist alles nichts. Das ist das einzige, worauf wir uns gründen können, das sittliche Bewußtsein: Zu was Besserm sind wir geboren, zu höherer Seelengestalt und damit zu höherer Seligkeit, als wir sie hier tatsächlich haben oder auch nur zu erreichen vermögen, — zum Auswachsen und Ausreifen des Gotteskindessinnes, der, im Boden dieser Zeitlichkeit entsprossen, doch erst in höherer Welt, unter einer anderen Sonne das werden kann, wozu er berufen ist, und wozu die Sehnsucht ihn drängend treibt.

Doch daß dies Kernwort des Glaubens dir Wahrwort werde, das kann nicht Schillers Bekenntnis, das kann nur dein eigenes Herz erwirken. Was helfen uns die Stimmen in anderer Menschen Brust? Nur was uns selbst „die innere Stimme spricht, das täuscht die hoffende Seele nicht", nur das gibt ihr frohe Gewißheit. Diese Stimme aber redet in uns allen. Kein Mensch atmet in unserer christlichen Welt, dessen Seele nicht zu ihm spräche: Du bist nicht, was du bist, du bist der nicht, der du sein kannst und mußt.

Freilich zum Flüsterton, kaum noch vernehmbar, kann diese Stimme herabsinken, und andere Stimmen in der Brust überlärmen sie mit ihrem Getose, mit ihrer Weltseligkeit, die solche seelischen Bedürfnisse nicht kennt, nicht anerkennen will, weil sie ihr störend wären. Aus dem sündigen Menschenwesen kreischt es vielleicht gar hinein mit wildem Lachen, mit giftigem

Hohn, der Gefangene verspottet sich selbst, wenn er von Freiheit träumt: was soll das? weg damit —! Die Sünde will gar kein Leben, sie will den Tod und sie wirkt den Tod, sie erstickt die bessere Stimme.

Des Menschen innerer Wert hängt ab von der Lebendigkeit und Beständigkeit, mit der es in ihm redet: „Zu was Besserm sind wir geboren". So tönt sie laut vernehmbar durch Schillers ganze Geisteswelt, und in jeder seiner Dichtungen hallt sie wieder. Sie ist die heilige Musik seiner strebenden und schaffenden Seele, das große Cantate im Leben unseres Idealisten.

Ja, daß sie das werde in uns, unserer Seele Gesang! Dann können wir froh und getrost dahin gehen durch die Sterblichkeit, durch Todesschrecken, an Gräbern entlang: wir fürchten uns nicht, es singt in uns vom Leben, ob wir schon sterben, die Ewigkeit fließt als die göttliche Melodie hinein in unsere Freuden und Leiden.

Cantate! so heißt unser Sonntag. Und wird dir, o Mensch in deiner Vergänglichkeit, dieses Cantate, von dem wir eben gesprochen haben, eine Frage der Herzenssehnsucht, zum dringenden Wunsch: O könnte ich solch frohgewisses Lebensgefühl haben, könnte ich dazu diese Stimme meiner höheren Berufung so recht zur Kraft in mir erheben! — du kannst es nicht, mit all deiner Mühe und Kunst läßt sich das nicht machen, denn es ist der Kindesgeist in dir, der Abbageist vom Vater, der gehorcht nur Einem: den kann auch ein Schiller nicht rufen, den ruft allein der Sohn, sein gewaltiger Gebieter, der ihn auch in dem Dichter gerufen hat. Geh hin zu Christus, er ist das Leben!

Und ist das Lebensgefühl dir erblaßt, die heilige Stimme dir ermattet; hast du einmal in lebendigem Erfassen deiner Gotteskindschaft die feste Überzeugung von deiner Unvergänglichkeit besessen, bist du aber durch die Weisheit des Tages und ihre blendenden Behauptungen darin irre gemacht, — geh hin zu Christus und erfahre, daß er auch die Auferstehung ist: er allein kann und er wird dieses Cantate dir wieder geben! Wer an ihn glaubt, in ihm lebt, der wird nimmermehr sterben; wer

durch den Lebensfürsten sich gefunden und wahrhaft empfunden hat in dem göttlichen Grunde seiner Persönlichkeit, dem ist diese eine Ewigkeit geworden, und was die Welt Tod nennt, dem zieht er wie ein Schiller entgegen mit dem frohgewissen Liede von der Verklärung: Zu was Besserem sind wir geboren! Amen.

Vater Unser Segen.

Schlußvers:

Führ' uns auf rechtem Pfade
Hinauf zum Vaterland;
Die Wahrheit und die Gnade
Mach' uns, o Herr, bekannt.
Das Heil wollst du uns geben,
Das unvergänglich ist,
O Weg, o Wahrheit, Leben,
O Heiland Jesus Christ.

IV.

Die Zukunft der Kirche.



17.

Sehnsucht. Die Worte des Wahns.

Gottesdienst am Himmelfahrtsfeste.

Gemeindelied:

König, dem kein König gleichet,
Dessen Ruhm kein Lob erreichet,
Ebenbild von Gottes Wesen,
Uns zum Mittler auserlesen,
Sich der Welt zu offenbaren
Als das Bild des Unsichtbaren!
Dir gehört das Recht zum Throne
Als dem Mittler, als dem Sohne.

Gebet am Altare:

Wohlauf, mein Geist, laß nicht die Flügel sinken,
Als seien sie zum Aufschwung dir zu schwer;
Siehst du nicht deines Gottes Sonne winken,
Weht nicht die Luft vom Himmel um dich her?

Hörst du die Stimme nicht herüberklingen,
Die liebend dich bei deinem Namen nennt
Und dich ermutigt, kühn hindurch zu dringen
Zu seinem dir verwandten Element?

Auf denn, mein Geist! bewegt von solchen Kräften,
Ist dein die Schuld, wenn du am Erdreich bleibst
Und unter irdisch bindenden Geschäften
Dich nur der Not des Lebens einverleibst!

Statt dann und wann ermattet aufzutauchen,
Zu schwanken auf noch unbestimmter Bahn,
Mußt du die Flügel, die du hast, gebrauchen,
Um sichern Fluges deinem Ziel zu nah'n!

Vater unsers Herrn Jesu Christi und unser Vater! Wir danken dir für alle Himmelfahrt, die du uns schenkest in ihm, durch den die Menschheit zu deinem Himmel gelangt ist. Du hast in ihm uns erlöst von Sünde und Tod, von allem armen, schwachen Wesen, in dem deiner Kinder Herzen verloren waren.

O erhalte unserer Seele die Schwingen, die er belebt hat; stärke uns in der Liebe Sehnsuchtskraft, die dich sucht, dich findet, die sich zu dir hinwendet in Freuden und in Leiden und in dir lebt, um einst ganz einzugehen in deine Herrlichkeit.

Herr, unser Gott! Er, den du erhöhet hast, hat verheißen: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Und wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen, da will er mitten unter ihnen sein. Mit ihm vereint, unserm Haupt, wir seine Glieder, — um den König des Geistes geschart sein treues Volk — so treten wir heute vor dein Angesicht. Christus und die Seinen beten dich an, himmlischer Vater! Nimm in Gnaden auf, Ewiger, das Stammeln unserer Lippen, das Lob unserer Herzen! Erfülle das Wort, das der Mund spricht, und alles, was die Seele fühlt, mit deines Lebens Kraft, daß unser Leben, Tun und Lassen dir ein Loblied werde im Geist und in der Wahrheit und unserer Kirche Walten unseres Volkes Himmelfahrt! Amen.

Schriftverlesung am Altare:

Apostelgesch. 1, 6—11.

Die aber, so zusammengekommen waren, fragten ihn und sprachen: Herr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel? Er sprach aber zu ihnen: Es gebühret euch nicht, zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat; sondern ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen, welcher auf euch kommen wird; und werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde.

Und da er solches gesagt, ward er aufgehoben zusehends, und eine Wolke nahm ihn auf vor ihren Augen weg. Und als sie ihm nachsahen gen Himmel fahrend, siehe, da standen bei ihnen zween Männer in weißen Kleidern, welche auch sagten: Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr da und sehet gen Himmel? Dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen gen Himmel, wird kommen, wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren. Halleluja!

Zwischenvers:
Frohlocke denn und singe,
Stadt Gottes, deines Königs Ruhm!
Breit' aus sein Reich und bringe,
Die draußen sind, ins Heiligtum,
Daß alle selig werden,
Von seinem Wort belehrt,
Und freudig tun auf Erden,
Was seinen Namen ehrt;
Bis alles Volk erneuert
Und in sein Licht verklärt
Ein Fest des Friedens feiert,
Das ewig, ewig währt.

Epheser 3, 14—21:

Derhalben beuge ich meine Kniee gegen den Vater unsers Herrn Jesu Christi, der der rechte Vater ist über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden, daß er euch Kraft gebe nach dem Reichtum seiner Herrlichkeit, stark zu werden durch seinen Geist an dem inwendigen Menschen, und Christum zu wohnen durch den Glauben in euren Herzen und durch die Liebe eingewurzelt und gegründet zu werden; auf daß ihr begreifen möget mit allen Heiligen, welches da sei die Breite und die Länge und die Tiefe und die Höhe; auch erkennen, daß Christum lieb haben viel besser ist, denn alles Wissen, auf daß ihr erfüllet werdet mit allerlei Gottesfülle.

Dem aber, der überschwenglich tun kann über alles, das wir bitten oder verstehen, nach der Kraft, die da in uns wirket, dem sei Ehre in der Gemeinde, die in Christo Jesu ist, zu aller Zeit, von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

1.

Liebe Gemeinde! Der Himmel alles umfassend, so allumfassend die Herrschaft, zu der der verklärte Christus eingegangen ist, — das ist der große Inhalt unserer Himmelfahrtsbotschaft. Diese Gewalt übt er längst in seiner Gemeinde, ja schon weit darüber hinaus, und Gottes Führung geht dahin, daß einst im Reiche der Geister alles seinem milden Zepter

untertan sein wird: König, dem kein König gleichet, ihm gehört das Recht zum Throne als dem Mittler, als dem Sohne, — das ist der Sinn all unserer Himmelfahrtsbilder, auch der Poesie der biblischen Erzählung. Nicht um sein Eingehen in die höhere Welt des Jenseits handelt es sich heute. Das fällt für unser modernes Bewußtsein natürlich mit Karfreitag zusammen. Sein Sterben am Kreuz, als er seine Seele dem Vater übergab, war auch seine Himmelfahrt. Was wir aber heute am Himmelfahrtsfeste feiern, ist dies: Christus in der Kraft und nach dem Willen des himmlischen Vaters der Herr und das Haupt seiner Gemeinde, — so klingt es uns auch aus unserm Texte entgegen.

Es ist der Kirchengedanke, dem sich unsere Schillerpredigten jetzt zuwenden. Was diese Predigten bezweckten, war nicht das Bestreben, das Christentum in die Formen Schillerschen Denkens und Empfindens einzuzwängen. Dieses Zurück um ein Jahrhundert wäre ebenso verkehrt, wie jene orthodoxe Forderung, daß wir unser heutiges Glaubensleben nach den Bekenntnisschriften der Reformation zurechtschneiden und auf die Ansichten und Vorstellungen der Bibel festnageln sollen. Wir aber sind nicht von denen, die rückwärts leben, unser Angesicht ist unbedingt vorwärts gekehrt.

Nicht zurück zu den früheren Offenbarungen, daß wir uns in falscher Treue gegen den Glauben der Väter auch an all ihre menschlichen, mit mancherlei Irrtümern durchsetzten und durch ihre Zeit bedingten Auffassungen der Wahrheit klammerten. Die Behauptung, daß man nur dann wahren Glauben habe, wenn man genau so denke, wie Luther und die Bibel, ist ganz und gar unprotestantisch und ein Geistesabfall vom innersten Wesen der evangelischen Kirche. Denn Protestantismus ist der Glaube an das Leben, an das sich weiter bewegende Leben, der Glaube an den heiligen Geist, der uns in fortschreitender Entwicklung in alle Wahrheit leiten will.

In der protestantischen Kirche darf nie und nimmer der Grundsatz des festen Beharrens am Alten aufgestellt werden! Das Göttliche und ewig für uns Verbindliche in der heiligen Schrift wie in den Bekenntnisschriften unserer Kirche ist für

uns nicht ihr Buchstabe, sind nicht ihre einzelnen Anschauungen, nicht einmal ihre Geistesprägungen, — all dem stehen wir in pietätvoller, aber freiester Kritik gegenüber — sondern ihr innerstes Geistesleben und der darin vorhandene Geistesdrang. In engem Seelenzusammenhang mit diesem Christusgeist der Vorzeit nun vorwärts zu neuer, unserem heutigen Stande entsprechender Glaubensgestaltung, das allein kann die Losung einer wahrhaft evangelisch-protestantischen Kirche sein.

In diese fortschrittliche Losung schreiben wir nun hinein: Vorwärts auf Schillers Bahnen, daß das, was der Christus in der deutschen Volksseele uns in unserem Dichter an neuer Geistesrichtung gegeben hat, auch in seine Kirche, ihre Zukunft mitbestimmend, hineinwirke. Jesus Christus allein ist ja der Herr und das Haupt seiner Kirche! Doch um den Charakter ihrer Entwicklung näher zu bezeichnen, stellen wir den Satz auf:

Unser Ziel eine Luther-Schillerkirche.

Dieser Gedanke wird manchem etwas befremdlich klingen. Denn Schiller, so hoch er auch das Christentum schätzte, hielt von der Kirche doch nicht viel. Er hat den Wert und den dauernden Bestand der Kirche lange bezweifelt. Am gottesdienstlichen Leben nahm er wenig teil, und die Predigt der Kirche war ihm wenig sympathisch. Er hat sie einmal für ein Unding erklärt, weil der geistliche Redner bei der ungleichen Beschaffenheit seiner Zuhörer gar nicht das bieten könne, was jeder brauche: entweder werde er die höheren Geistesbedürfnisse durch Alltagswahrheiten abstoßen oder den schwächlichen Teil durch zu hohe Zumutungen verwirren. Bei dieser Gelegenheit hat Schiller das Wort geschrieben: „Eine Predigt ist (nur) für den gemeinen Mann — der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Heuchler.“ So im Jahre 1787, er war damals 28 Jahre alt.

Das ist ein Ausspruch, in dem sich der große, freie Geist doch einmal recht beschränkt zeigt, beschränkt von dem Vor-

urteil, das sich in ihm unter dem Eindruck seiner Jugenderfahrungen gebildet hatte. Ja, hier bricht aus dem edlen Menschenherzen einmal etwas hervor von jenem widerwärtigen Hochmut, mit dem ästhetisch gerichtete Geister so oft über die Kirche absprechen. Sein Freund Körner hat denn auch in seinem Antwortschreiben die unverständige und unwahre Auffassung von der Predigt zurückgewiesen, — und Schiller hat sich der Zurechtweisung gefügt.

Je mehr dann der Dichter zur inneren Reife gelangte, hat er denn doch gefühlt, daß auch er ein Teil ist von jener Kraft, die in der Kirche, wenn auch da in anderer Weise, wirkt, und er hat schließlich der unter dem Segenswalten des liberalen Predigers Schleiermacher in Berlin zu neuer Lebensentfaltung sich erhebenden Kirche mit ausdrücklichem Hilfeangebot seine Hand entgegengestreckt. Er schrieb damals:

„Berlin hat in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet, dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfnis. Jetzt, in Zeiten des Unglaubens, ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen, es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es einmal zu sein bestimmt ist. Ich wünschte, nur auf sechs Wochen ein Berlinischer Akademiker zu sein, um einen Beruf zu haben, mich über diese Sache vernehmen zu lassen; aber es fehlt ja dazu nicht an Leuten, und sollte nicht z. B. Schleiermacher der Mann dazu sein? . . . . Der Geist der Zeit verlangt es, da sich der Katholizismus in Frankreich neu konstituiert, daß auch im Protestantischen an die Religion gedacht werde. . . . . Kann ich selbst auf irgend eine Art dabei zu gebrauchen sein, so zählen Sie auf meine Bereitwilligkeit."

Damit kündigt sich in Schiller eine Entwicklung auf die Kirche hin an, die, wenn sein bald darauf eingetretener Tod nicht alles vernichtet hätte, jedenfalls weit über die Reform des Kirchengesangs, von der hier zunächst die Rede ist, hinausgegangen wäre. Ich habe schon wiederholt hervorgehoben, daß bereits in „Maria Stuart", noch mehr dann in der „Jungfrau"

diese Aufhellung des Bewußtseins über die Verwandtschaft seiner ästhetischen Lebensarbeit mit den religiösen Lebenstrieben seines Volkes begonnen hatte. In der eben erwähnten Briefstelle des Jahres 1804 zeigt sich nun dieser Prozeß in Schiller bedeutend vorgeschritten: der Schillergeist tritt da, wie in Ahnung seines höchsten und letzten Berufes, mit seinem Angebot der Kirche näher.

2.

So bereitete sich, von Schiller persönlich ausgehend, jene geistige Verbindung mit der Kirche vor, die nun in unseren Schillerpredigten der verklärte Schiller ausführt. Fraglich ist es ja wohl, ob das damals schon angebracht gewesen wäre? Man kann es bezweifeln, daß Schleiermacher, so weitherzig und weitsichtig er auch war, in die dargebotene Hand des Dichters eingeschlagen hätte.

Wir tun das! Wir tun es von Herzen! Wir ergreifen freudig die ja doch auch von unserem himmlischen Vater geweihte Dichterhand, obschon unter dem Proteste fast der ganzen Orthodoxie Deutschlands und mancher konservativ gelähmten Elemente des freisinnigen Protestantismus. Durch solchen Widerspruch nicht beirrt, nach kirchlichen Mächten und geistlichen Autoritäten nicht fragend, in der Macht des frommen und freien Luthersinnes und kraft der Autorität des eigenen Gewissens schließe ich im Namen des guten Geistes unserer Kirche mit Schiller einen Pakt über deren Zukunft. Vier Paragraphen hat dieser Einigungsbund:

Paragraph Eins: Schule, Wissenschaft, Kunst, Theater sind auch Wirkungsstätten Christi, können es sein. Aber zu seinem lebendigsten Offenbaren hat Christus sich seine Kirche geschaffen. Nirgends vermag er sich so in der Tiefe seines Lebens und so unmittelbar zu den Herzen sprechend zu geben, wie in der Kirche mit ihrem Evangelium, ihrem Gottesdienst, ihrer Predigt, ihrer Seelsorge, wo er mit seines Vaters Kindern als Heiland redet. Hier erfüllt er die Seinen „mit allerlei Gottesfülle“. Alle intellektuelle, alle ethische und alle ästhetische Kultur, sofern sie von der Kirche abführt, wohl gar Reli-

gion und Kirche ersetzen will, ist eine schwere Verirrung, die sich durch Verflachung der Volksseele rächt. Auch die Kunst, soviel Christliches sie enthalten mag, kann in ihren Tempeln nie die innigen und erhebenden Herzenssegnungen bieten, die der Mensch braucht zu seinem Heil und zum Aufbau seiner Persönlichkeit, der Höchststehende und Allergebildetste gerade ebenso sehr wie der geringe Mann. Die Kirche ist für die innere Gesundheit unseres Volkes etwas Notwendiges. Ihre Gottesdienste sind eine Einrichtung, die nie an Wert verlieren darf, und in ihrer Bedeutung für die Vergeistigung des Lebens überragt die Predigt alle anderen idealen Mächte ausnahmslos. Das ist ein der Kirche Jesu Christi unbedingt zustehender Anspruch, vor dem sich die Bildung der Zeit zu beugen hat! Weil „Christum lieb haben viel besser ist, denn alles Wissen", so ist die Kirche, wo diese Liebe gepflegt und wirksam wird, etwas Größeres und Höheres, als Schule, Wissenschaft, Kunst, Theater — auch als Schillergeist und Schillerdichtung!

Paragraph Zwei: Ist das der vollberechtigte Anspruch der Kirche des deutschen Christus, so darf doch die Kirche in ihrer Wirklichkeitsgestalt heute gar nicht mit allzu großem Selbstgefühl vor die Zeit treten. Unter dem Einfluß einer unglücklichen Rompolitik des Staates, und von den schwankenden staatlichen Faktoren leider viel zu sehr abhängig, in ihrer Entfaltung geknebelt von den konservativen Interessen der leitenden Mächte und aus ihrer eigenen Mitte heraus behindert von den Bestrebungen einer ebenso beschränkten wie wühleifrigen Reaktion, ist sie ein dem Geschlechte unserer Tage wenig imponierendes Gebilde. Mit wieviel Treue und hingebender Herzensliebe und zum Teil auch weitem und großem Sinn im einzelnen an der Erfüllung ihrer Aufgabe gewirkt wird, und das ohne Unterschied der Richtung, so ist sie als Ganzes doch eine von vieler Kleinlichkeit, Engherzigkeit und Geistesdürre entstellte Erscheinung. Wie viel tausend Segensbächlein auch von ihrem Gottesdienst, ihrem Unterricht, ihrer Predigt und Seelsorge in unser Volksleben ausgehen, so leistet sie der deutschen Volksseele doch bei weitem das nicht, was sie sein könnte: sie spendet ihr nicht die

Wasserströme erfrischenden und heiligenden Lebens, die sie durch Christi Kraft und Reichtum in ihrer Tiefe birgt. Die Kirche der Gegenwart hat auf den Knien vor dem Ideal ihrer inneren Größe Buße zu tun!

Paragraph Drei: Die Ursachen dieser Verkümmerung liegen wesentlich in der Klausnernatur der Kirche. Das Mönchtum hat sie aufgehoben, des Mönchtums Triebe aber nicht überwunden. Statt den echt reformatorischen Verweltlichungsprozeß der Religion fortzusetzen, hat sie ihr von den Vätern ererbtes Gut und ihr religiöses Leben, unter Absperrung von der Welt draußen, in der abgelegenen Stille besonderer Heiligkeitsempfindung angebaut. Ihr Glaube hat keine innere und wahre Verbindung mit den göttlichen Mächten des fortschreitenden Geisteslebens der Nation und den daraus sich ergebenden religiösen Bedürfnissen der Zeit und ist deshalb der Volksseele fremd geworden. Ihre Bibel, zum alleinigen Gotteswort gemacht, ist ihr zur Klostermauer geworden, über die sie nicht hinweg zu sehen vermag und hinter der sie nichts vernimmt von dem heiligen Gotteswort der fortgehenden Offenbarung. Reiß diese Mauern nieder, ruft Christus der Kirche zu; brich dein und mein Gefängnis auf, gebietet er ihr, — es falle der Bann, es dringe das Leben ein in meine Kirche, mein eigenes Leben draußen, daß es hier zu ewigem Leben werde! Ja, wird die Klosterkirche nicht endlich so zur Weltkirche, so hat die Kirche keine Zukunft: sie würde, von Zeit und Leben abgetrennt, dem Volksganzen bald nichts mehr sein und zum Sammelpunkt einiger kleiner, ob orthodox oder liberal gesinnter, Kreise zusammenschrumpfen.

Paragraph Vier: Aber die Kirche Jesu Christi hat in Deutschland eine Zukunft, eine große, herrliche Zukunft! Wir glauben an eine gewaltige Größeentfaltung im neuen Jahrhundert! Denn wir glauben an den Fall der Mauern! Die moderne Theologie wird trotz Bann und Reaktion sie brechen, mit ihr ist Gott und seine Wahrheit. Schon spüren wir das Einströmen der Lebensluft, und wir hören den Christusgeist der Kirche, wie er zu Schiller spricht: Komm herein, du Gesalbter

Gottes, du Zeuge meines Geistes! Einst war es deiner Jugend heißes Sehnen, mein Prediger zu werden. Dein Schicksal führte dich auf andere Bahnen, aber du bist mir treu geblieben im tiefsten Innern und hast auf deines Dichtens Pfaden mein Werk getrieben. Komm herein, mein Dichter, mit deinem Gotteswort, ich brauche dich! Du sollst mir meine Kirche erfüllen mit deinem Schönheitssinn, mit deinem reinen, großen Menschensinn und daraus verscheuchen die Geister der Enge. Du sollst mir die Verbindung herstellen mit meines Volkes Seele, daß dein idealer, humaner Sinn sich umsetze in kirchlichen Glaubenssinn, und in dieser Verschmelzung sich der Kirche Kraft tief und voll entfalte. Und wir hören diese Christusstimme, wie sie zur Kirche der Gegenwart spricht: Im Schillergeiste sollst du, Lutherkirche, dich versöhnen mit der ganzen Bildung deines Volkes; sollst in lebendige Fühlung treten mit dem Gott im Leben, daß du „begreifen mögest, welches da sei die Breite und die Länge und die Tiefe und die Höhe“ seiner Wahrheit, und es lernest, deinen Beruf im Volksleben frei und groß und schön und menschlich wahr aufzufassen, — das ist mein Auftrag an dich!

3.

Liebe Gemeinde! Die Luther-Schillerkirche der Zukunft eine Kirche, die ihren Beruf mehr menschlich wahr und groß auffassen wird, die nicht in weltfernen, überirdischen, übernatürlichen Regionen lebt, sondern natürlich ist in ihrem Wesen und Wirken, — das ist vor allem die Forderung eines gesunden Diesseitssinnes zum Unterschied von der in der Kirche vorherrschenden Jenseitsstimmung.

Das ist ein Punkt hervorstechender Verwandtschaft Luthers und Schillers. So fest sie beide gewurzelt sind in der Glaubensgewißheit, die über Gräber hinweg in die lichte Herrlichkeit einer höheren Welt blickt, so ist ihnen doch diese Unsterblichkeitsüberzeugung nur der goldene Hintergrund ihrer Lebensanschauung, nicht der Magnet, der all ihr Sinnen und Empfinden an sich zog und über die Erdenwelt hinwegzog. Sie sind so recht die beiden Männer in weißen Kleidern, die in der Apostelge-

schichte zu den Jüngern sprechen: „Was stehet ihr und sehet gen Himmel?"

Unser Reformator hat dem mittelalterlichen Hinausträumen ins Jenseits, das im Wesen des romanischen Christentums liegt, seine kräftige germanische Diesseitsstimmung entgegengesetzt. Eine nicht ans Erdenleben sich weggebende, in ihr aufgehende, wohl aber in ihr sich einrichtende und freudig und seelenfrisch hier ihre Schuldigkeit tuende Frömmigkeit ist Luthers Art gewesen. Die hat er seiner Kirche eingepflanzt; aber man kann nicht gerade sagen, daß die sich in der Kirche behauptet hat. Die katholische Sinnesweise ist doch wieder mächtig hervorgebrochen. Und das in zwei Gestalten, in einer sehr nüchternen und in einer recht schwärmerischen Form.

Die erstere ist der Charakter des vulgären Volksglaubens, dem das ganze kirchliche Wesen und alles, was damit zusammenhängt, gerade wie im Katholizismus, nur Wert hat in Bezug auf ein späteres Leben. Man besucht den Gottesdienst, man erfüllt seine kirchlichen Pflichten, man handelt recht und scheut die Sünde, — damit man einmal in den Himmel komme. Die Religion eine Versorgungsanstalt fürs Jenseits! So faßt sie der oberflächliche Sinn auf, eine Auffassung ohne Seele, ohne Tiefe, ohne Herzenslebendigkeit und bei allem Ernst doch sittlich recht wertlos. Die Kirche im Ganzen aber geht nicht genug dagegen an, ja sie fördert sogar vielfach diesen Zug. Es ist das der Geist, der trotz aller evangelisch tieferen und in das Leben weisenden Stimmen auf tausend evangelischen Kanzeln der vorherrschende ist: glaube, liebe, strebe, damit du einst vor dem Richter bestehen könnest und einst selig werdest.

Das ist nun aber Schiller im Grunde der Seele zuwider gewesen. Es ist das, wie ich euch neulich zeigte, die Religionstugend, die er so verachtet hat, und der er, ganz im Geiste unseres heutigen Geschlechtes, den Gedanken entgegensetzte: Du mußt ein guter Mensch sein und immer besser zu werden streben, auch wenn es gar keinen Himmel und keine Unsterblichkeit gäbe, — lebe nicht für den Himmel, lebe für die Welt; was du bist und was du tust, sei es und tue es für dein Erden-

dasein, nicht um des zukünftigen Richters willen, sondern um des Richters willen in deinem Gewissen und um der Wahrheit willen. „Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr und sehet gen Himmel?“

Nicht minder aber ist der Schillergeist ein Gegner auch der schwärmerischen Jenseitsstimmung des pietistischen Wesens, der alle Frömmigkeit sich konzentriert auf das Pauluswort: „Ich habe Lust, abzuscheiden und bei Christo zu sein, welches auch viel besser wäre“, — heraus aus dem Leben, aus diesem Jammertal; die Erde kann mir nichts bieten, die Welt, und was hier ist und was sie beansprucht, läßt mich kalt; meine Seele ist ihr entrückt und schaut ganz in die Wonnen des Jenseits, ach, könnte ich doch sterben und alles abstreifen, was hier mich noch halten will!

So viel Tiefe und Innigkeit sich mit dieser pietistischen Jenseitigkeit der Empfindung wohl verbinden, und so lebenswahr diese Stimmung in gewissen Momenten werden kann, so ist sie doch, wenn sie zur Grundstimmung der Seele wird, etwas durchaus Unwahres, Unnatürliches, Angezwungenes, Eingeredetes, was entweder gar nicht dem wirklichen Gefühle entspricht — solcher Mensch würde sich doch kräftig wehren, wenn es auf einmal in der Tat ans Sterben ginge — oder was, wenn es dennoch so gemeint sein sollte, wenigstens in den Tagen der Kraft etwas seelisch Krankhaftes wäre.

Gegen diesen Jenseitsdrang sträubt sich Schillers gesunder Mannessinn, sein reiner Menschensinn, sein sittlich klarer Weltsinn. Da darf man nicht etwa sein Gedicht „Sehnsucht“ ins Feld führen: „Ach, aus dieses Tales Gründen, die der kalte Nebel drückt, könnt' ich doch den Ausgang finden — —“. Denn damit ist lediglich die Sehnsucht der nach wahrhafter Erhebung ins Geistige, ins Ideale verlangenden Seele gemeint. So schwer leidend er auch oft war, hat er dennoch nie der Todessehnsuchtsstimmung sich zu ergeben vermocht. Und das nicht aus eitler Weltliebe, weil er etwa so am Leben hing und, von Sinnenbanden gehalten, sich vom Diesseits nicht trennen mochte. Er hat in seinen Briefen wiederholt von

seinem wohl frühen Tode gesprochen und das so ruhig und ungetrübt in voller Freiheit der Sterbensbereitschaft, wenn es so weit wäre.

Aber bei aller Sterbensbereitschaft war er doch beseelt von einem mächtigen Lebenswillen, und der war sittlich begründet, begründet in dem Bewußtsein seiner Aufgabe, seiner Pflicht, nicht in der Erdenlust, sondern in der Schaffenslust seiner Natur. Schiller wie Luther sind von der Überzeugung durchdrungen, daß Gott uns nicht in die Welt gestellt hat, damit wir seufzen und uns nach dem Himmel sehnen, sondern damit wir unser Leben gebrauchen, unsere Zeit und Kraft ausnutzen, unser Werk lieb haben, an unserem Berufe und Pflichtenkreise herzliche Freude finden und tüchtig etwas leisten. „Ich muß wirken, solange es Tag ist" — sagt Christus bei Johannes, und in diesem Christussinn spricht der echte, sittlich gesunde Mensch weiter: Ich wünsche mir auch, daß es noch recht lange für mich Tag sein möchte, damit ich noch recht viel wirken kann! Das ist doch aber schließlich die wahre Tiefe der Gesinnung, vor der die Tiefe jener pietistischen Himmelssehnsucht zumeist als Schein sich erweisen wird. Die so denkenden Menschen sind wertvollere Geister und ganz gewiß Gott wohlgefälligere Seelen.

Dieser kräftige, gesunde Diesseitssinn ist nun ganz der Geist unserer Zeit, und auf diesen Boden muß die Kirche sich unbedingt stellen, wenn sie vom Volke verstanden und geschätzt werden will. Wahrlich, sie soll nicht aufhören, mit liebender Hand und freundlichem Verheißungszuspruch jene Hoffnung zu pflegen, die sich an dem Worte „Himmelfahrt" emporrankt. Mir würde der Talar ein brennend Gewand sein, wenn nicht dahinter ein Herz voll frohester Unsterblichkeitsgewißheit schlüge. Ja, wir wollen diesen Glauben hegen und wollen ihn uns recht stärken; wir tun das unter dem Segen Schillers. War er doch so stark darin, daß seine Farben und Töne sich selbst da aufdrängten, wo er, wie in der heutigen Dichtung, gar nicht davon redet.

Aber er werde uns nicht eine Macht der Lebensentfremdung, sondern, gerade umgekehrt, der Aufrichtung zu kräftigerer Lebensenergie, solange Gott der Herr uns in diesem Leben haben

will. Hier stehen wir, hier wollen wir stehen mit Herz und Seele, Menschen dieser Welt voll Ewigkeitssinn und dabei doch mit rastlos unermüdlicher Erdenfreude als die redlichen Arbeiter in seinem Weinberge, die, was sie treiben und erstreben, nicht tun im Eigennutz des Sinnes, der sich den Himmel verdienen will, und aus Angst vor dem Gericht des Jenseits, sondern es tun für dieses sein Gottesreich hier und im Vertrauen auf die Liebe und Gnade dessen, der der rechte Vater ist über alles, was da Kinder heißt auf Erden, und der, wenn wir hier es waren, es uns auch bleiben wird in seiner höheren Welt.

Im Leben soll die Kirche stehen und für das Leben sollen ihre Glocken läuten. Von diesem Leben hier soll sie singen in ihren Liedern, und dieses Leben hier sei ihrer Predigt großer, voller Inhalt, — eine Kirche des Diesseitssinnes voll Tatendrang und dazu Tatkraft, Tragkraft, Siegeskraft spendend dem Glauben, der hier wirkt und kämpft: — das ist die Luther-Schillerkirche Christi.

Das wird aber unsere evangelische Kirche erst werden, wenn sie sich ehrlich den Gedanken aus Schillers „Worten des Wahns" aneignet, daß über der Wahrheit des Unsterblichkeitsglaubens doch ein Schleier liegt, den keine menschliche Hand zu heben vermag, und daß dies Fragen und Hoffnungen sind, über die sich nichts aussagen, nichts ausmalen läßt: „Wir können nur raten und meinen." Die Ewigkeit ist uns felsenfestgewiß, aber — durchaus verschlossen! Die Kirche höre auf, Bilder und Vorstellungen der Bibel über das Jenseits, die, gleichviel aus welchem Munde sie kommen und wenn sie auch aus Jesu Munde stammen, doch auch nur ein menschliches „Raten und Meinen" sind, als Offenbarungen Gottes auszugeben. Damit daß sie das immer wieder tut, nährt sie die falsche, unevangelische, die unnatürliche und unwahre Jenseitsstimmung. Sie sage der Gemeinde offen und deutlich: Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr und sehet gen Himmel, dahin, wovon wir nichts wissen? — sehet auf die Erde, wo euer Platz ist, rühret hier Herzen und Hände und erfahret darin Christi Wiederkunft, wie er euch nahe ist mit seinem Geist und Leben!

4.

Aber noch in anderer Hinsicht muß die Kirche, wenn sie eine Zukunft in unserem Volke haben soll, ihren Beruf menschlich wahrer auffassen. Sie muß die ihr von Luther gewiesene Richtung in die Tiefe der Menschenbrust weiter fortsetzen, daß das Außenleben des Glaubens noch viel mehr werde zu einem Leben in Innerlichkeit. Wie ich das meine, das Außenleben des Glaubens? Ich verstehe darunter nicht das Wertlegen auf Äußerlichkeiten in der Religion, obwohl wir auch darüber noch lange nicht genug hinweg sind.

Meine Freunde! Die Kirche verkündet der Welt das Evangelium von der Vaterliebe Gottes, von den Friedensgedanken seiner Vorsehung, von seiner unser Heil und unsere Erlösung wirkenden Gnade, daß er uns zu seinen Kindern erwählt habe, daß wir in seinem Geist wiedergeboren, erfüllt werden sollen mit aller Gottesfülle, daß wir frei, groß und reich werden sollen in seiner Gemeinschaft, glückliche, selige Menschen.

Da dringt denn aus der Zeit so oft schrill und hart die Einrede hinein: Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt — das Echo. Ich kann das nicht nachempfinden, ich erfahre das alles nicht in mir.

Das ist deine Schuld, erwidert die Kirche, in dir könnte sich das alles bezeugen; aber du hast dein Inneres abgestumpft, nun spürst du nicht Gottes Walten, vernimmst nicht seine Stimme, — du hast deinen inwendigen Menschen verloren.

Gewiß ist daran viel Wahres, aber ob es durchaus und überall wahr ist? Wie, wenn dagegen unser Geschlecht die Anklage erhebt gegen die Kirche: Du hast mir meinen inwendigen Menschen noch gar nicht gegeben!? — —

Es geht ein so wunderbarer Drang durch die Gegenwart, ein Tasten und Umhergreifen, ein Wühlen und Graben. Da setzen sie hier und dort ein, werfen um, spüren, forschen, suchen etwas mit heißem Bemühen, und fragt man: Was sucht ihr denn? so schreit es aus tiefster Brust weh und bang:

Ich suche mich, mein eigentliches Sein, meinen inwendigen Menschen. Ich komme mit der Welt nicht mehr zurecht, ich lebe ihr, lebe ihr gern, aber ich brauche, um glücklich zu sein, in ihr eine höhere Welt, eine ideale Welt, ein inneres Leben. Ich halte es in diesem Leben hier nicht aus, wenn ich nicht meine Seele finde, meine Seele und in ihr meinen Gott!

Verwundert spricht die Kirche: Deine Seele? Ja, was war denn all mein Wirken bisher? Habe ich dich nicht zu dir selbst geführt? Habe ich dir nicht den Gott in deiner Brust gewiesen? Bin ich nicht die Kirche der Innerlichkeit, der Seelsorge?

Nein — nein — nein! ruft es dem entgegen — du hast das vielleicht gewollt, hast es vielleicht redlich vorgehabt, hast dir eingeredet, daß du es tust, hast es aber nicht getan. Du hast mich immer nur nach außen gelenkt: auf die Bibel, da würde ich es finden, auf deine Pastoren, da sollt' ich es empfangen, auf den Glauben andrer, den sollte ich annehmen. Ich glaubte, weil mich Glauben umgab. Ich lebte mich hinein in das, was ich sah und hörte — — ich lebte andrer Sinn und Gedanken, mein Glaubensleben war nach außen gekehrt, keine Welt des inwendigen Menschen baute sich in mir an, ich bin bei allem „Glauben" glaubenslos, seelenlos. Ich suche meine Seele! Meinen eigenen Glauben!

Geliebte, bei aller Übertreibung, bei aller Ungerechtigkeit gegen den tiefinnerlichen Geist der Reformationskirche, der ihr von ihren Gründern her und durch das diesen verwandte Wesen wahrhaftiger Seelenerwecker innelebt, — bei alledem doch eine Wahrheit, eine gewaltig ernste Wahrheit! Es haben so viele in unserer Mitte nur einen Außenglauben, keinen Innenglauben. Und jener ist darum nicht etwa besser als der katholische, weil er aus evangelischen Ansichten besteht und protestantische Färbung hat. Kommt dann der Augenblick, wo der Mensch fühlt, daß er mit solchem fremden Glauben in sich so gut wie nichts hat, so wendet er sich erzürnt von der Kirche ab und stümpert sich eine vielleicht recht religionslose Seele zusammen.

Daran ist die Kirche denn aber doch schuld! Sie hat nicht genug gesorgt für „das Starkwerden an dem inwendigen Menschen“, weil sie unter dem Einfluß des unseligen orthodoxen Glaubensbegriffes vom Fürwahrhalten den Glauben an Autoritäten band, ihn zu sehr das Glaubensleben der Bibel leben ließ und das Vertrauen auf das eigene Herz zerstörte durch die einfältige Rede von der sündigen Menschenvernunft, statt gerade das Vertrauen auf sich selbst bei den Ihrigen zu wecken und ihnen zum Bewußtsein zu bringen, daß nichts seligmachender Glaube ist, als was der Mensch aus sich selber herauslebt. Auch von dem christlichen Glaubensheil gilt es: „Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor!“

„Es ist in dir, du bringst es ewig hervor!“ — auf die Basis dieses Schillerwortes muß die Kirche sich stellen. Von hier aus, von der Anerkennung der Persönlichkeit, der Individualität, des eigenen Menschenherzens als der Offenbarungs- und Schaffensstätte aller Religion, muß sie der großen Sehnsucht der Zeit nach eigener Seele, eigener Erfahrung, eigenem Glauben, eigenem Gotterleben entgegenkommen. Sie muß ihre Kinder dazu erziehen, ihre Gemeinden dazu hinleiten, eine Welt des für sie Guten, Wahren und Göttlichen in sich selber aufzubauen und das in voller Freiheit, ohne jeden Glaubenszwang, ohne dieses widerwärtige Aufnötigen der kirchlichen Schablonen. Sie muß ihre herzliche Freude daran haben, wenn frei und fessellos die Bäume so recht nach ihrer Natur wachsen. Statt immer wieder nach der Schere zu greifen, muß sie ihren Segen sprechen zu jedem selbständigen Ringen und Werden in der Religion, wenn dann auch die daraus hervorgehenden Glaubensgestaltungen mit ihrer Theologie nicht stimmen und sich mit der Bibel nicht decken. Einzig und allein in solchem persönlichen Glauben, solchem wahren Innenglauben, den der Mensch so aus sich selbst hervorgebracht hat, feiert sein Herz selige Himmelfahrt, — sein ganzes Fühlen und Leben und Wollen ist ihm da Himmelfahrt, weil es ihn mit ewigen Mächten in wirklich lebendigen Zusammenhang bringt.

5.

Nun noch eins. Die Luther-Schillerkirche eine Kirche, deren Christusglaube ein frommstarkes Vertrauen zu sich selber ist.

Meine Freunde! In dem Ringen nach einem Himmel in der eigenen Brust, „ewig jung und ewig grün", wo uns Früchte erwachsen, die keines Winters Raub werden, woher uns Trost und Erquickung zuweht, und Harmonien seliger Freude uns umklingen, heilige, liebe und große Stimmen unseres Vaters, — im Ausbauen dieser inneren Welt, ja, und dann auch im Verteidigen derselben, hast du vieles zu überwinden, deine eigene sinnlich niedere Natur, Armseligkeit und Schwachheit deines Wesens, Widerspruch und Widerstand der Welt, des ungöttlichen Zeitgeistes Wesen in dir und außer dir.

Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren, singt da Luther — gewiß, erwidert's aus Schillers Dichtung, nur in höherer Kraft kann es gelingen; aber der rechte Mann, den Gott uns da hat erkoren, daß er durch ihn uns helfen will, das ist doch, o Mensch, dein eigener idealer Wille! Und nun stellt er uns in seinen beiden Dichtungen zwei gewaltige Bilder von solchem frommstarken Selbstvertrauen vor die Seele:

Zunächst den Herkules, der den Riesen zu überwinden hat, der unüberwindlich ist, weil ihm aus der Berührung mit der Mutter Erde immer neue Kräfte zuwachsen. Doch jener schreckt davor nicht zurück, er packt fest zu, reißt ihn empor, daß er schwebt, und erwürgt ihn in freier Luft. So muß der Seele jeder Antäus erliegen, wenn sie nur glaubt an sich selbst und mit ihrer Glaubensenergie ihn losreißt von dem Sinnenboden in ihrem Herzen. Und die freien Lüfte, in die sie ihn heben muß, in denen er schwach und sie stark wird, das sind die Geisteslüfte der großen und heiligen Empfindungen unseres Lebens, in denen uns Gottes Kraft anweht.

Das andere Bild am Schluß der „Sehnsucht": Der Himmel winkt, dieser Himmel des Glaubensidealismus voll Frieden und

Leben, jene Welt des inwendigen Menschen, wo das reine Herz Gott schaut. Aber dazu gelangen! Brausende Fluten drängen sich dazwischen, — zur reinen, hohen Seelenschönheit und zum wirklichen Erfassen seiner Geistesnatur gelangt doch wohl kein Mensch, — müssen wir nicht schließlich doch alle mehr oder weniger im Sinnenlande unseres Wesens zurückbleiben? Zwar ein Nachen ist da, — es ist etwas in uns, was uns hintragen könnte, aber wie ungewiß, wie unsicher, nein ganz unmöglich ist es: es fehlt des Fährmanns Kraft, die es vollbringt. Da spricht eine Stimme zu dem Idealisten: Es geht von selbst, höhere Macht wird die Segel beseelen, du mußt nur glauben an dieses Wunder — — du mußt glauben, Mensch, an dich selbst, dann soll es dir gelingen! Und es wirft sich der Hochwollende in des Stromes Toben, er will und muß zum Besitze seiner selbst gelangen, er will und muß hindurch zum Frieden, zur inneren Gottesharmonie: er will seinen Himmel und — er findet seinen Himmel!

So dürfen wir uns in Schillers Sinn dieses Bild auslegen, ob es schon einen noch mehr philosophischen Inhalt hat. Der Glaubenswille baut und erwirkt sich sein Himmelreich. Der fromme Wille ist die Macht der Gottvereinigung. In unserem Willen segnet und weiht uns der, „der überschwenglich tun kann über alles, was wir bitten oder verstehen“. In der Luther-Schillerkirche ist der starke, auf sich selbst vertrauende Wille Kern und Stern aller Religion.

Also Selbstglaube! Aber das Wesen der evangelischen Kirche ist Christusglaube, sagst du. Gewiß, das ist es und soll es auch bleiben. Freilich schwerlich wird in einer Kirche, in der dieser tatkräftige Geist Schillers waltet, bleiben jener Christusglaube, der Anbetung des Mysteriums ist und der, niedersinkend vor dem Opfer, mit dem der Gottmensch den Ewigen versöhnt habe, nur anzunehmen hat die Genugtuung, die ein anderer für ihn vollbracht hat. Auch jener Christusglaube, der ein inniges Sichschmiegen an den Geliebten der Seele ist und der mit verzücktem Blicke sich versenkt in die Gnadentiefen seiner welterlösenden Heilandsliebe, wird immer mehr schwinden

in einer Kirche, die zur Männlichkeit Schillerscher Geistesart erwacht ist.

In jener orthodoxen Christusauffassung spiegelt sich der Sinn des unmündigen, ganz aufs Nehmen angewiesenen Kindes mit seiner Demut, seiner Dankbarkeit; in dieser pietistischen das Jugendalter mit seiner Schwärmerei und gefühlsseligen Hingabe. Kindheit und Jugend haben ihr Schönes, aus dem Christusleben der Orthodoxie und des Pietismus ist viel Herrliches unserer Kirche erblüht, — aber der Mann hat auch sein Recht, und aus dem Kindeswesen und dem warmen, aber unklaren Jünglingsherzen soll er erstehen in seiner Reife und Größe.

Eine dritte Art, sich zu Christus zu stellen, ist der männliche Christusglaube: da sinkt man nicht anbetend vor ihm nieder, da umjubelt man ihn nicht in frommen Liebeshymnen, — da steht man still ihm gegenüber und schaut ihn an mit tiefem Sinn. Man sieht in ihm keine überirdischen Geheimnisse mehr, man sieht ein Menschenleben vor sich, das Leben des großen Idealisten, von dem Johannes sagt, daß er und sein Vater eins gewesen seien, [dieses Idealisten mit dem heiligen Ernst, der nichts Böses dulden konnte, dessen Ernst aber wie die Sonne war, die vernichtet, indem sie erhellt, erwärmt und belebt; dieses heroischen Idealisten, der sich aufgeopfert hat, um, die Welt überwindend, seine welterlösende Wahrheit in den Herzen durchzusetzen und sich und seinen Gott in uns zu behaupten.

Vor diesem Christusheroismus steht des Menschen Sinn in stiller Bewunderung und Verehrung. Nüchtern erscheint manchem solche Betrachtungsweise. Aber diesem nüchternen Mannesglauben leuchten die Augen, und freudig heben sich ihm die Geister der Brust. Diesem Christus nachfühlend, in seine Welt, in seine Kämpfe, in sein Ringen sich hineinlebend, spürt es das Herz, wie nun in ihm selbst etwas stark und mächtig wird, und es spricht zu dem Menschensohn: Jesus, du mein Heiland, denn du hast mir das Vertrauen gegeben zu mir selbst, daß ich wieder etwas will und — weiß, daß ich es kann!

Das ist die Christuspredigt der Zukunft. Es ist der Glaube

der sittlichen Liebe, in der der Christ zum Glauben an sich **selbst** erwacht; wo er, von der Gnade ergriffen, wie sie sich in der Menschenkraft dieses Einzigartigen erweist, zur **eigenen** Kraft ersteht und, vom Helden berührt, zum Helden wird, der die Welt bei den Hörnern packt, alles falsche, ungeistige Wesen in sich immer mehr losreißt von der Berührung mit der Erde, sich selbst überwindet und durch die Schwierigkeiten des Lebens sich durchkämpft zu seinem Himmel. **Das** ist die Liebe zu Christus, von der es wirklich gilt, was heute unser Text sagt, daß Christum lieb haben besser ist, denn alles Wissen. Denn wo ein Mensch so fühlt, so Christum als den Begeisterung wirkenden Genius und Heros in sich wohnen läßt, da wird er erfüllt mit aller Gottesfülle.

Erst wenn **diese** dem Geiste Schillers verwandte Christuspredigt die Kanzeln beherrschen wird, dann hat die Kirche ihre Klausnernatur aufgegeben! Dann wird die Welt sie wieder verstehen, und, indem sie diese reich macht durch **solchen** Christusglauben „an den inwendigen Menschen", wird sie der Welt eine Macht der Himmelfahrt werden. Christus, erweise an deiner Kirche deine Kraft und gib ihr diese sittlich gereifte Liebe zu dir! Amen.

Vater Unser. Segen.

Schlußvers:

Hier Gottes Kinder und dort Erben
Als Jesu Christi Eigentum!
Um diesen Namen laßt uns werben,
Er ist der Gnade Werk und Ruhm!
Das sei das Teil, das wir erkoren,
Danach das Herz sich sehnt und schlägt,
Bis es, aus Gottes Geist geboren,
Der Kindschaft Zeugnis in sich trägt.

18.

An die Freunde.

Mein Glaube. Licht und Wärme.

Gottesdienst am Sonntage Exaudi.

Gemeindelied:

Fahre fort :,:
Zion, fahre fort im Licht,
Mache deine Leuchter helle!
Laß die erste Liebe nicht;
Suche stets die Lebensquelle:
Zion, dringe durch die enge Pfort',
Fahre fort :,:

Schriftverlesung am Altare:

2. Tim. 3, 14—17. Col. 2, 4—8. Gal. 5, 13—15. Eph. 4, 3—6.

Du aber bleibe in dem, das du gelernet hast und dir vertrauet ist; sintemal du weißt, von wem du gelernet hast. Und weil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieselbige unterweisen zur Seligkeit, durch den Glauben an Christo Jesu. Denn alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werke geschickt.

Ich sage aber davon, daß euch niemand betrüge mit vernünftigen Reden. Wie ihr nun angenommen habt den Herrn Jesum Christum, so wandelt in ihm und seid gewurzelt und erbauet in ihm und seid fest im Glauben, wie ihr gelehret seid, und seid in demselben reichlich dankbar. Sehet zu, daß euch niemand beraube.

Ihr, lieben Brüder, seid zur Freiheit berufen. Allein sehet zu, daß ihr durch die Freiheit dem Fleische nicht Raum gebet; sondern durch die Liebe diene einer dem andern. So ihr euch

aber untereinander beißet und fresset, so sehet zu, daß ihr nicht untereinander verzehret werdet.

Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Ein Leib und Ein Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufes. Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser aller, der da ist über euch alle, und durch euch alle und in euch allen. Halleluja!

Gebet am Altare:

„Herr, höre meine Stimme, wenn ich rufe; sei mir gnädig und erhöre mich!“ Von alters her tritt deine Kirche am heutigen Sonntage mit dieser Bitte vor dein Angesicht: Herr, erhöre mich! — dein Pfingstgeist, der Welt wieder nahend mit seinem Licht und seinen Flammen, sei meine Erhörung, dein heiliger Geist der Freiheit und der Wahrheit, der aber auch ein Geist der Treue ist.

Erhöre deine Kirche, wenn sie um deinen Beistand bittet für das Leben, das von ihr ausgeht, daß es Zugang finde zu den Herzen der Menschen; erhöre sie aber auch, wenn sie bittet um das, was sie zu ihrem eigenen Leben nötig hat.

Sie kann nicht bestehen in dumpfer Enge. Sie braucht den frischen Anhauch aus der Welt der Gedanken und der freien Forschung. Sie streckt die Hände fürbittend zu dir aus über alle Arbeit des Geistes in unserem Volke und in der Menschheit, über allen Wahrheitsdurst, der in die Tiefe der Dinge zu dringen und Schleier zu lüften und unsere Erkenntnis zu mehren sucht, — über alle Stätten der Wissenschaft, woher uns das Licht kommt, das auch Licht ist aus deines heiligen Geistes Fülle, und das sie dankbar begrüßt, wenn auch unter seinem klärenden Wirken manches in Bibel und Glauben sich nun als vergängliches Menschenwort erweist, was man für dein ewiges Gotteswort gehalten hatte. Auch hier wollen wir sprechen: Was du tust, das ist wohlgetan!

Herr, deine Kirche ruft dich an um den großen Sinn, der das vermag, der der Wahrheit die Ehre gibt und nicht knechtisch

am Hergebrachten hängt. Erlöse sie, die du auf den Geist gestellt hast, auf den lichten, freien und weitherzigen Kindesgeist deines Sohnes, vom Bleigewicht des Buchstabens und der Überlieferung. Stelle zum Besten deiner Gemeinden auf alle evangelische Kanzeln Männer, denen der Glaube mehr ist, als das Glauben, und denen aller Bekenntniseifer erstorben ist in der Liebe und in der Freude am brüderlichen Sichverstehen. Führe ein neues Geschlecht herauf, das in neuer Zeit mit neuen Zungen zu reden den Willen und das Vermögen hat. Herr, erhöre deiner Kirche Flehen!

Aber Pfingstzungen neuer Wahrheit können nur laut werden, wenn die Herzen fest zu dem Einen stehen, den du uns gemacht hast zur Heiligung und zur Erlösung, und wenn sie sich Feuer trinken an den Quellen, die du uns hast entspringen lassen in der heiligen Schrift. Da ist die Tiefe der Ewigkeit, da wollen wir auch im Weiterstreben stehen und schöpfen, lernen und werden nach deinem Wohlgefallen.

Bewahre uns in der Kirche vor dem Flattergeist, der von jedem Luftzuge irrender Zeitströmungen und noch unklarer Meinungen sich treiben läßt, und mache uns stark in dem Freisinn, der allein der rechte Freisinn ist: der mit der Zeit gehend, doch den Mut hat, der Zeit zu widerstehen in ihrem unreifen Wesen und in ihrer Verständnislosigkeit für deine ewige Wahrheit. Bewahre alle, denen du das heilige Werk des Fortschritts, dein Werk, o Herr, anvertraut hast, vor dem Sinn, der das Verneinen des Alten leicht nimmt, und erhalte uns auch im Verneinen den Ernst der echten Frömmigkeit, die nicht auflösen will, sondern erfüllen: erhalte uns das treue Herz, das nicht das Seine, sondern allein deine Ehre sucht und das nicht den Menschen gefallen, sondern ihnen dienen will zu ihrem ewigen Seelenheil. Herr, höre unsere Stimme, sei uns gnädig und erhöre uns! Amen.

Zwischenvers:

Prüfe recht :,:
Zion, prüfe recht den Geist,
Der dir ruft zu beiden Seiten;
Tue nicht, was er dich heißt,

Laß nur deinen Stern dich leiten.
Beides, was dir gut scheint und
was schlecht,
Prüfe recht :,:

Johannes 5, 39:
Suchet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget.

1.

Liebe Gemeinde! Für die heutige Predigt war, wie ihr wißt, ursprünglich „Wilhelm Tell" in Aussicht genommen. Ein am letzten Montag in den „Bremer Nachrichten" abgedruckter Artikel eines hiesigen Theologen, überschrieben „Los von Kanaan!" — der in der Stadt viel besprochen wird, und zu dem Stellung zu nehmen mir ein Bedürfnis ist — veranlaßte mich' zu der in den Blättern kundgegebenen Umstellung der Dichtungen für die letzten Schillerpredigten. Das allbekannte Epigramm aus den Votivtafeln „Mein Glaube", dazu genommen das Gedicht „Licht und Wärme" und vor allem das herrliche Lied „An die Freunde" sollen mit den eben verlesenen Schriftworten unsere heutige Andacht leiten. In dem letzteren lauten zwei Verse:

Lieben Freunde, es gab schönre Zeiten,
Als die unsern, das ist nicht zu streiten!
Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.
Doch es ist dahin, es ist verschwunden,
Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
Wir, wir leben! Unser sind die Stunden
Und der Lebende hat recht.

Prächtiger, als wir in unserm Norden,
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!
Ihn umgiebt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom.
Aber Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut.

Wie eine Anknüpfung an die hervortretenden Worte in diesen Schillerversen klingt es, wenn nun der Verfasser jenes Artikels schreibt:

> Ein neuer Frühling religiösen Lebens ist in Deutschland angebrochen. Allerorten rührt und regt es sich. Die Losung: „Gott ist tot" hat kein Echo gefunden in der deutschen Volksseele. „Wir glauben an den Gott des Lebens, an den heiligen Geist der Entwicklung, der sich in allen aufwärts und vorwärts strebenden Kräften der Menschheit verkörpert", — so lautet das Evangelium der neuen Zeit, das in den Werken der Dichter und Denker, der Naturforscher und Wahrheitssucher, woher sie auch kommen, anklingt. Aber dieser neue und doch ewige Gott ist nicht ein Gott der Vergangenheit und des heiligen Buches, sondern der Gegenwart und Zukunft. Er lebt im sprossenden Keimblatt, in der Tiefe jeder echten Künstlerseele, in jedem ernsten Entschluß einer Persönlichkeit. Daß unsere Zeit dies einzusehen gelernt hat, ist ihr größter Gewinn, ein Fortschritt, der Erlösung bringt. Nicht mehr „das Pergament" ist uns „der heil'ge Brunnen, woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt". Wohl „sagen's aller Orten alle Herzen unter dem himmlischen Tage, jedes in seiner Sprache" — aber, so kann man hinzufügen, jedem wird es nur in seiner Sprache verständlich, und darum sagt uns der Deutsche der Gegenwart, wenn er uns in die Tiefen seines religiösen Erlebnisses hineinleuchtet, mehr als ein Prophet Kanaans und ein vorderasiatischer christlicher Missionar, wie es St. Paulus war. Wir suchen Gott, der nicht ferne ist von einem jeglichen unter uns, in dem wir Menschen der Gegenwart leben, weben und wirken. — Aus dieser beglückenden Erkenntnis ergibt sich der Bruch mit der überlieferten, an Bücher und Bekenntnisse der Vergangenheit gebundenen religiösen Unterweisung, wie sie leider noch überall in deutschen Landen im wohlreglementierten Schulbetrieb vorgeschrieben ist.

Steudel kommt dann auf die Forderung eines Teiles der heutigen Lehrerwelt, den Religionsunterricht, auch den biblischen, ganz aus der Schule auszuscheiden. Ihre und seine Losung ist es: „Kein Fach als Religion in der Schule, aber kein Fach in der Schule ohne Religion." Biblische Unterweisung soll nicht mehr stattfinden, das schaffe keine echte Religiosität; statt dessen solle der Lehrer durch seine Persönlichkeit und sein ganzes Wirken und Lehren den Kindern Ewigkeitssinn einpflanzen. Der Artikel schließt mit den Sätzen:

> Das aber ist Religion, daß wir Deutsche auf Grund unserer Geschichte uns unserer göttlichen Berufung bewußt werden, als die Vertreter eines auf Wahrheit, Güte und Schönheit gerichteten

Idealismus anderen Völkern voranzugehen. Darum — los von Kanaan, dessen Vergangenheit unfähig ist, lebendige Religion in uns auszulösen, — hin zu dem Gott einer mit tausend lebendigen und erlösenden Kräften ausgestatteten Gegenwart; fort mit dem Unterricht in Religion, hin zu einem Unterricht aus Religion und einer Erziehung zur Religion! Das ist die Reformation des 20. Jahrhunderts.

Also die Bibel aus der Schule heraus! Aber zwischen den Zeilen liegt mehr. Wir glauben, dem Verfasser nicht Unrecht zu tun, wenn wir in der ganzen Art, wie hier über die Bibel geurteilt wird, das Bestreben erblicken, sie im Interesse und in der Liebe des deutschen Volkes möglichst zurückzudrängen, sie vor den religiösen Zeugnissen der Gegenwart als das Minderwertigere, im Grunde wohl Entbehrliche erscheinen zu lassen: „Los von Kanaan, dessen Vergangenheit unfähig ist, lebendige Religion in uns auszulösen" — in den Schulkindern nicht, dann doch aber auch nicht in der Gemeinde; die Kirche der Zukunft wird sich demnach nicht mehr auf der heiligen Schrift aufzubauen haben. Ist das nun die Konsequenz, zu der auch unsere Schillerpredigten führen?

Die wahre Bedeutung der Bibel,

ihre Bedeutung nach den modern-protestantischen Grundsätzen einer Luther-Schillerkirche laßt mich heute erörtern. Ich möchte euch zeigen, wie in jenem Artikel warm zu begrüßende Wahrheit sich mit einem sehr bedauerlichen Irrtum verquickt.

2.

Zunächst ein entschiedener Widerspruch. Auf die Abschaffung des biblischen Religionsunterrichts in der Schule gehe ich nur kurz ein. Es ist diese jetzt hier in Bremen so vielfach aus junger Lehrer Mund ertönende Forderung ein Sturm- und Drangerguß, dem die Bremer Presse ein gewaltiges Brausen zu geben versucht, der aber an der besseren Einsicht unserer Schulbehörde und an dem pädagogischen Sinn in unserer liberalen Lehrerwelt selbst zerstäuben und sich in ein recht ruhiges Bett vernünftiger Reformen des Bibelunterrichts verlaufen wird.

Die religiöse Erziehung aber, die gar keinen Religionsunterricht braucht, weil ihr der ganze Schulunterricht zur Religion werde, an sich ja ein ganz idealer Gedanke, ist wie ein hübsches Kind, das jedoch leider totgeboren ist. Mit wieviel Enthusiasmus dieses neueste Dogma auch verkündet wird, der Geist der realen Möglichkeit nennt es einfach eine — Phrase!

Wird dann aber in dem Artikel so geringschätzig von dem „niet- und nagelfest" Machen biblischer Sprüche als dem eigentlichen Wesen des bisherigen Unterrichts geredet und das die Methode der Religionsverekelung genannt, so möchte ich dem entgegenhalten, was mir darauf ein sehr liberal denkender Mann meiner Gemeinde schrieb:

> Ich danke dem Lehrer meiner Kindheit, daß er mir so manchen guten Bibelspruch tief eingeprägt hat, den der Junge damals kaum halb verstand, für den mir aber nachher das Leben das Verständnis gegeben hat. Es kamen doch Situationen in meinem Leben, wo ich froh war, ihn als Halt und Trost in mir zu tragen. Überhaupt sind die Stunden, wo ich mal wieder die Bibel aufschlage, man kommt heute leider nicht oft dazu, mir immer Stunden wohltuender Erquickung. Glücklicherweise habe ich aber noch vieles davon in meinem Herzen, und das ist ein Besitz, von dem ich mich nicht losmachen möchte. Was nachher viele Dichter und Denker, und was die Bildung der Welt mir gab, das ist mir doch alles erst Licht und Leben geworden auf Grund dessen, was ich aus der heiligen Schrift in mir trug. Mein höheres Leben habe ich doch gewiß aus ihr und von dem schlichten Schulmeister, der sie mir auslegte, so gut er es konnte. Das war keiner von den „Frommen", aber auch keiner von den Überklugen heute. Als ich, eine vaterlose Waise, noch blutjung nach Hamburg in die Lehre ging, gab er mir eine Bibel mit und schrieb darein: Suchet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget".

Meine Freunde! Dieses eifrige Bemühen, das religiöse Leben der Gegenwart von dem Boden der biblischen Überlieferung loszulösen, kommt mir vor wie das Treiben eines Mannes, der unter dem Erbgut seiner Väter einen großen Kasten goldener Münzen von sehr altem Gepräge gefunden hat. Er hat sich überzeugt, daß das meiste für den heutigen Verkehr entwertet ist, der Kaufmann nimmt sie nicht an. Da kommt er auf den vernünftigen Gedanken, sie zum Goldschmied oder zum

Händler zu tragen, und freudig malt er sich aus, welche Fülle von Zwanzigmarkstücken er dafür einwechseln könne. Ganz beglückt von dem Gedanken seines Reichtums, im Geiste schon umgeben von dem Schatz der blinkenden Stücke mit modernstem Wertstempel, greift er in seinen Kasten hinein und wirft die alten Münzen, die sich ja gar nicht vergleichen ließen mit diesen schönen Münzen der neuen Prägung, in rasendem Lustgefühle mit vollen Händen zum Fenster hinaus, — bis er dann schließlich, zur Besinnung gekommen, merkt, daß er ein recht armer Mann geworden ist und nichts mehr hat.

Darauf kommt die Losung: „Los von Kanaan!" — in dieser Weise ausgegeben — schließlich hinaus, dieses selbstgefällige Sichweiden an dem Reichtum moderner Religiosität und moderner Glaubenszeugnisse unter so kalt undankbarer Abweisung der Bibel, als brauchte man diese nun nicht mehr. Man wird die Menschen schwerlich dazu bringen, „im sprossenden Keimblatt" das Gotteswort zu erkennen, wenn sie das Gotteswort auf den Blättern der Schrift nicht mehr kennen. Und wer kein Verständnis mehr hat für das ewig Wahre und auch uns noch schöpferisch Belebende in der Seele jenes „vorderasiatischen christlichen Missionars", der wird sich aus den Dichtungen eines Goethe und Schiller sicherlich keine Religion anzueignen vermögen. Man gibt die Bibel leichten Herzens weg, und was wird man an wahrhaft religiösen Werten in der Seele seines Volkes dafür eintauschen? Einen Sinn, der nun lebt und webt in dem lebendigen Gott der Gegenwart, und dem alles Vergängliche sein Gleichnis wird?

Ich zweifle ja nicht, daß es einem Steudel und Gesinnungsgenossen mit diesem Ideal ernst ist, und daß sie des Glaubens sind, auf dem Wege ihrer Bibelbehandlung ihre Gemeinden wirklich dahin zu leiten. Das Unehrerbietige ihrer Stellung zur Bibel, das unsereinen in solchen Äußerungen so peinlich verletzt, und das jetzt in der ganzen protestantischen Welt als Bremische Theologie berüchtigt ist, empfinden sie vielleicht gar nicht als das; es erscheint ihnen vielmehr als protestantische Freiheit und Mündigkeit.

Tatsächlich aber ist es ein wahrhaftes Umbringen der so tief im Volke der Reformation wurzelnden Ehrfurcht vor der Bibel, die, einmal ausgetrieben, gar nicht wieder einzubringen ist. Unter diesem Verschleudern eines Gutes, das unser Volk religiös reich gemacht hat, wird, fürchte ich, ein Geschlecht aufwachsen, das der Bibel nicht mehr in der protestantischen Freiheit verehrungsvoller Kritik, sondern recht unprotestantisch in hochmütiger Geringschätzung und infolge dessen der ganzen Religion in voller Gleichgültigkeit gegenüberstehen wird. Der Ruf: „Los von Kanaan!“ — in dieser Weise ausgegeben — ruft eine Zeit herbei, in der uns ringsum wüste Trümmer anstarren werden da, wo einst heilige Denkmäler standen, und trockener Sand da, wo einmal Quellen rannen.

Es muß auf das bestimmteste Protest eingelegt werden gegen solchen Versuch, den Strom unseres religiösen Lebens von der Quelle abzuschneiden. Und ich fühle mich dazu vor meiner Gemeinde um so mehr verpflichtet, da meine Schillerpredigten, gerade durch diesen ihren Charakter, sich mit dem die kirchliche Enge sprengenden Wesen, dem Berechtigten in dieser Richtung, berühren.

Solche Loslösung des Reformwerkes in der Kirche von dem geschichtlichen Zusammenhange, durch den ihm Kraft und Leben zufließt, wäre nun auch ganz und gar nicht dem Schillergeiste entsprechend. Ich will hier nicht davon reden, wie durch Schillers ganzes Dichtungswerk die heilige Schrift hindurchleuchtet, wie oft aus dem Besten und Tiefsten seiner Poesie Bibelworte klingen; wie er, zwar nicht so oft und so kräftig wie Goethe, aber doch auch ganz entschieden zur Bibel sich bekennt da, wo sie naiv, nicht bewußt ist — wir würden sagen: wo sie, rein religiös, aus der Tiefe des göttlichen Lebens schöpft, nicht, sei es in erzählender oder belehrender Form, Dogmatisches hervorbringt.

Aber auch der ganze Freiheitsgedanke des Sängers auf der Höhe seiner Vollendung ist allem Radikalismus abhold, allem Zerreißen des Zusammenhangs mit der Vorzeit, allem Bruch mit dem Heiligen im Denken und Glauben der Väter. Da ist nichts von Wegwerfen des Alten, einfach weil es alt ist. Frei-

heit paart sich da mit Weisheit, der Lebensdrang mit Herzens- und Charakterreife und der Fortschritt mit der Pietät. Das Alte wird anerkannt als eine Macht im Neuen, und die Überlieferung ist nicht ohne weiteres ein stagnierendes Wasser — sie kann auch eine frische Quelle sein und kann, wenn nur der rechte Sinn im jüngeren Geschlechte vorhanden ist, dazu gemacht werden. Das ist Schillerisch gedacht!

Auf diese ganze moderne Denkweise hat, was die Beurteilung der Bibel betrifft, Houston Stewart Chamberlains an Geist und Wahrheit großartiges, aber in der Beurteilung des Judentums doch höchst ungerechtes Werk „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts" ungünstig eingewirkt. Von dorther hat man es sich einreden lassen, daß, was aus dem Boden des jüdischen Geisteslebens hervorgewachsen ist, religiös wertlos sein muß und uns Germanen nichts sein kann. „Los von Kanaan, dessen Vergangenheit unfähig ist, lebendige Religion in uns auszulösen."

Was würde nun dazu ein Schiller sagen, der bei dem hohen Schönheitssinn, den er in sich selber trug, doch aufs innigste sich an die Griechen anschloß, dieses in den Fragen der Kunst so „hochbegünstigte Geschlecht"? Der, ob er schon so kräftig das Recht des Lebenden fühlt, doch den alten Hellenen die reichste Befruchtung seines künstlerischen Wesens zu entnehmen wußte und die Verbindung mit ihnen, den ästhetisch schöpferischen und in ihm schöpferisch wirkenden Geistern, nie preisgegeben hätte? Was würde er sagen, wenn er heute in der Kirche die Forderung vernähme: Los von Kanaan, — wir brauchen nicht mehr die Verbindung mit dieser Geburtsstätte unserer Religion, wir haben genug Religion in uns und um uns, was soll uns noch die Bibel, die gibt keine lebendige Religiosität? Er würde doch wohl diese modernen Kirchenmänner bitten, ein bißchen bescheidener zu sein, und ihnen sehr energisch den Rat geben, mit dem hochbegünstigten Volke der Religion in enger Fühlung zu bleiben und, um sich vor Stümperei und religiöser Verarmung zu schützen, sich doch lieber von den „Propheten Kanaans" und vor allem von dem „vorderasiatischen Missionar" recht kräftig anregen zu lassen!

3.

Nun aber zu dem, was in jenem Artikel gut und beherzigenswert ist. Und das ist zweierlei. Es klingt daraus, ganz in Schillerschem Geiste gedacht, eine starke Betonung des Rechtes zum eigenen, der biblischen Vergangenheit selbständig gegenüberstehenden Gegenwartsleben in der Religion und damit zusammenhängend die Losung des eigenen, an das Semitische und Griechische in der religiösen Auffassung der Bibel sich nicht bindenden germanischen Christentums. Hier kann ich eine Gesinnungsgenossenschaft konstatieren mit der Richtung, zu der ich doch, wie das auch nachher noch einmal hervortreten wird, in ausgesprochenem Gegensatz stehe.

Der Dichter nennt Rom ein Grab der Vergangenheit. Unter all dem Kultusgepränge des römischen Katholizismus sieht er die Züge der Todesstarre. Es ist eine längst vergangene, mit der Fortentwicklung des Menschentums nicht mehr im Zusammenhange stehende Kultur, die nur durch die Künste des Priestertums und durch die zwingende Gewalt der Tradition in einem Scheinleben erhalten wird.

So sehr nun Schiller die von der Reformation her der evangelischen Kirche innewohnenden Lebenstriebe anerkannte, so stieß ihn doch auch in dieser Kirche, und zwar in jeglicher Richtung ihrer damaligen Erscheinung, etwas Starres, Verknöchertes ab. Er sah darin wieder eine Tradition, wenn auch eine bessere, reinere und geistigere, nämlich die biblische, zum Bann der Geister geworden; was eine anregende und regulierende Kraft sein sollte, mehr aber auch durchaus nicht, zum Glaubensgesetz gemacht, das nun alle Geschlechter verpflichten will, bei der biblischen Denkweise und Vorstellungswelt stehen zu bleiben. Schon in seinem „Lykurgus und Solon" heißt es:

> „Wir können bei Beurteilung politischer Anstalten als eine Regel festsetzen, daß sie nur gut und lobenswürdig sind, sofern sie Fortschreitung der Kultur befördern oder nicht hemmen. Dieses gilt von Religions- wie von politischen Gesetzen: beide sind verwerflich, wenn sie eine Kraft des menschlichen Geistes fesseln, wenn sie ihm in irgend etwas Stillstand auferlegen. Ein Gesetz, wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensschema

beständig zu verharren, das ihr in einer gewissen Periode als das vortrefflichste erschienen, ein solches Gesetz wäre ein Attentat gegen die Menschheit, und keine noch so scheinbare Absicht würde es rechtfertigen können".

Aus diesem Protest heraus, aus seinem Widerspruch gegen den falschen Gebrauch der Bibel in der evangelischen Kirche, ist nun auch das viel mißdeutete Wort zu verstehen:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion.

Es ist der Protest des Lebens mit seinem eigenen Glauben- und Empfindenwollen, mit seinem unmittelbaren religiösen Gefühl gegen die im kirchlichen Protestantismus zur Schablone und Zwangsjacke gemachte Bibel.

Nun hat ja der liberale Protestantismus sich dem Anspruch, daß man, um wahren Glauben zu haben, sich ganz die Glaubenswelt der Bibel aneignen, ihren Glauben getreu nachleben müsse, schon längst widersetzt. Er unterscheidet zwischen Geist und Buchstaben, zwischen Glauben und Vorstellung und wahrt sich dem Buchstaben, der Vorstellung der Bibel gegenüber das Recht der selbständigen Bewegung, wobei er aber seine Geistesverbundenheit mit dem sittlich-religiösen Leben der heiligen Schrift in der Forderung eines „biblischen Christentums" zum Ausdruck bringt.

Dieser Ausdruck führt jedoch zu Halbheiten, Unklarheiten und auch zu Unwahrheiten. Was heißt Geist? Das ist ein sehr weiter Begriff, in den sich vieles einschmuggeln kann, was, wenn es uns zur bindenden Norm gemacht wird, für den Menschen von heute doch auch ein unerträgliches Joch ist. Nichts in der Bibel darf uns zum Feststehen wider unsere eigene Empfindung und bessere Überzeugung zwingen wollen!

Darin hat Steudel vollständig recht: wir haben nicht ein biblisches, sondern unser modernes Christentum zu leben! Unser ist die Stunde, und diese Stunde des Gegenwartslebens bringt ihre eigenen, frisch duftenden und in ihrer Existenz berechtigten Pflanzen hervor. Wir wollen Gott leben und bekennen, wie wir es können und wie wir es nach unserer ganzen Erkenntnis und unserer modernen Entwicklung müssen, — da soll man

uns nicht die Bibel, auch nicht, was man darin den Geist nennt, zur Keule machen, die diesen selbständigen religiösen Lebenssinn in uns totschlägt.

Und dieses unser religiöses Leben will und soll ein deutsches Christenleben sein! Ich freue mich herzlich, hier eine Losung zu vernehmen, die seit langen Jahren all meine Predigt auf dieser Kanzel beherrscht. Deutsches, germanisches Christentum, — daß wir nicht den Glauben, wie er aus fremdvölklichem Blute und fremder Geistesgeschichte erwachsen ist, einfach als den unsrigen bekennen, sondern ihn umzuprägen haben in die Gestalt, wie sie unserer germanischen Gefühls- und Geistesart entspricht und sich aus der Geschichte des deutschen Geistes ergibt. In diesem Sinne stimme ich dem „Los von Kanaan!" von Herzen zu. Ja, ein deutsches Christentum! Darauf müssen wir hinaus, das müssen wir finden und in uns ausbilden; daß uns das gelinge, davon hängt wesentlich die Zukunft unserer Kirche ab, und das erst wäre die Erfüllung der Reformation.

„Biblisches Christentum" ist eine im Grunde doch nicht rein protestantische Parole; es ist eine Vermittelung, die unsere Kirche zu keiner dem gebildeten Zeitbewußtsein wirklich sympathischen, klaren und festen Position kommen läßt. Daß wir das noch nicht fühlen, kommt daher, weil wir immer noch in der ganz falschen, höchst einseitigen Auffassung von der Reformation gefangen liegen, als wäre diese, was sie äußerlich allerdings war, auch ihrem Wesen nach gewesen: nichts anderes als eine Zurückführung unseres Volkes auf die Bibel und das Christentum der apostolischen Zeit.

Was ist denn das innerste Wesen der Reformation? Diese Frage müssen wir uns jetzt beantworten, um von hieraus nun unsere Stellung zur Bibel, die Bedeutung, die diese in einer Luther-Schillerkirche haben würde, richtig bestimmen zu können. Dazu einen kurzen Blick auf die Geschichte der Bibel.

4.

In einem Volke, dem Gott der Herr besonders reiche und tiefe religiöse Anlagen gegeben hatte, und das darin eben sein

auserwähltes, zum Hervorbringen des reinen Glaubenslebens der Menschheit berufenes Volk war, regt sich in einer Weise, wie kein Volk des Altertums es kannte, das Suchen und Fragen nach dem religiösen Gut. Diese große Sehnsucht, zuerst verkörpert in Moses, mit dessen sittlichem Tiefblick sich die israelitische Volksseele aus dem Heidentum der Patriarchen herauszuwinden beginnt, schafft sich die gewaltigen Gestalten der Propheten. Ihr ganzes Wollen und Sein drückt sich symbolisch aus in jener Erzählung von Jakobs nächtlichem Kampf, die von einem der Propheten stammt, in diesem heiß eindringenden: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn! Es ist das Ringen ihrer tiefen und großen Männerherzen mit den ewigen Gottesfragen des Lebens, das Ringen nach einer lebendigeren Erfassung des Höchsten. Was sie da in Freuden und Leiden sich errungen, was sie in diesem Kampfe des ernsten, guten Willens mit dem Unreinen in ihrer eigenen Brust und dem Ungeistigen in ihres Volkes Charakter sich erworben haben, was sie als ihren Gottesbesitz immer schöner und reicher, teils sie befriedigend, teils sie in Ahnungen über ihre Schranke und Zeit hinwegweisend, erschaut haben, das haben sie niedergeschrieben. Es sind das Offenbarungen Gottes; aber keine lehrgesetzlichen, für Katechismusparagraphen bestimmt und als Glaubensregel herausgegeben, sondern Offenbarungen seines unter Irrtum und Unklarheit keimenden, treibenden, werdenden göttlichen Lebens in der Menschennatur.

Dieser Welt der zum Licht strebenden prophetischen Gestalten ersteigt nun als ihre reife Frucht die Erscheinung Jesu. Eine jüdische Gestalt, von Israels bestem Seelenblute erzeugt, aus diesem geworden und doch nur aus dem, hier wie auch sonst, ewig unbegreiflichen Wunder des den Genius schaffenden Gotteswillens zu erklären, ist er in Größe und Reinheit seines Herzens das Menschengebilde, in dem der Vater als in seinem auserwählten Sohne die Fülle seiner weltdurchleuchtenden und alles erlösenden Gotteskräfte beschlossen hat. Im Zeitgewande eines geläuterten jüdischen Messiastums auftretend, läßt Jesus in den Geistesworten, die ihm aus der Tiefe zuströmen, und in

den Geistestaten, die er auf innere Weisung hin in die Welt hinauswirkt, die Menschheit sein Gotterleben schauen, ein Gotterleben, dessen Herzen und Welt umschaffende Herrlichkeit ihn der Menschheit als ihren Heiland erwiesen hat — ein Gotterleben, das aber nicht übernatürliche, in ein Glaubensschema und in Kirchendogmen, zu fesselnder Lehrnorm, auszuschmiedende Aufschlüsse gebracht hat, sondern das uns gegeben ist und genommen und mit des Herzens Liebe durchempfunden werden soll als ein Quellen enthaltendes Seelengut, daraus man sich die das eigene höhere Leben entbindende und heiligende Gotteskraft zu trinken vermag.

Um Jesus Christus, erst um seine zeitliche Erscheinung und nachher um die hellleuchtend zurückgebliebenen Spuren seines Erdenwallens, sammeln sich wieder Gestalten, deren ganze Seligkeit es nun ist, in voller Lebenshingabe an seine große, reiche Persönlichkeit immer tiefer einzudringen in den göttlichen Lebensgehalt seines Menschenwesens. Und wie nun jeder der Apostel oder Evangelisten ihn gefühlt hat, was jeder an ewigem, sein eigenes Innere segnendem Leben von ihm her erfahren hat, das haben sie niedergeschrieben. Daraus ist das Neue Testament geworden. Also auch dieses wieder will kein Satzungsbuch sein, keine Offenbarung übermenschlicher Geheimnisse. Es ist die reiche, herrliche Offenbarung der von Christus ausgegangenen und das Leben seiner Zeugen befruchtend durchwirkenden Geistestriebe, wie sie in ihnen, vor allem in einem Paulus, so siegreiche, den Widerstand der Welt niederringende religiöse Charaktermassive hervorgebracht haben.

Der Sohn des Paulus war Luther. Er ist erwachsen aus der Geistessaat, die einst von der Bibel her auf den deutschen Boden, wieder einen auserwählten Boden, herübergeflogen war. Freilich der Same war spärlich, mit vielem Unkrautsamen vermischt, der deutschen Volksseele gekommen. Denn Rom, ihr Missionar, hatte sich, dem Rufe seines Priestergeistes „Los von Kanaan!“ folgend, im Grunde der Seele von dem Christusleben in der Bibel getrennt. Aber der Same war immerhin in der durch besondere Empfänglichkeit für Christus

prädestinierten deutschen Volksseele aufgegangen. Je mehr er nun zum Leben erstanden war, desto mehr hatte diese den Widerspruch zwischen ihrem besseren Christensinn und dem Römersinn in dem Christentum der deutschen Kirche gefühlt, dunkel zwar, nur unklar, ahnungsweise, bis dann schließlich im heißen Seelenringen ihres Augustinermönches ihr großes Gefühl, die Ahnung des Gewaltigen, das in ihrer Tiefe gärte, sich durchwand.

Aus dem Paulus waren unserm Luther die Christusgeister, die dessen inneres Leben durchwaltet hatten, befreiend, den Bann lösend, sein Auge erhellend, über die Seele gekommen; starke Lebensmächte, die nun in ihm die Tiefe des deutschen Volksgeistes aufbrachen und die große Sehnsucht darin auf den Heiland hinwiesen. Da drängte es in Luther empor, das religiöse Lebenwollen fühlte im Anschauen Jesu sein Lebenkönnen, denn es fühlte ihn selbst in sich, wie er nun, sein Herr und Heiland geworden, in seiner Art zu ihm redend, seine Brust dehnte, sein Herz erfüllte, wie darunter eigenes, beseligendes Gotterleben ihm kam: das deutsche Christentum war da! Nicht war das des Petrus, des Paulus, des Johannes wiedererweckt, sondern ein ureigenes, in Gefühlsweise, Geistesrichtung, Lebensidealen und Vorstellungen ganz neues, ein germanisches Christentumempfinden war zum Leben geboren!

Jetzt handelte es sich nun aber auch um die äußere Befreiung von Rom, um den Kampf mit der Riesengewalt der Priestertradition, die sich ja als die Fülle aller göttlichen Wahrheit ausgab. Die Macht, die das vollbrachte, war einzig und allein der deutsche Christensinn in Luther und den Seinigen, es war die Siegeskraft der persönlichen Überzeugung, des lebendig in sich erfahrenen Glaubens, nicht irgendwelche biblische Argumente. Nicht die heilige Schrift hat Rom überwunden, sondern unser Glaube. Aber die Mittel und Waffen, deren sich diese Gottesgewalt in den Reformatoren bediente, — nun, im Kampfe gegen den römischen Autoritätsglauben galten nur Autoritätswaffen: da ist es begreiflich, daß Luthers streitbare Hand in die Bibel griff. Hatte diese ihn doch geweckt,

seinen eigenen Glauben geschaffen, und fand er doch dort in dem Glaubensleben der verwandten Geister ein solches Echo des Eigenen. Es ist daher auch begreiflich, daß er bei dieser Geistesverwandtschaft das Eigene noch gar nicht so sehr, wie wir jetzt, als Eigenes empfand, und daß er, obschon das Gefühl, auch in seinem Christenstande ein Deutscher zu sein, in ihm lebendig war, sich doch als einen Mann des biblischen Christentums ansah.

Und menschlich begreiflich ist es nun auch, daß ein Epigonentum, dem Luthers Seele fehlte, dieses ureigen Deutsche am reformatorischen Christentum dann völlig aus dem Auge verlor und sich mit seiner geschwächten Kraft, eigenen Glaubens wenig fähig, in die Bibel flüchtete, — daß das Luthertum diese zur Dogmatik ausbaute und von der Gemeinde dafür Glaubensgehorsam forderte: das Grab der Vergangenheit war fertig, — die Bibel, bei Luther einst die Lebenweckerin gewesen, breitete nun jenen Geist der Todesstarre über die Kirche, den Schiller vorfand und dem er zurief: Welche Religion ich bekenne? Nicht die scheinlebendige des Katholizismus, aber ebensowenig dein totes Bibeltum, o protestantische Kirche, und das — aus Religion! An dem Buchstaben- und Dogmenwillen, den die lutherische Orthodoxie der Bibel wider deren eigentliches Wesen aufgenötigt hatte, ist das deutsche Christentum, das eigene religiöse Leben unseres Volkes, — „die Leben duftende frische Pflanze“ — verdorrt.

Doch wir wollen lieber sagen: zu verdorren lange in Gefahr gewesen! Ein Leben, das in Wittenberg und Worms mit solchem Pfingstbrausen hervorgebrochen ist, stirbt doch nicht hin an der Seelenschwäche einiger schlaffer Jahrhunderte. Es bringt sich schon durch den Frost durch kraft seiner inneren Lebenswärme — und es hat sich durchgebracht. Schiller selbst ist ja der Beweis dafür, mit ihm die ganze klassische Poesie, der ganze Idealismus unserer Denker und Dichter: der ist in unseren Augen nichts andres als eine besondere Gestalt des wieder zu frischem Aufblühen erwachten, wenn auch noch nicht wieder kirchlich gewordenen deutschen Glaubens.

Wir dürfen heute aber deutsches Christentum vielfach auch da begrüßen, wo es, weil an gewisse biblische Vorstellungen gebunden, sich einbildet, daß es biblisches Christentum sei, in tausend und abertausend unserer strenggläubigen Protestanten. „Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion", sagt Schiller einmal: sie kann auch unter einer ihrem innersten Wesen noch nicht entsprechenden Hülle, — deutsches Christentum kann auch unter recht undeutschen Formen, wie es die aus den semitischen und griechischen Vorstellungen der Bibel entstandenen orthodoxen Ansichten sind, liegen. Wir wollen diese Geisteseinigkeit in weitestem Maße gern anerkennen und aus der Kirche des deutschen Christentums nicht hinausdrängen, nicht einmal hinauswünschen, was mit Gottes Willen noch in ihr da ist und deshalb auch sicherlich einen göttlichen Zweck in ihr hat.

Aber wenn unsere Orthodoxie sich nun im Bewußtsein, die alleinige Besitzerin zu sein, in der Kirche breit macht, wenn sie uns deshalb, weil unser Glaube über die Bibel hinausgewachsen ist und seine eigene Gestalt angenommen hat, unser kirchliches Existenzrecht bestreiten will, wie das jetzt fortwährend geschieht und zuletzt wieder in der hier tagenden Kontinentalen Missionskonferenz, durch die in den heutigen Morgenblättern veröffentlichte feierliche Erklärung gegen die moderne Theologie und ihre Stellung zur heiligen Schrift, so werfen wir notgedrungen wider solche Verblendung Panier auf und erklären eben so feierlich:

Hier stehen wir und hier — bleiben wir! Hat die Kirche nicht mehr Raum für euch und uns, muß einer den Platz räumen, so müßten wir das Austreten schon euch anheimstellen! Denn die Kirche der Reformation gehört uns, den guten Söhnen der Reformation, uns und unserem bewußten und in sich geklärten deutschen Glauben! Und wir sprechen das in voller Sicherheit unseres Rechtes, denn wir wissen, daß wir treu und wahr die Stellung zur Bibel einnehmen, die ihrem Wesen und eigenen Willen und dem innersten Sinne Luthers entspricht.

5.

Die Bibel ist keine Beschränkung des Lebens, das durch Jesu Christi Geist und in Gottes Kraft aus uns selbst erwächst; kein Joch, unter dem der freie Entwicklungsdrang zum mühsamen und peinlichen Zurechtstutzen seiner Gedanken gezwungen werden soll. Sie ist uns vielmehr gegeben als eine Wohltat, als ein Schatz, aus dem ewiges Leben uns segnend, unser eigenes göttliches Sein weckend und fördernd, berühren soll. Ja, sie will eine Offenbarung sein, eine Offenbarung aus der höheren Welt; aber das doch in der Weise, daß sie, was davon in uns selber ist, uns zum Bewußtsein zu bringen hilft. Ja, sie will eine Autorität sein, eine von Gott in unser Glaubensleben hineingestellte Autorität; aber das doch nur in dem Sinne der immer wieder neuen Hinleitung auf unser eigenes besseres Selbst, auf die sittlich-religiöse Wahrheitsmacht in uns, auf die innere Autorität unseres Herzens und Gewissens.

Die heilige Schrift ist keineswegs anzusehen als ein vom Himmel stammendes Glaubensgesetz und Lehrbuch, und sie fordert keine Unterwerfung. Was sie fordert, ist vielmehr des Herzens demütiges und verehrungsvolles Sichversenken in ihre reiche, große Herzenswelt, die wir zu betrachten haben als den A h n e n s a a l unseres religiösen Lebens. Das ist die Betrachtungsweise der Bibel, die sich aus der ganzen Sinnesrichtung Schillers ergiebt, mit der Luthers sich verträgt und die auch vollständig den Bedürfnissen der Kirche und des christlichen Volkes gerecht wird.

Die Bibel der Ahnensaal unseres Glaubens! Also kein Wunderbuch, durch übernatürliche Inspiration entstanden und alle Vernunft übersteigende Geheimnisse enthaltend, — ein durchaus menschliches Buch, aber im Menschlichen durchaus erfüllt von Gottesleben und Gotteskraft. Sie ist das gewaltige und reiche Gotteswort, das zu uns redet nicht vor allem aus den einzelnen Gedanken, Worten und Sprüchen, sondern aus den Charaktergestalten der biblischen Schriftsteller, aus ihrem Suchen und Ringen, aus ihrem Leiden und Jubeln, aus dem Ahnen

und Schauen dieser Geister, die Gott der Herr gewürdigt hat, Zeugen zu sein seiner der Menschheit aufgehenden Herrlichkeit von seines großen Tages erstem Dämmern bis zu der Sonne strahlender Pracht. Diesen Aufgang Gottes in der Menschheit haben sie in sich durchgelebt, durchgearbeitet und durchgekämpft. Damit ist ihr Seelenleben etwas uns Heiliges, wo der Morgenstunde göttlicher Odem uns erfrischend und stärkend anweht, und wo die suchenden Seelen der aus ihrem Geiste Geborenen an ihrem, der Väter, tiefen Sehnen und Gotterleben sich über ihre eigenen tiefsten Bedürfnisse zu orientieren und über sich selbst klarer und immer klarer zu werden vermögen.

Diese Orientierung an den biblischen Männern brauchen wir aber unbedingt, wenn unser religiöses Leben nicht zerflattern soll ins Unbestimmte und Wirre, wie das stets immer wieder der Fall gewesen ist da, wo man sich über die Bibel hinwegsetzen zu dürfen glaubte. Wir brauchen die Fülle der Gotteskräfte, der reinen und so ganz einzigartig belebenden Schaffenskräfte des ewigen Geistes, wie sie uns aus dem schöpferischen Werden und Bilden dieser Propheten und Apostel zufließen, — wir brauchen den Zusammenhang mit der Quelle unseres Glaubens.

Das aber ist ein Zusammenhang des Herzens! Bei aller nüchtern ernsten Kritik, die wir der Bibel gegenüber üben dürfen und müssen — gerade für unsere moderne Auffassung der Bibel gilt so recht dieses „Suchet in der Schrift", prüfet, sondert, leset mit kritischem Blick, daß ihr nicht im Zeitbedingten, menschlich Irrtümlichen hängen bleibet, sondern durch dieses hindurch wirklich zu dem Göttlichen, Ewigen gelanget — bei all solcher Kritik wird doch nur allein der zu diesem „ewigen Leben" in der Schrift hinfinden, der sich mit sympathisch ihnen nachempfindendem Herzen in das ringende Herzensleben der Apostel und Propheten zu vertiefen vermag. Dieser in verständnisvoller Sympathie mit ihnen ihr Heiliges durchlebende Herzenssinn, der für das Göttliche darin warm aufgeschlossen ist, darf unter der kühlen Kritik nicht verloren gehen, sonst wird die Bibel allerdings zu einem nichtssagenden, dem heutigen Glauben nichts mehr

gebenden alten Pergament, und damit ist dann das religiöse Leben von der Quelle abgeschnitten.

Dieses an seiner zwar guten und durchaus berechtigten Kritik, doch in Einseitigkeit ihrer Ausübung und in Pietätlosigkeit seines Wesens, bankrott gewordene Herz, das ist es, was ich bei aller Anerkennung verwandter Bestrebungen dem Radikalismus in unserer Mitte zum Vorwuf machen muß. Bei allem, was von dieser Seite ausgeht, werde ich immer an Schillers „Licht und Wärme" erinnert, wie er da von einem „edlen Eifer" redet, der „der Wahrheit seinen treuen Arm" bietet, dann aber doch davor warnt, daß man nicht der Wahrheit helle Strahlen an innerer Erkältung zu kalten Strahlen ohne Leben schaffende Kraft werden lasse. Über dieser ganzen Bewegung steht für mich, ihre kirchliche Unfruchtbarkeit und Zukunftlosigkeit dartuend, des Dichters Wort:

Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen!

Freiheit und Wahrhaftigkeit, und letztere schrankenlos, das sei unsere Losung der Bibel gegenüber. Aber es gibt auch eine Frömmigkeit der Forschung, und an der hat die Freiheit ihre Schranke! Und diese Frömmigkeit ist nicht etwa ein unfreies und unwahrhaftiges Haltmachen vor einem Forschungsresultat, das einem nicht lieb ist; sondern es ist die Herzensoffenheit für das Große, Gewaltige, Wahre, Göttliche, was einem in der heiligen Schrift entgegentritt, und die Herzensgradheit, die diesem Eindruck die Ehre gibt und ihn nicht beugt und einer Theorie zuliebe preisgibt.

Beides aber fehlt da, wo man z. B. zu einem Paulus, dessen Ansichten gegenüber vielfach eine sehr entschieden ablehnende Kritik am Platze ist, nicht dennoch aufschaut in vollbewundernder Anerkennung seiner Seelengröße und seiner gewaltigen, die Jahrhunderte durchwirkenden und für uns absolut unentbehrlichen religiösen Bedeutung. Ein protestantischer Theologe, der über diesen protestantischen Riesen unter den Aposteln und seinen aus unendlichen Christustiefen schöpfenden Geist irgendwie geringschätzig zu urteilen vermag, — wie das heute bei

manchen als guter Ton des echten Freisinns gilt — der hat sein Wissen über den Apostel, seine Erkenntnis des jüdisch Dogmatischen in des Paulus Lehrbegriffen, mit dem Herzen bezahlt! In einem solchen Theologen redet alles andere, nur nicht die deutsche Volksseele; — der ist dieser Paulus wahrhaftig mehr als „ein vorderasiatischer Missionar“!

6.

Aber die bedauerlichste Herzensschädigung in der freien Forschung wäre doch die Erkältung gegen Jesus. Wer sich durch das zeitlich Bedingte seiner Gestalt um die Empfindung für die Einzigartigkeit dieses tiefen, reinen Menschenherzens hat bringen lassen; wer vor dieser alles überragenden Seelengröße nicht mehr das Gefühl hat, daß das ein Quell ist, ohne den eine christliche Gemeinde gar nicht existieren könnte, und ohne dessen immer wieder belebenden Durchfluß ihr Glaubensleben der ärgsten Versandung ausgesetzt wäre; wer nichts mehr sieht von diesem Heilswillen Gottes in Jesu Sendung, der keine dogmatische Aussage ist, sondern als die Tatsache aller Tatsachen sich jedem gesunden Auge, das auf Jesu Erscheinung blickt, unmittelbar aufdrängt; ja wer gar den Blick für eine hinter aller biblischen Christussage und Christusdichtung jedem unbefangenen Sinne so urkräftig sich kundtuende geschichtliche Persönlichkeit bis zu dem Grade eingebüßt hat, daß er die Existenz eines persönlichen Stifters des Christentums zu bestreiten vermag, weil das so besser in sein System paßt, — der hat in sich selbst viel verloren. Bildet er sich ein, daß er damit dem Suchen und Ringen der Zeit zurechtweisend entgegenkomme: nun gerade dieses schöpferische Hineinwirken in seine Zeit und sein Volk hat er damit bedenklich verloren. Findet der suchende Glaube der Gegenwart in der Orthodoxie kein Genüge, so wird er an solchem Christentum ohne Herzquell ebenso unbefriedigt vorübergehen, — „und warum? aus Religion“. Das hier ganz buchstäblich zu nehmen. In dem lateinischen Ausdruck Religion liegt der Gedanke der immer wieder zurückblickenden Gebundenheit. Die deutsche Volksseele ist unlöslich mit des Menschensohnes Gestalt verknüpft!

Wohl läuft Schillers Lied „An die Freunde“ in die bedeutsamen Worte aus:

> Was sich nie und nirgends hat begeben,
> Das allein veraltet nie!

— und das heißt, auf seinen tiefsten Sinn angesehen, daß das Lebenwirkende doch nicht geschichtliche Vorgänge und geschichtliche Gestalten, sondern jene Geistesmächte sind, die in großen Gedanken, in tiefen Ideen, in ewigen Wahrheiten liegen. Ganz gewiß ist das eine richtige Erkenntnis des Philosophen in Schiller. Aber gerade ein Schiller, in der Kraft seines stark historischen und dichterisch dramatischen Sinnes, weiß auch, daß diese großen Geistesmächte die Neigung haben, in alle Lüfte zu zerfliegen, und daß nur allein das Geistige Leben wirkt, was das Glück hat, in genialen herzgewinnenden Persönlichkeiten seine es festhaltenden und zum Durchschlag bringenden Träger gefunden zu haben. Und das gilt vor allem auf religiösem Gebiet. Die welterlösende Religion der Liebe wäre das nie geworden — wie sie das ja auch nicht geworden ist in den Propheten, obwohl die Wahrheiten Jesu bei ihnen schon alle irgendwie vorhanden waren — und sie würde das nicht mehr sein ohne die eben zu dieser Erlösung berufene und begnadete Gestalt des Heilandes Jesu Christi.

Und hierin liegt nun die nie aufhörende Bedeutung der Bibel und der Grund, daß die Kirche sie nie aus den Händen legen, sie nie von ihrem Herzen sich reißen lassen darf: „Suchet in der Schrift, sie ist es, die von mir zeuget!“ Der Christus, der im Johannesevangelium redet, woher dieses unser Textwort genommen ist, ist ja der verklärte Christus. Und reicher, als im Volke der Griechen, hat er bei uns Germanen seine Verklärung gefunden. Er ist eingegangen in unsere Natur und Geistesart und waltet nun unter uns als der deutsche Christus. Dieser deutsche Christus, wie er in unserer Volksseele lebt, ist der Herr und das Haupt der reformatorischen Kirche, unserer Luther-Schillerkirche. Den, in seiner Herrlichkeit, predigen wir euch, der ist der Leben spendende Mittelpunkt eures Glaubens, der eurer Seele Heiland.

Aber wo ihn finden, wo ihn fassen, daß diese das Gottesreich unseres deutschen Lebens durchwirkende Geistesmacht eben als unser Heiland deinem und meinem Herzen nahe trete und vor unseren Seelen Gestalt gewinne? Da gibt es nur ein einziges Mittel: blicke in das Evangelium, blicke in die Jesusgeschichte vom See Genezareth und von Golgatha, blicke auf seine Zeitgestalt, und er wird sich dir zeigen. Dort verdichtet der ewig Lebendige sich uns immer wieder, der König der Geister tritt immer wieder hinein in des Propheten schlichte Erscheinung, und durch alle Hüllen seiner Zeit und seines Volkes hindurch leuchtet in unser Herz hinein die Herrlichkeit des deutschen Christus als Seelen ansprechender Heilandssinn und Seelen aufrichtende Lebensgröße.

Wir brauchen das biblische Jesusbild, es ist und bleibt seines Geistes Körper. Ohne den verflüchtet sich der Gemeinde sein Geist, und damit verflüchtet sich ihr seine Wahrheit. Und darum ist es eine Tat der Verwirrung und der Zerstörung, wenn man, statt das geschichtliche Jesusbild rein und warm der Gemeinde nahezubringen, ihr die Freude und die herzliche Anteilnahme an diesem raubt und den Sinn davon ablenkt. Ein tief zu bedauerndes Unrecht an der Gemeinde und an Jesus selbst!

Aber ein durchaus nicht minder zu bedauerndes Unrecht ist es, wenn man aus dieser heiligen Zentralgestalt der Bibel ein die Geister beugendes Joch und einen Gewissenszwang macht. Es heißt sich versündigen an Christus und seiner Gemeinde, wenn man den Heiland immer wieder in den Kampf hineinzerrt; wenn man alles, was kirchliche Dogmenbildung in sein Bild hineingesehen hat, als Bedingung des Glaubens und der Zugehörigkeit zur Kirche aufstellt und so den, der uns in Liebe einigen sollte, mißbraucht, um die Geister zu trennen und in unevangelischem Eifergeist die Andersdenkenden zu schelten und zu verletzen.

Glaubst du an Christus, so wie das Apostolikum ihn zeichnet, so wie die Bekenntnisschriften der Reformation es zum Ausdruck bringen? — — Wer hat ein Recht, Verpflichtung auferlegend, diese Frage zu stellen?! Wer darf sich anmaßen, zu erklären:

Nur wenn du ihn so glaubst, bist du ein Christ, kannst du ein Prediger der Gemeinde sein?! Ich sage: Christus ist mein, ich liebe ihn, von Herzen erkenne ich ihn als meinen Heiland an — das muß in der protestantischen Kirche genügen, alles Weitere ist einzig und allein nur meine Sache, kein Kirchenregiment geht das Wie meines Glaubens etwas an! Und forscht es doch danach, so begeht es einen frevelhaften Eingriff in meine Persönlichkeitsrechte!

Wann wird die Zeit kommen, wo das die Richtschnur sein wird für die leitenden Kirchenmänner Deutschlands? Immer noch diese katholisierenden Glaubensgerichte in der evangelischen Kirche! Immer noch diese kirchenamtlichen Entscheidungen mit ihrem widerwärtig kleinlichen und so glaubensarmseligen Herummeistern an dem Standpunkte der ihnen unterstellten, freudig zu Christus sich bekennenden liberalen Pfarrer! Und im Mittelpunkte solcher geistlichen Richtererlasse stehen dann leider immer Christus und die Bibel, — und das ist die tiefste Schädigung der heiligen Schrift und des Heilandsbildes im Bewußtsein des Volkes.

Dieses sieht das Heilige entwürdigt von der kirchlichen Obrigkeit, entwürdigt durch einen Geist, den jene Theologen für einen heiligen Geist halten mögen, den aber das gesundere Gefühl in der Gemeinde doch als einen unreinen Geist empfindet, — wie kann da das so in die Leidenschaft des Glaubenseifers Hineingezogene dem Volke heilig bleiben?

Nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüssen schwillt,
Auf des stillen Baches ebner Fläche
Spiegelt sich das Sonnenbild.

Geliebte! Wir gehen dem Pfingstfest entgegen. Gott gieße über uns aus den Geist der Weisheit und der Milde, daß von links und rechts diese Erschütterungen des Ansehens der Bibel aufhören; daß diese werde der Quell, der still und ruhig durch unser Glaubensleben dahinfließen darf, und an dem wir alle stehen und trinken, wie verschiedener Richtung wir auch sein mögen, alle erfüllt von gleicher Liebe zu dem hohen Bilde, das

rein und hell in ihm sich spiegelt; — daß die Bibel uns werde der heilige Ahnensaal, zu dem es alle hinzieht, wo man sich aber nicht mehr streitet, sondern sich in dem Hochgefühl, alle Glieder einer großen, herrlichen Glaubensfamilie zu sein, getreulich die Hand drückt. Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens! Amen.

Vater Unser. Segen.

Schlußvers:

Auf immer gilt dein Segensbund,
Dein Wort ist Ja und Amen;
Nie weich es uns aus Herz und Mund,
Es sei uns Lebenssamen.
Laß immerfort dein helles Wort
In allen Lebenszeiten
Uns trösten, warnen, leiten!

19.

Die Macht des Gesanges.

Gottesdienst am ersten Pfingstfeiertage.

Gemeindelied:

Dir jauchzet froh die Christenheit,
Du Geist der Kraft und Herrlichkeit,
Du aller Geister Leben.
Als unsers Erbes Unterpfand
Bist du vom Vater ausgesandt,
Zum Tröster uns gegeben.
Jesu Glieder
Wirst du führen und regieren;
deine Gnade
Leit' auch uns auf unserm Pfade.

Am Altare:

Draußen das Donnern und Blitzen, hier des Gottesdienstes Singen und Reden. O Pfingstgeist, heiliger Geist, — „stehe auf und komm und wehe durch meinen Garten, daß seine Würzen triefen!" (Hohel. 4, 16). Stehe auf und wehe deine Kirche an, daß sie spreche: „Er ist der Herr, des Wege im Wetter und Sturm sind. Die Berge zittern vor ihm, und die Hügel zergehen, das Erdreich bebet vor ihm, und die Felsen zerspringen. Aber siehe, auf den Bergen kommen Füße eines guten Boten, der den Frieden predigt!" (Nahum 1.) Pfingstgeist, Geist der Kraft und der Wahrheit, der du im Worte dein herrliches Leben hast, wehe deine Kirche an mit Feuerflammen, daß sie wieder jung werde wie ein Adler! Amen.

Das ist die Geschichte aus unserer Kirche Jugendzeit (Apostelgesch. 2): „Und als der Tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie alle einmütig bei einander. Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel als eines gewaltigen Windes und erfüllete das ganze Haus, da sie saßen. Und man sah an ihnen

die Zungen zerteilet, als wären sie feurig. Und er setzte sich auf einen jeglichen unter ihnen, und wurden alle voll des heiligen Geistes und fingen an zu predigen mit anderen Zungen, nach dem der Geist ihnen gab auszusprechen . . Die nun sein Wort gern annahmen, ließen sich taufen; und wurden hinzugetan an dem Tage bei dreitausend Seelen."

Liebe Gemeinde! Der heilige Geist ist der Geist der Predigt. Predigt aber ist auch des Dichters Wort. Vernehmet, was er uns von den Stunden seiner eigenen Inspirationen berichtet:

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

An die Seite unseres Dichters tritt der Apostel, der auch ein Dichter war. Paulus erzählt uns von dem Ursprunge des Christusliedes seiner welterobernden Predigt (2. Cor. 4 und 12): „Wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum, daß er sei der Herr, wir aber eure Knechte um Jesu willen. Denn Gott, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, daß durch uns entstände die Erleuchtung von der Erkenntnis der Klarheit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi . . . . Ich kenne einen Menschen in Christo vor vierzehn Jahren — ob er in dem Leibe oder außer dem Leibe gewesen ist, weiß ich nicht, Gott weiß es, — derselbige ward entzückt bis in den dritten Himmel. Er ward entzückt in das Paradies und hörte unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann. Auf daß ich mich aber nicht der hohen Offenbarung überhebe, ist mir gegeben ein Pfahl ins Fleisch, nämlich des Satans Engel, der mich mit Fäusten schlage, auf daß ich mich nicht überhebe. Dafür ich dreimal dem Herrn gefleht habe, daß er von mir wiche. Und

er hat zu mir gesagt: Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig."

Hier fällt wieder Schiller ein. Er, der auch, wie der Apostel, von des Geistes Behinderungen im schwachen, leidenden Erdengefäße zu reden wußte, kannte doch die gewaltige Kraft zur Heiligung und zur Belebung, die der Geist Gottes dem Worte seiner Auserwählten verleiht. Sagt Paulus zu den Gemeinden: Ihr seid mein Werk, ich habe euch gezeuget; ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, von Gottes Gnade bin ich, das ich bin, — so spricht der Dichter:

Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Toten.
Er hebt es staunend himmelwärts.

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängnis fällt ihn an.
Es schwinden jedes Kummers Falten,
Solang des Liedes Zauber walten.

Aber solch Pfingstwort voll Kraft wird das Wort des Geistes doch erst, so es aus dem Herzen geht und Herzensleben annimmt. Der große Prediger Christi schreibt, und ganz im Geiste unseres Dichters (1. Cor. 13): „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören und die Sprachen aufhören werden, und das Erkenntnis aufhören wird. Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen." Halleluja!

Zwischenvers:
O so send' ihn uns hernieder,
Und als neuer Lebenssaft
Dringe er durch alle Glieder
Und belebe sie mit Kraft;
Treibe sie zu Geisteswerken,
Fache an der Liebe Glut,
Lehre treu aufs Wort uns merken,
Weck' der ersten Zeugen Mut!

Gal. 4, 6:

Weil ihr denn Kinder seid, hat Gott gesandt den Geist seines Sohnes in eure Herzen, der schreiet: Abba, lieber Vater!

1. Petr. 4, 10—11:

Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes. So jemand redet, daß er es rede als Gottes Wort. So jemand ein Amt hat, daß er es tue als aus dem Vermögen, das Gott darreichet.

1.

Liebe Gemeinde! Friedrich Naumann sagt einmal: „Der Mensch lebt nicht davon, daß er viele Güter hat, sondern davon, daß er große Ziele in seiner Seele bewegt. Sich hingeben an ein großes Werk, leben für die Menschheit, glauben an Gottes Reich, arbeiten und nicht verzweifeln, wirken solange es Tag ist, hoffen bis das Auge bricht, das erhält dich jung", und wir wollen hinzusetzen: das gießt den Geist der Pfingsten über dich aus. So sein Leben und seine Bestimmung anschauen, so denken und handeln, die Kraft, die einen dazu beseelt, und in der man das vermag, das und nichts anderes ist der heilige Geist, — der Geist der großen Zielstrebigkeit, der natürlich nur da sein kann, wo der Mensch vor allem sich selbst große Ziele der Vergeistigung und der Versittlichung steckt.

Der heilige Geist ist also der Geist der Gemeinde Christi, soweit diese hohe Gesinnung in ihr lebendig ist. Es ist der Geist jedes einzelnen, soweit er in dieser idealen Sinnesrichtung sein Leben hat.

Damit steht nicht im Widerspruch, was ich vorhin am Altare ausgesprochen habe: Der heilige Geist ist der Geist der Predigt! Er ist die Gottesgnade derer, die dazu berufen sind, diesen Sinn in den Herzen der Menschen zu erwirken, zu beleben, immer wieder neu zu entfachen, — die Gott der Herr dazu berufen hat durch inneren Ruf und seelische Ausrüstung. Ob er sie dann auf die Kanzel gestellt oder ihnen unter der Kanzel den Platz zu ihrem Wirken eingeräumt hat, — ob im Predigertalar oder im Dichtermantel, oder in welchem Gewande sonst das Wort von Gott sich gibt: aus ihrem Worte fluten des heiligen Geistes Ströme in die Welt hinein. Ihr Wort ist die Geister beflügelnde, weltverjüngende Macht, schließlich doch stärker, als aller Zepter und alles Goldes Gewalt. Nicht Politik, nicht Reichtum, im letzten Grunde ist es doch der Geist, der die Welt regiert. Und im Worte seiner Erwählten hat der Geist sein ewiges Pfingsten.

Wie gesagt, der heilige Geist bindet sich nicht an Amt und Stand und Ort. Er spendet seine Inspirationen, wem er es mag, und manchmal ist viel mehr Zungenrede aus Apostelmund außerhalb der Kirche gewesen, als in ihren Mauern und auf ihren Kanzeln. Doch nach seinem Plan und Willen ist das nicht! Es liegt dann nur daran, daß im Heiligtum nicht das rechte Leben, die wahre Empfänglichkeit für ihn da ist, und er seine Werkzeuge, wie er sie braucht, dort nicht findet. Die eigentliche Geistesrede, wie er sie begehrt, und wie das Bedürfnis des Großen und Ganzen sie fordert, ist denn doch das, was man im engeren Sinne die Predigt nennt, die Geistesrede der Kirche.

Hat er die Kirche ja doch am Pfingsttage sich dazu geschaffen, daß sie sein Mund werde, um dem Menschengeschlechte sich kund zu tun. Unter seinem Brausen ist sie geboren. Aus dem Worte derer, über die es aus Christi, des Verklärten, Fülle kam in Kraft und Leben und in entflammender Glaubensbegeisterung, ist sie erstanden. Ihr Wort im Christuszeugnis des Paulus, der Kirche Geistesrede war es, die aus dem Grabe der niedersinkenden römischen Kultur den Lazarus einer neuen

Menschheit erweckte. Und als die deutsche Volksseele sich erhob zum Schaffen der Kulturgröße und Kulturwerte des Protestantismus, da waren es kirchliche Impulse gewesen, Luthers Predigt mit ihrem tausendfachen Wiederklingen und ihrem jahrhundertelangen Wiederleuchten in allen deutschen Gauen, durch die der heilige Geist das in ihr vollbracht hat. Aus dem Wort der Kirche hat unser Volk damals sein Leben, seinen idealen Lebensinhalt und sein alles Gute und Große in ihm belebendes ideales Streben empfangen. Die evangelische Predigt hat uns zu dem gemacht, was wir sind!

Freilich von dem modernen Leben, was die neuere Zeit Wertvolles gebracht hat, wird man nicht sagen dürfen, daß es aus der Predigt der Kirche stamme. Die Predigt des Pietismus in seinem ersten Jugendbrausen und vielleicht dann noch einmal die Predigt des Schleiermacherschen Liberalismus in den Tagen unserer Volkserhebung sind zeitgestaltend gewesen. Seit einem Jahrhundert aber ist die Predigt, soviel Segen sie in engeren Kreisen an dem Innenleben des Einzelnen wirken mag, doch keine schöpferisch den Charakter und das Streben des Volkes beeinflussende Macht mehr. Die orthodoxe Predigt ist es ganz und gar nicht, aber auch die liberale nicht. Der Protestantenverein hat zwar wackere Pfarrer, treue Seelsorger, tüchtige Kanzelredner hervorgebracht, aber keinen einzigen pfingstlich redenden und durchschlagend die Volksseele treffenden und ins Weite reichenden Mann.

In der modernen Theologie, glaube ich, sind die Kräfte dazu vorhanden. Hier regt sich wieder die Geistesrede und bricht in mannigfachen Spuren hervor. Aber leider verlassen gerade solche, über die die Kraft des Pfingstgeistes ausgegossen ist, die Kanzel. Denn ihre Entfaltung erscheint ihnen zu sehr erschwert durch die Beschränktheit in kirchenregimentlichen Kreisen einerseits, mehr aber noch durch die Unkirchlichkeit des Zeitgeistes und das mangelnde Vertrauen des Volkes zu der Predigt der Kirche.

Predigen — es liegt im heutigen Volksbewußtsein etwas wie ein Lächeln über dem Worte. Teilweise ist es die spöttische

Geringschätzung des Unglaubens, der Ideallosigkeit und des Hochmuts, der in seinem satten Wesen oder in seinem Bildungsdünkel meint, das wäre etwas, was ihn nichts mehr anginge; teilweise die Verlegenheit des Halbglaubens, der sich des Evangeliums Christi schämt und, beirrt von dem schulmeisterlichen Sinn, den das Wort in der Sprache des Lebens hat, sich bei seinem Stand und Alter doch nicht mehr etwas „vorpredigen“ lassen möchte.

Doch daß das Wort an moralischem Gewicht verloren hat, daran ist auch vielfach der Glaube selbst schuld, der, darin zu anspruchslos, von der Predigt nicht mehr erwartet, als ein bißchen Lebensweisheit und religiösen Zuspruch für den Hausbedarf oder der, zu gesetzlich in seiner Auffassung, die Predigt der Kirche sucht wie eine heilsame, aber nicht gerade angenehme Arznei. Inwiefern die Kirche es sich selbst zuzuschreiben hat, werden wir nachher sehen. Am allerwenigsten wird es am einzelnen Pfarrer, wenigstens nicht an mangelnder Pflichttreue liegen. Trotz der ungeheuren Fülle von Aufgaben, die jetzt auf das geistliche Amt eindringen, wird heute im allgemeinen mit einer Hingebung, die vor keinem früheren Pastorengeschlecht sich beschämt fühlen braucht, der Predigt Eifer und Sorgfalt zugewandt. Nur wäre zu wünschen, das geschähe weniger in der Studierstube und mit der Feder in der Hand, als unter Gottes freiem Himmel. Die Gemeinde würde dann nicht so viele „gemachte“ Predigten und mehr wirklichen Seelenerguß erhalten, was sicherlich auch dem Rufe der Predigt dienlicher wäre.

Predigen — o welch ein Glanz ursprünglich göttlichen Lebens liegt dagegen auf diesem Worte in jener Pfingsterzählung, wo sie, des heiligen Geistes voll, anfingen zu predigen mit feurigen Zungen, nach dem der Geist ihnen gab auszusprechen. Es ist dort und immer wieder, wo ein wirklich Gottberufener das Wort hat, das Aussprechen von Seelen, in denen die Fülle drängt, die Fülle der leuchtenden Wahrheit, der flammenden Triebe, der Schaffensmächte von oben gegeben: ein Strömen aus unerschöpflichen Quellen, aus Lichtquellen der anregenden Gedanken, aus den Kraftquellen des großen Lebens-

gefühls. Erstaunt steht der Wanderer davor still, in Ergriffenheit lauscht er der Flut, die aus den Felsenrissen braust. Woher sie kommt, kein Auge sieht es, kein Verstand kann es ergründen, — es ist Geist vom Geist verliehen.

So Schiller im Vollbewußtsein seiner Schaffenskraft als einer göttlichen Gabe, die ihn trägt und erfüllt in all seinem Dichten. Es ist ein Bekenntnis zu dem heiligen Geist als dem Ursprunge alles großen Lebens. Diese seine „Macht des Gesanges" soll uns nun, zusammen mit unseren Texten, als Anhalt dienen, wenn wir heute sprechen

vom Gottesgnadentum der Predigt.

2.

Meine Freunde! Ein hochklingendes Wort, dem Geschlechte unserer Tage kaum erträglich, das fühle ich! Und doch — „das Wort sie sollen lassen stahn"; mit der Granitschrift eines unerschütterlichen Glaubens an die Kirche und ihre Predigt schreibe ich es hinein in das Zukunftsleben unseres Volkes! Sie sollen uns nicht bedauern, daß unsere Kraft im Pfarramt gebunden sei, diesem verlorenen Posten ohne Resonanzboden, wie mir neulich einer unserer bedeutendsten Kunstkritiker schrieb. Sie sollen auch meine Schillerpredigten nicht ansehen, wie es eine andere Geistesgröße der Gegenwart tut, als den Versuch eines lebendig Begrabenen, sich der Gruftatmosphäre der Theologie und des kirchlichen Lebens zu entwinden; sie nicht begrüßen als die Huldigung eines von der Kanzel Übertretenden vor dem Herrscher der neuen Zeit, dem ästhetischen Geiste, dem fortan die Führung im geistigen Leben Deutschlands gehören werde.

Da irrt ihr doch, ihr guten Leute! Der diese Schillerpredigten gehalten hat, ist ein Kirchenmann vom Scheitel bis zur Sohle, mit allen Fasern seiner Interessen gewurzelt in der Kirche und seinem Pfarramt mit ganzer Liebe und Begeisterung zugetan. Nicht der Theologie, der Predigt, dem gottesdienstlichen Leben entwindet sich sein Sinn, sondern allein dem noch gebundenen Wesen der Kirche, ihrem Gegenwartsleben in Dogmen- und Bekenntnisfesseln und Bibelenge. Der großen

Idee der Kirche strebt er zu, und diese Schillerpredigten, weit entfernt, ein Verzweifeln an der kirchlichen Sache, ein Aufgeben der Kanzel zu bedeuten, sind vielmehr ein Anruf der im kirchlichen Protestantismus noch schlummernden Kräfte und Aufgaben, eine Tat des felsenstarken Glaubens an die herrliche Zukunft der Kanzel und ihrer Predigt.

Das Gottesgnadentum der Predigt — „das Wort sie sollen lassen stahn!" Das sage ich auch dem Kleinglauben in unserer eigenen Mitte, der zwar der Kirche noch eine Bedeutung auch für das Volksleben der Zukunft zuschreibt, aber diese auf ihren Jugendunterricht und ihre Seelsorge, ihre kirchlichen Amtshandlungen beschränkt, inbezug auf Gottesdienst und Predigt sich dagegen bescheidet mit dem Gedanken an nur noch kleinere und vielleicht immer kleiner werdende Kreise, die dafür Bedürfnis haben werden. Solcher Winkelkirche würde ich allerdings mein Leben nicht weiter zu widmen gesonnen sein! Und wollte ich mich auch in Ergebung darein finden, daß meine eigenen Füße durch kirchliche Dürre wandern müssen, so würde ich das doch nur können, wenn mich die frohe und feste Überzeugung trüge, daß unsere Lebensarbeit eine neue, große Periode des kirchlichen Aufschwungs mit heraufführen hilft, wo es wieder, alles Volk herbeiziehend, grünen und blühen und mächtiges Leben treiben wird in Gottes Garten.

Die Predigten dieser sechs Monate waren eine Frage an die deutsche Volksseele, eine Frage nach dem, was die Predigt der Kirche, wenn sie nur aus ihren Traditionsbanden aufzuerstehen und sich von dem großen, breiten Strom des heiligen Geistes, der durch unser Leben geht, tränken zu lassen den Mut hat, unserm Volke noch einmal werden kann. Die Antwort, die dieser Frage zu teil wurde, war eine ermutigende. Ja, Herr, du hast noch Großes mit deiner Kirche vor! Neue Geschlechter, neue Zeiten werden kommen, und wenn wir, die wir hier manchmal unter dem Seufzen schwerer Entbehrungen das Amt des Wortes, das du uns anvertrautest, vollführten — wenn wir längst ruhen werden, dann wird es grüßend über unsere Gräber rauschen, ein Hauch vom Windeswehen des neuen

Pfingsten, das auf den Kanzeln, wo wir einmal standen, die Herzen der Prediger beglücken und ihre Gemeinden beseelen wird!

Die Predigt der Kirche ist nicht eine Macht der Vergangenheit, für immer nun abgelöst durch andre Geisteserscheinungen, im Gegenteil, sie soll erst recht werden, wozu der heilige Geist sie bestimmt hat — „er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben". Nicht an unsere kleine persönliche Kraft, nicht an die Gaben und Talente, die vielleicht der einzelne hat, auch nicht an unsere Theologie, die menschliche Weisheit gelehrt hat, sondern an die große, göttliche Sache, die wir vertreten, und an die darin liegenden Verheißungen des Beistandes von oben denken wir, wenn wir von einem Gottesgnadentum der Predigt reden. Dessen sind wir dann aber auch so gewiß, wie nur immer Schiller der Macht seines Gesanges sein konnte!

In Schillers Töne hoher Freude über seine Beherrschung der Menschenherzen, wenn er ihr Gefühlsleben berührt mit seinem Stab des Götterboten; in diese hohe Freude, die auch bei dem Dichter nichts von Stolz und Selbstgefälligkeit enthält, sondern die ehrfurchtsvollste, seine Seele in Scheu erbeben lassende Empfindung ist des „Fremdlings aus der andern Welt", der in seiner Brust waltet, — in all diese zuversichtlichen und doch so demütigen Freudentöne stimmt jeder rechte Prediger des Evangeliums ein und darf er einstimmen aus seines Amtslebens heiligsten Erfahrungen heraus. Hat er aber solche Erfahrung gemacht, wie das Wort, das ihm gegeben wurde, Menschenherzen etwas geworden ist, dann weiß er auch, daß nicht nur

> vor der Wahrheit mächt'gem Siege
> Verschwindet jedes Werk der Lüge,

sondern daß dann auch in ihm selbst vieles als recht nebensächlich und wertlos beiseite fällt, worauf er von seinem dogmatischen Standpunkte vielleicht großes Gewicht legen zu müssen geglaubt hatte.

Die Kanzel ist ein Felsen, an dem schon viel von der sogenannten Rechtgläubigkeit gescheitert ist, weil der Prediger,

mit gesundem Sinn dem göttlichen Auftrage ins Auge schauend, es immer deutlicher empfand, daß das alles Dinge sind, auf denen gar nicht die sein Wort an den Herzen der Menschen segnende Gnade Gottes ruht. Und an der Predigt wird das Dogma der Kirche, dieser beschwerende und ihre Entfaltung hemmende Ballast, mehr und mehr zu Grunde gehen, je mehr die Kirche, ins frische Leben hineingezogen, durch dieses genötigt wird, sich auf den eigentlichen gottgewollten Zweck ihrer Predigt zu besinnen. Welches ist der?

3.

Liebe Gemeinde! Schiller faßt den Zweck all seines Dichtens, soweit im Schaffen des Schönen sich unwillkürlich und naturnotwendig sein edler Menschensinn geltend machen mußte, in dem bezeichnenden Verse zusammen:

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuetränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz;
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Alle Poesie will nichts anderes, denn die Wahrheit der Natur in dem Menschen wieder herstellen. Sein fernes Ausland wie seiner Heimat Jugendhütten, beides ist etwas Innerliches. Letzteres ist sein wahres, echtes, aus Gottes Hand stammendes Wesen. Das ist in dem Kulturleben seiner Entwicklung, dem an sich ja guten und notwendigen, doch vielfach verbildet worden. Vieles, was seiner besseren Art fremd ist, hat von seinem Sinn Besitz genommen, hat ihm das Herz erkältet, ihn in unwahre Bahnen hineingelenkt, ihn sich selbst entfremdet, seinem höheren und edlen Sein ferngerückt. Da führt des Sängers Stimme, — in ihr ein heiliger Geist — den Menschen, der unter der Trennung von sich selber im Grunde seiner Seele bitter leidet, zu seinem eigenen Selbst zurück, zu seiner wahren Natur, aus dem Ausland in seine Heimat.

Was will also der Dichter mit seiner Poesie? Gewiß, sie ist ein tausendfaches Geben. Eine reiche Fülle des Geistes und des Lebens kommt an den Menschen heran. Und doch will der Dichter mit alledem ihm nicht etwas beibringen, etwas ihm Fremdartiges seiner Seele aufnötigen, sondern vielmehr zu seinem Eigenen und Eigensten ihn hinleiten — anders ausgedrückt: er will das Gute, was im Menschen ist, das Edle und Wahre, was in seines Volkes Seele ist, mächtig rufen zum Leben, zur Herrschaft, zum Auferstehen.

Das will und soll auch die evangelische Predigt. O daß doch der breite garstige Graben, der unser Geschlecht von Kirche und Kanzel trennt, ausgefüllt würde, die im Volke verbreitete Meinung, daß ihm im Gottesdienst etwas angepredigt werden solle! Leider dürfen wir ja nicht sagen, daß diese Empfindung so grundlos ist. Das Vorurteil der Entfremdung hat sie freilich weit übertrieben; aber die Entfremdung, durch Generationen sich fortwälzend, hat eben ihren Ursprung, zum großen Teil wenigstens, doch darin gehabt, daß die Kirche in der Tat mit aufdrängender Gewalt ihres Amtes wartete. Allerdings nicht aus hierarchischer Gesinnung. Weil sie aber zu schwerfällig war in der Fortbewegung und mit ihres Volkes Entwicklung nicht Schritt hielt, so vertrat ihre Predigt in Ansichten, Gefühlsweise und Lebensrichtung ein draußen schon Zurückgelegtes, längst Überwundenes und sie vertrat es, unfähig zwischen göttlich ewiger Wahrheit und menschlich wandelbarer Auffassung zu unterscheiden, mit derselben entschiedenen Kraft, die sie einer ewigen Wahrheit schuldig war. Das wurde dann als eine Vergewaltigung empfunden, und es bildete sich im Volke das Gefühl heraus, daß ihm in den Kirchenmauern ein seinem innersten Wesen fremdes Leben aufgezwungen werde.

Mein Freund! Schüttle dieses Gefühl ab. Mag auch heute die Kirche in innerer Gebundenheit am alten Wesen noch vielfach gesonnen sein, Veraltetes, uns Fremdartiges den Seelen einzupflanzen, so hast du doch vor uns, vor dem großen Zuge der kirchlichen Vorwärtsbewegung unserer Tage, kein gutes Recht mehr zu dieser Beurteilung der evangelischen Predigt.

Siehe, nicht etwas anpredigen will dir die Kirche; wie wir sie jetzt auffassen, will sie aus dir herauspredigen, was in dir selber ist! Den Menschen, den wahren, guten und großen Menschen in dir, der ja doch deine Sehnsucht, dein Glück, dein Frieden ist, den will sie dir rufen. Sie will ihn herausholen aus der Unfreiheit seiner Leidenschaften und seiner falschen Empfindungen, aus der Enge seiner Vorurteile und Verzerrungen, in die das so vielfach überstürzte und verwirrende Leben der Gegenwart ihn vielleicht gedrängt hat. Sie will damit dich zurückbringen zu deiner besseren göttlichen Natur und zu dem, was doch deren tiefstes Lebensbedürfnis ist, ob du es auch vielleicht kaum oder nur dunkel verspürst: zu deinem Kindessinn vor dem ewigen Vater. Nein, was so der Kirche Grundton und Grundgedanke ist, dieser fromme Trieb ist nichts, was dir da erst eingeredet würde. Den hast du in dir, sicher in dir als deines Gottes Geschöpf und als eine Seele aus seinem Leben.

Gewiß! In dir wie in mir ist etwas, was, mit sich nicht zufrieden, nach freierer Entfaltung und, von Umgebung oder Lebenslage so wenig dazu angeregt, vielleicht gar gehemmt, nach reinerer Luft verlangt. Ein etwas, was unter Druck und Qual des Daseins am meisten leidet unter des eignen Wesens Druck, daß es darin so wenig von weltüberwindender Kraft und soviel von noch beschwerend niederziehender Materie findet, und was sich über sich selbst hinaussehnt. Und diese Sehnsucht, dieser Drang, oft so ins Unbestimmte gehend, das ist der Zug des Kindesherzens!

Das Herz freilich willst du verleugnen in all dem kraß realistischen Getriebe deiner Welt, und des Kindes möchtest du dich schämen in deinem Alter, in deinem aufstrebenden Jugendsinn, in deiner rauhen Männlichkeit, in deiner Frauenwürde, in deiner Bildung und hohen Stellung. Und doch! — du bist viel liebebedürftiger, als du dir eingestehst; in dir ist viel mehr Gemüt und Gemütsverlangen, als du unter dem Zwang des Lebens, unter den Sitten deines Kreises wohl zeigst. Du möchtest wieder sein dürfen, wie du bist, dein eigenes Herz wieder fühlen — das aber ist der Abbadrang, von dem unser Text redet, die

Sehnsucht, sich kindlich hinzugeben an die ewige große Gottesliebe, — das ist das Sichstürzen an der Mutter Herz, wie Schiller es ausdrückt, um „in der Natur getreuen Armen von kalten Regeln zu erwarmen".

Hier kommt dir die Predigt entgegen. Sie will dir dazu verhelfen, daß du dich aus dir herausfindest, daß du, und zwar in dem ganzen Bereich deines Wesens, dich wiederfindest: daß das Gotteskind in dir wieder zu Worte komme. Und das kann die Predigt natürlich unter der Stimmung des Gottesdienstes und mit ihren ausgesprochener religiösen Tönen noch viel besser, als es des Dichters Wort vermag. Das eben ist ihr Gottesgnadentum.

Das kann sie freilich nur, wenn sie Vertrauen zu dem Menschen hat. Sie muß glauben an diesen heiligen Geist der Kindschaft in des Menschen Brust, auch unter allen seinen Verirrungen und Entstellungen. Sie darf sich den lockenden, rufenden Liebeston nicht dämpfen, ihre Seelenkraft nicht schwächen lassen durch jene Lehre von der Erbsünde und der grundverdorbenen Menschennatur. Es gilt deshalb, soll die Predigt ihren Zweck erfüllen, diese Lehre Augustins und Luthers, ihren tiefen Wahrheitsernst in der Beurteilung des Bösen, immer mehr in Einklang zu bringen mit dem optimistisch frohen Glauben Schillers an des Menschenherzens natürliche Güte. Ist ja doch auch in des Bergpredigers Auffassung vom Menschen beides, obenan aber jener sonnige Schillersinn.

Und Vertrauen muß die Kirche auch zu ihrer Zeit haben, wenn ihre Predigt eine Erlösungspredigt werden soll. Sie muß imstande sein, mit dem Blick jener Liebe, die nach Paulus den großen Prediger macht, jener Liebe, die alles glaubt und alles hofft, hindurchzuschauen nicht nur durch all das Wirre und Unklare, auch durch das vielfach so wilde und wüste, fast dämonisch klingende Sichauflehnen gegen das Christentum. Sie muß fähig werden, mit dem offenen Ohre des Seelenkenners auch aus diesem modernen Ringen etwas herauszuhören von der großen Sehnsucht nach sich selbst und dem Gottwiederfindenwollen „nach langer Trennung bitterm Schmerz", daß sie er-

kenne, wie auch darin unter Drängen und Wettern und vielem Brausegeist ein Abbaruf zittert. Nur bei dieser Weitherzigkeit, die schwerlich einem anderen, als dem undogmatischen Kirchentum möglich ist, wird es der Predigt gelingen, das Geschlecht der Gegenwart wieder um sich zu scharen und ihm eine Führerin zu werden „zu seiner Jugend Hütten, zu seiner Unschuld reinem Glück".

4.

Was wird demnach der Inhalt der wirklich gottbegnadeten Predigt sein? Was ist bei unserem großen Tragiker der Inhalt seiner Dichtung? Er schildert, wie

> auf einmal in die Kreise
> Der Freude, mit Gigantenschritt,
> Geheimnisvoll, nach Geisterweise,
> Ein ungeheures Schicksal tritt —

Die gewaltige Größe schweren, schmerzlichen Geschickes, die ist es, die er als den „Fremdling aus der andern Welt", vor dem in Ehrfurcht alles verstummt, seinem Volke vorführt. Doch nein, in Wirklichkeit ist nicht eigentlich das Leid dieser göttliche Fremdling, der an dem Zuschauer so Großes und Heiliges, die Reuetränen und die Herzenswonne der Rückkehr zur wahren Natur, wirkt. Der Dramen Inhalt ist der Mensch, wie er unter seinem Geschick nicht zusammenbricht, wie er als Held vor dem Furchtbaren sich aufrichtet, in seiner Seelengewalt sich emporrafft, zu seiner Größe, seiner Geisterwürde ersteht und in ihr sich seinem Schicksal entgegenstellt. Äußerlich unterliegt er, aber in seiner Freiheit siegt er; er fühlt und bewährt etwas, was stärker ist, als diese allgewaltige Macht, da es sich von ihr nicht zermalmen läßt, sondern vielmehr an ihr zu seiner Größe, Reinheit und Wahrheit erwächst.

Dieses Heldentum der im Leide sich läuternden und auf sich selbst besinnenden Seele, dieses Göttliche im Menschen, seine Gottmenschheit, ist die heilige Gewalt, in die jeder hineintritt, der dem Sänger lauscht, und die das Herz dem Irdischen enthebt, es feiend gegen seinen eigenen, so viel kleineren Kummer. Solchen hohen Seelengeist könnte aber der Dichter seinem Volke

nicht so überzeugend ins Herz sprechen, wenn das nicht etwas wäre aus seiner tiefsten Erfahrung. Was Schiller als den siegesmächtigen Fremdling aus der Welt des Geistes durch seine Poesie schreiten läßt, ist im Grunde nichts anderes wie seine eigene, in hartem Leidensgeschick gefestigte und veredelte Persönlichkeit. Er hat sich selbst gedichtet, — und so wird jeder wirklich Großes schaffende Prediger dies allein dadurch können, daß er sich selber predigt.

Zwar wehrt sich dagegen der Apostel Paulus: „Wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum, daß er der Herr sei.“ Doch das ist kein Widerspruch. Das ist nur die Abweisung des gegnerischen Vorwurfs, daß er, weil er Jesus nicht persönlich gekannt habe, den Heiden einen Christus seiner eigenen Erfindung predige. Nein, den wahren, lebendigen Christus, — ruft er ihnen entgegen — den Herrn seiner Gemeinde! Aber den predigt er doch so, wie er, der Paulus, die Klarheit Gottes in dessen Angesicht geschaut hat, und wie sein Herz Christi hellen Schein in sich empfunden hat. Er predigt ihn in der Art und Gestalt, wie er sich seiner Seele bezeugt, wie er ihn da von dem Pharisäer erlöst und zu dem christlichen Geistesmenschen erweckt hat; wie er sein Heiland geworden ist, wie er, der Apostel, ihn fühlt und lebt, und wie seine Seele das neue Leben empfindet. Das heißt also: er predigt sich selbst, wie er in Jesus Christus sich gefunden hat.

Das Erlösungswerk Christi soll der evangelischen Predigt Inhalt sein, nichts als das, aber sein Erlösungswerk, wie der Prediger es an sich selbst erfahren hat. Nur wer sich selber predigt, predigt mit Kraft und überzeugend. Nur das Wort findet Zugang zu den Herzen, das von dem eigenen Herzen redet, was es in seinem Heiland geworden sei: wie er hinter ihm stehe, heiligend und befreiend, sein Führer, sein Licht, sein Leben, — was ihm selbst unter aller Trübsal und Schuld, unter seines Daseins Freuden und Pflichten durch Christi lebendig machende Berührung an Lebensherrlichkeit in Trost und Versöhnung, in Mut und Liebe und Kraft im eigenen Herzen zugewachsen sei.

Tot ist alles in der Predigt, und wenn es die heiligsten biblischen Wahrheiten wären, was nicht Persönlichkeitsleben ist. Darum braucht aber die Predigt nicht persönlich zu sein, wie auch der Dichter hinter seinen Gestalten zurücktritt, ob sie schon so viel von seinem Fleisch und Blut enthalten. Das wird die Regel sein, die sich aus dem Charakter der gottesdienstlichen Rede dem Gefühl von selbst ergibt. Aber diese Regel gegebenenfalls zu durchbrechen und mit dem eigenen Selbst kräftig hervorzutreten, wird manchmal für den Prediger ein Bedürfnis und für die Gemeinde eine Wohltat sein. Es wäre Torheit, daran Anstoß zu nehmen, vorausgesetzt, daß der Prediger sein Ich nicht groß schreibt. Doch gibt es auch eine falsche, eine gemachte Demut. Wahrheit ist das Gesetz der Kanzel, und zur Wahrheit gehört auch das christlich-männliche „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin," — hier stehe ich, und ich weiß, was ich mit Gottes Kraft kann und in Gottes Namen will!

Das Erlösungswerk Christi als Selbstzeugnis der Inhalt unserer Predigt! Der Prediger aber ist ein Glied seines Volkes und seiner Zeit. Und so wird er auch zu reden haben von dem Herrn, der über die Wogen des Lebens draußen dahingeht und der im Himmel unserer Ideale thront; von dem verklärten Herrn und seiner Offenbarung im Geistesschaffen der Kunst und Wissenschaft, in allem Schönen und Herrlichen, was die Zeit bringt, wie auch in ihren Ängsten und Kämpfen, in ihrem sozialen Ringen und Erringen: wie sie darin sich selber sucht, und neue Lebensschätze, neue Geistesmächte, aus der Tiefe der Volksseele aufsteigend, sich ihr erschließen.

Die Predigt soll einen großen Inhalt haben! Diese Größe gibt ihr aber nicht, was man so die biblischen Heilstatsachen nennt. Die heilige Geschichte, ob historisch geklärt oder dogmatisch-gläubig aufgefaßt, kann nur der Hintergrund des großen Gemäldes sein, dessen Größe vielmehr in dem aus der Predigt hervortretenden Christusleben der Gegenwart besteht. In dem hat alles unterzugehen, was nur Vergangenheit, nur Bekenntnis anderer, und wäre es auch das Bekenntnis unserer gewaltigsten Glaubensheroen, alles, was leblose, ob auch noch so pietätvoll

gehütete Formel ist. Das Leben macht die innere Größe der Predigt aus, und auch dieses Leben nur, soweit es in dem Prediger als sein ganz individuelles Leben fühlbar wird.

5.

Liebe Gemeinde! Hat soweit der Vergleich von Predigt und Dichtung uns wohl auf manches geleitet, dem jeder zustimmen wird, so führt uns die Antwort auf die letzte Frage nach dem Ursprung der Predigt zu einer Folgerung, die wenigstens den heutigen kirchlichen Auffassungen erst wenig entspricht. Aber gerade das ist es, was ich vor allem in den Plan der Zukunftskirche hineinzeichnen möchte.

Die Macht des Gesanges, wer hat sie? Nur wem der Schöpfung Quell in der Tiefe rauscht, nur die zum dichterischen Schaffen in geheimnisvoller Erwählung begnadigte Brust. Solche schöpferischen Geister aber werden immer nur sehr wenige sein — wenige auch werden zur Predigt der Kirche berufen sein!

Nun ist ja freilich zwischen dem dichterischen und dem kirchlichen Schaffen insofern schon ein großer Unterschied, als doch überhaupt alles religiöse Leben schon ein Schaffen ist. Religion, wo sie wirklich vorhanden ist, nicht bloß ihre Hülle, ihr Schein, ist immer Schöpfung, auch in dem einfachsten Menschengemüt; sie ist ein seelisches Hervorbringen neuen eigenen Lebens aus den heiligen Urgründen des göttlichen Geistes und ein gestaltendes Hineinwirken in andere. Aber es versteht sich von selbst, daß das, sowohl was Tiefe, wie Umfang, was Klarheit, wie Stärke des religiösen Sinnes betrifft, im allgemeinen doch nur eine begrenzte Produktivität sein wird. Es kann einer ein sehr frommes Herz haben und seiner Umgebung als Glaubenshalt und Glaubenssporn viel sein, und doch wird er nicht die religiöse Quellkraft einer Gemeinde, die Hebekraft einer Andacht suchenden Versammlung und die Leitkraft eines vorwärtsstrebenden oder doch zum Vorwärtskommen bestimmten Kirchenganzen sein können.

Dazu gehört denn doch ein besonderes Schöpfungs- und Gestaltungsvermögen, eine mehr oder weniger prophetische

Natur. Auf dem Propheten allein ruht das Gottesgnadentum der Predigt. Propheten aber sind denn doch noch nicht die guten Redner, die schön, fesselnd, geistreich oder populär zu sprechen wissen. Diese Befähigung kann einer im vollsten Maße haben, und dennoch ist unter seinem Wirken die Kanzel verwaist; ob er schon einen starken Zulauf hat, ist es nicht der heilige Geist, den die Leute da suchen und nehmen, und von seinem Wirken bleibt herzlich wenig übrig. Es ist nicht produktiv, nicht verjüngend, nicht Richtung gebend.

Im Geiste Schillers Propheten ihres Volkes — das sind großproduktive Naturen, die, wie es Paulus heute in unserem zweiten Texte ausdrückt, was sie reden, reden als Gottes Wort. Es sind die Geister des tiefen Schöpfens und des reichen Gebens in immer neuer Anregung, mit weitestem Horizont, mit einer Fülle der hohen Ideen, mit der Gabe des Findens und Erfindens, mit vielleicht gar nicht so populärer Redeweise, aber mit durchschlagender, mitreißender Kraft. Es sind die Männer mit der unverwüstlichen Jugendlichkeit, aus deren Worte die Frische quillt, und die, lebenskräftig in ihrem innersten Kern, beständig weiterzuwachsen, mit weiterzugehen vermögen; die in ihrer Gestalt vielfach sich wandeln können und doch im Wandeln stets sich treu bleiben. Und solche Prophetenseelen, die Dichterverwandten, die Welten aus sich heraussetzen und die, dem ewigen Werdegeist verbunden, mit tausend Ohren in das Wollen der Schöpfung lauschen, mit starken Armen in ihren Lebensschoß greifen, heraufdrängenden Kraftfluten das Bett zu graben imstande sind und mit lichtem Auge schimmernde Zukunftsbahnen schauen — die braucht die Kirche in dieser unserer Zeit, und die wird sie, wie die Dinge sich entwickeln, immer mehr brauchen; die braucht sie jedenfalls für die Kanzeln der Großstädte, wo das gewaltige Leben braust. Solche Propheten werden ja nun, wo der religiöse Trieb an sich schon schöpferisch ist, im Volke gewiß bedeutend zahlreicher vorhanden sein, als die Dichter, aber ob zu vielen Hunderten, zu Tausenden vertreten? Schwerlich.

Ja, was soll denn da die Kirche machen, wo sie doch eben

so viele Prediger nötig hat? Meine Freunde, sie wird sich zu einer ganz anderen Einrichtung ihres Lebens entschließen.

6.

Ich habe mir gestern den Kirchenzettel angesehen. Danach hat das doch gar nicht so große Bremen, von den jüngst herangezogenen Ortschaften und auch von den Anstalten, wo jeden Sonntag Gottesdienst gehalten wird, ganz abgesehen, dreizehn evangelische Kirchen, Haus Seefahrt als Kirche gerechnet. In diesen Gotteshäusern sind heute zwanzig Predigten gehalten. Nehmen wir nun aber bloß einmal die fünf Kirchen der Altstadt, so nahe bei einander liegend, daß man in wenigen Minuten von der einen zur anderen gelangt, also den Dom, ohne sein Haus Seefahrt, U. L. Frauen, Ansgarii, Martini und Stephani. Darin fanden heute neun Predigtgottesdienste statt. Wäre es Winter, würde sich die Zahl noch vermehrt haben.

Wozu das, auch wenn man in Rechnung nimmt, daß zu diesen fünf alten Kirchen sich über die ganze Stadt zerstreute Gemeinden halten? Neun Predigten in wenigen Stunden, wo um jede Kanzel eine verhältnismäßig kleine Zahl versammelt ist, — wozu diese Kräftevergeudung? Zwei Predigten hier im Zentrum, vielleicht fünf Predigten in der ganzen Stadt, wären reichlich genug gewesen. Es ist durchaus nicht nötig, daß an jedem Sonntag in jeder Kirche Gottesdienst gehalten werde, nun gar mehrere.

Das sage ich nicht aus Gleichgültigkeit gegen den Gottesdienst, sondern aus sehr hoher Auffassung desselben und um ihn durch Konzentration zu fördern. Diese Zersplitterung des kirchlichen Lebens einer Stadt wie Bremen in so viele Kleingottesdienste ist entschieden dem gottesdienstlichen Geiste nicht gut. Diesen zahlreichen Predigtversammlungen liegt noch, dann auch die Predigt wieder ungünstig beeinflussend, die Auffassung der Kirche als L e h r k i r c h e zugrunde, wie sie in der Reformationszeit, wo es galt, die Gemeinden aus katholischer Unwissenheit ins Evangelium hinüberzuführen, sich von selbst ergab, wie sie aber heute nicht mehr am Platze ist und unsere Kirche an der

Hervorbringung und Entfaltung des eigentlichen gottesdienstlichen Sinnes hindert. Das ist ja der große Schaden der evangelischen Kirche, es fehlt ihr noch so sehr der Geist der Anbetung. Bei aller Fülle der Predigten, weil diese, sei es in dogmatischem oder moralischem Sinne zumeist als Lehrpredigten gesucht und dargeboten werden, haben wir noch keinen rechten Gottesdienst, jene echten Feierstunden der Erhebung, der Himmelseinkehr, des Gottschauens. Wie wenige Predigten führen dazu!

Es wird unter uns viel zu viel gepredigt! Bremen hat viel mehr Prediger, als es wirklich braucht, und lange nicht so viele Seelsorger, als ihm dringend nötig sind. So müßte z. B. der Dom, um im Konfirmandenunterricht und in der religiösen Familienpflege der Massengemeinde zu genügen, statt der fünf wohl zehn Pastoren haben. Die Anforderungen der Seelsorge wachsen in unserer Zeit derartig an, daß ein Mann, welcher fast jeden Sonntag die Kanzel zu besteigen hat, ihnen gar nicht in erwünschtem Maße gerecht werden kann. Umgekehrt wird durch die große Arbeit in der Gemeinde der innerlich zur Predigt Berufene bei aller Treue doch gehindert, sich dieser seiner Bestimmung mit der vollen Seele zuzuwenden, wie es das ebenfalls immer mehr wachsende Predigtideal fordert.

Ein Bild der Zukunft, das mir zur unbedingten Überzeugung geworden ist, ersteigt mir aus unserem Worte des Petrusbriefes von den mancherlei Gaben und Gnaden, wonach der eine die Gnade der gottesdienstlichen Rede, der andere die des seelsorglichen Amtes empfangen habe. Dieser ist so notwendig und so viel wert wie jener. Beide sind Haushalter über dasselbe Gut. Aber jeder wird das Seine erst dann wahrhaft groß vollbringen, wenn der im Willen Gottes begründeten Verschiedenheit auch in der tatsächlichen Einrichtung der Kirche Rechnung getragen sein wird. Wie das zu machen sei, wie die äußeren Schwierigkeiten zu überwinden seien, geht uns hier nichts an; solche Probleme lösen sich schließlich aus dem Zwang der Verhältnisse von selbst.

Dieser in der Entwicklung liegende Zwang, daß eben Seel-

sorge wie Predigt mehr und mehr eine besondere und ganze Kraft bedingen werden, wird es dahin führen, daß in der kirchlichen Arbeit eine Trennung vollzogen wird: in den Städten viel mehr Pfarrer, als wir es jetzt für möglich und nötig halten, — ich denke mir, auf vier- bis fünftausend Seelen einen — und neben ihnen eine ganz beschränkte Zahl von Predigern, denen der Gottesdienst obliegen wird. Dem jetzigen Bremen würden etwa acht vollständig genügen.

Nun kann ja freilich keiner Prediger sein, der nicht mit dem inneren Leben der Gemeinde in enger Fühlung steht. Ohne seelsorgliche Besuche verdorren die Wurzeln der Predigtkraft! Deshalb wird der Prediger der Zukunft einen geringen Bruchteil der Gemeinde als Seelsorger um sich zu sammeln das Recht und die Pflicht haben müssen, dem er dann in jeder Weise, auch im Unterricht der Kinder, zu dienen hat. Das dürften aber nur etwa fünfzig Familien sein, die Zahl eines kleinen Dorfes, und höchstens ein Drittel davon aus den sogenannten besseren Kreisen. Vor allem würde er in den geringen Leuten, in den Mühseligen und Beladenen die Seele der Gemeinde zu suchen haben.

Nicht als ob diese besser und mehr wert wären. Aber die scharfen Lüfte, die hier wehen, sind dem Boten Gottes zuträglicher, der Erhaltung seiner Ursprünglichkeit dienlicher, als der vorwiegende Aufenthalt im Glück und Glanz des Lebens. Wohl finden wir die Propheten Israels auch in der Könige Häuser; doch ihr eigentlicher Schauplatz ist des Volkes Not und Kampf, des Lebens bitterer Ernst. Und der wirkliche Prediger hat etwas von des Propheten Adlerart, die es dahin zieht, wo es rauh ist, aber der Blick auch frei bleibt.

Er ist bei aller Feinheit seiner Bildung, darin Schiller verwandt, doch eine Wildnatur und soll es sein, sonst wäre er kein Schöpfer. Und er ist ebenso, wie der Dichter, eine Einsiedlernatur, die, ihres Schaffens großen Ideen ergeben, bei aller Liebe und herzlichen Empfindung für die Menschen doch für das gesellschaftliche Leben wenig zu haben ist. Man soll ihm diese Zurückgezogenheit gönnen; sie ist ihm in dem, was er zu

leisten hat, ein Bedürfnis. Und es kommt der Gemeinde zugute, wenn man darin keine Anforderungen an ihn stellt. Ebenso sind das Vereinswesen und alles derartige, auch Verwaltungsgeschäfte und sonstige äußere Arbeiten unbedingt von ihm fernzuhalten. Auch müßte er nicht jeden Sonntag vor die Gemeinde zu treten haben. So bliebe ihm denn die Sammlung und die Seelenspannung zu einem Wirken jener wirklich produktiven Art, wie wir seinen Beruf gezeichnet haben.

Sage nun nicht: dein Prediger der Zukunft hat ja viel zu wenig zu tun. Willst du dem Künstler vorwerfen, daß er müßig sei und ein behagliches Leben führe, wenn der Dichter nicht an seinem Pulte sitzt und schreibt, wenn der Maler nicht vor seiner Staffelei steht oder der Bildhauer nicht seinen Meißel in der Hand hat? Auch ohne Feder, Pinsel und Meißel wandelt ihr Geist beständig auf des Schaffens steilen, dornigen Bahnen. Ihr ganzes Denken und Sein ist ernste Arbeit.

Und vollständig dem Künstler gleich will ich den Prediger angesehen wissen, — was er zu geben hat, sind in immer neuem Hervorbringen Geisteswerke der religiösen Anschauung und Empfindung, ein großes Schaffen, das ihn, wo er geht und steht, in der Tiefe bewegt: sein ganzes Leben ist damit Arbeit; auch wenn er zu ruhen scheint, sinnt und schafft sein Geist für die Gemeinde.

Dazu kommt, daß das fortgehende Studium die allergrößten Ansprüche an ihn stellt, die weit über seine Berufswissenschaft hinweggehen. Denn ein die Gemeinde prophetisch erneuernder und weiterführender Geist wird nur der sein, der mehr ist, als ein Theologe.

Die Theologie allein erzeugt keine Propheten. Die Geburtsstätte von Prophetenherzen liegt immer auf jenen Grenzgebieten der Gottesgelehrsamkeit, wo diese mit einem anderen großen Geistes- oder Lebensinteresse zusammenstößt, sei es die soziale Frage oder die Naturwissenschaft, sei es die Philosophie oder Kunst und Literatur. Das wird sich durch die ganze Religionsgeschichte hin belegen lassen, ob wir nun die großen Propheten Israels ins Auge fassen oder unsere Reformatoren — auch

Luther war viel mehr, als gewöhnlich angenommen wird, Humanist — oder die hervorragendsten Prediger unserer evangelischen Kirche.

Erst unter der Verbindung des kirchlich-theologischen Sinnes mit einer von draußen aufgenommenen kräftigen Anregung entwickelt sich in der reich beanlagten religiösen Tiefe die starkproduktive Kraft. Und um sich die zu erhalten, muß der Prediger mit dem, was so außerhalb der Kirche und der Theologie für seine Seelenkraft das zeugende Leben geworden ist, in engster fortarbeitender Fühlung bleiben.

Neben dem Prediger dann die Pfarrer, die, von jeder Predigttätigkeit entbunden, sich mit ganzer Liebe der Seelsorge widmen könnten, dazu den nebenkirchlichen, vor allem sozialen Pflichten, die immer wichtiger werden. Nun wird ja jeder Seelsorger auch das Bedürfnis haben, zu seiner Gemeinde zu sprechen. Das sollen sie auch. Es wird dazu Gelegenheit sein an den Gemeindeabenden, die in der Zukunft große Bedeutung haben werden, Versammlungen, die auch vielleicht zum Teil in die heutigen gottesdienstlichen Sonntagstunden fallen werden. Hier kann in kurzer praktischer Ansprache, die aber keine Predigten sind, der Seelsorger zu Worte kommen.

Der eigentliche Inhalt dieser Zusammenkünfte wird jedoch die Unterredung sein nach der Art, wie Jesus mit dem Volke verkehrte; die freie Aussprache in Fragen aus der Gemeinde und in belehrender Beantwortung von seiten des Geistlichen, dem aber tüchtige Kräfte aus dem Laienkreise, wie wir denken und hoffen, unterstützend beitreten werden. Immer gewaltiger regt sich in den Gemeinden das Verlangen nach Klarheit über viele sie beirrende Zweifelsfragen. Hier wird es gelten, apologetisch festigend zu wirken und in Auseinandersetzung des Glaubens mit den, ob wirklich oder nur scheinbar, ihm widerstrebenden Zeitmächten die religiöse Weltanschauung der Zukunft aufzubauen oder richtiger, das, was darin die Predigt in großzügigen Anregungen gibt, in der Kleinarbeit, die so unbedingt nötig ist, auszuführen. Und dazu gehört denn eine reiche vorwiegend theologische Bildung.

Während jetzt noch der Gottesdienst das eigentliche Kirchenleben ausmacht, aber denn doch wieder seinen gottesdienstlichen Charakter dadurch einbüßt, daß die Predigt zwischen Belehrung und Erbauung hin- und herschwankt und eben bei der Lage der Dinge beides noch sein muß, werden in Zukunft die Versammlungen zu solcher persönlichen Verständigung, und was sonst sich darein fügt, der breite Talgang des kirchlichen Lebens werden. Und zu seiner Seite werden sich dann als die Berge, die zur heiligen Höhe führen, die Feierstunden der prophetischen Predigt lagern.

Das wird dann erst die rechte evangelische Kirche sein: ein volles, wahrhaft lebendiges Gemeindeleben und dazu doch ein Gottesdienst der Anbetung im Geiste und in der Wahrheit, — der See Genezareth in moderner Übersetzung vereint mit dem Tempel, seines Vaters Hause, der aber dann ein Tempel sein wird der Kunst und der Religion, beides zusammen. Durch diesen Tempel wird es dann pfingstlich rauschen, auch wenn es nicht Pfingsten ist. Der heilige Geist wird sich die Männer wecken, die er braucht, und er wird ihnen Herz und Mund weihen, wie einst dem Paulus, da er entzückt war in den dritten Himmel, daß es von dem Prediger des Evangeliums dann gesagt werden darf:

Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es staunend himmelwärts.
Da rafft von jeder eiteln Bürde
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt.

Gebet. Vater Unser. Segen.

Schlußvers:

Du heil'ger Geist, bereite
Ein Pfingstfest nah und fern;
Mit deiner Kraft begleite
Das Zeugnis von dem Herrn!
O öffne du die Herzen
Der Welt — und uns den Mund,
Daß wir in Freud' und Schmerzen
Das Heil ihr machen kund.

20.
Das Lied von der Glocke. Wilhelm Tell. Deutsche Größe.

Gottesdienst am Trinitatissonntage.

Gemeindelied:

Es glänzet der Christen inwendiges Leben,
Ob hier auch von außen kein Schimmer sie
schmückt.
Was ihnen der König des Himmels gegeben,
Das wird nur vom Auge des Geistes erblickt.
Was viele verachten bei irdischem Trachten,
Hat ihre erleuchteten Sinne berühret
Und sie zu der göttlichen Würde geführet.

Unser Ende, wie es unser Anfang gewesen, sei im Namen dessen, der Himmel und Erde gemacht hat, und im Namen Christi, der unser Heil und Leben ist!

Schriftverlesung am Altare:
5. Moses 4, 5—9. 29. 31. 36.

Siehe, ich habe euch gelehret Gebote und Rechte, wie der Herr mein Gott geboten hat, daß ihr also tun sollt im Lande, darein ihr kommen werdet, daß ihr es einnehmet. So behaltet es nun und tut's. Denn das wird eure Weisheit und Verstand sein bei allen Völkern, wenn sie hören werden alle diese Gebote, daß sie müssen sagen: Ei, welche weise und verständige Leute sind das und ein herrlich Volk!

Denn wo ist so ein herrlich Volk, zu dem Götter also nahe sich tun, als der Herr, unser Gott, so oft wir ihn anrufen? Und wo ist so ein herrlich Volk, das so gerechte Sitten und Gebote habe, als all dies Gesetz, das ich euch heutiges Tages vorlege? Hüte dich nur und bewahre deine Seele wohl, daß du nicht vergessest die Geschichte, die deine Augen gesehen

haben, und daß sie nicht aus deinem Herzen komme all dein Leben lang.

Wenn du den Herrn, deinen Gott suchen wirst, so wirst du ihn finden, wo du ihn wirst von ganzem Herzen und von ganzer Seele suchen. Denn der Herr, dein Gott ist ein barmherziger Gott; er wird dich nicht lassen, noch verderben, wird auch nicht vergessen des Bundes, den er deinen Vätern geschworen hat. Vom Himmel her hat er dich seine Stimme hören lassen, daß er dich züchtigte; und auf Erden hat er dir gezeiget sein großes Feuer, und seine Worte hast du aus dem Feuer gehöret. Halleluja!

Gebet am Altare:

Herr, unser Gott, was du einst zu Israel gesprochen hast in alten Tagen, da du es erwähltest zum Volke deiner großen Offenbarungen, das sind Worte, in denen auch wir heilige Gedanken deiner Vorsehung vernehmen.

Auch uns hast du dich also erwiesen in Zucht und Gnade. Du hast unser Volk oft heimgesucht, aber auch in Treue es hindurchgebracht durch alle Drangsal seiner Geschichte. Zur Größe des Lebens hast du uns hingeleitet, nun steht der deutsche Name da in Glanz und Kraft.

Bewahre unser Volk vor allem Pochen auf das eigene Verdienst und erhalte es in der Demut. Erwecke es immer mehr zum klaren und ernsten Bewußtsein der gewaltigen Aufgabe, die du uns in unserer Weltstellung vorgezeichnet hast. Du hast uns berufen, den Völkern der Erde viel zu werden, daß deutscher Geist und deutscher Glaube die Welt durchleuchten; daß aus unserem Leben etwas die Nationen durchdringe, was ihnen ewige Güter schafft und was sie alle zusammenbindet mit inneren Banden der Eintracht und der Freude am friedlichen Wettbewerb in allen Werken schöner und reicher Kultur.

Mache uns alle dir treuer und gehorsamer. Vertiefe und läutere das Leben unseres Volkes und erlöse, was unter uns noch in Banden der Sünde liegt oder in Leichtfertigkeit auf falschen Bahnen irrt, daß alles, was deutsch heißt, auch fühle,

welches Stammes es ist, und nicht für eitlen Flitterschein die echte Perle seines Wertes hinwerfe.

Lenke zu Weisheit und edler Kraft, die unter uns bestimmend wirken, unsern Kaiser wie unsern Reichstag, auch Senat und Bürgerschaft dieser Stadt. Gib ihnen große Gedanken und ein reines Herz. Gib, daß unser Bremen auch fernerhin eine Macht bleibe in deutschen Landen, und das nicht bloß durch seine Handelsflotte: eine Macht des guten, hohen Lebenssinnes, fromm und frei, in wahrer Freiheit auch eine Stätte der Gottesfurcht, des echten evangelischen Glaubens, ein Hort und eine Herberge deiner Kirche! Amen.

Zwischenvers:

O so komm, in uns zu wohnen!
Dein heilig Richten, gnädig Schonen
Walt' über uns alltäglich neu.
Laß dein Reich du zu uns kommen,
Beschirm' die Freien und die Frommen
Und pflanz' Gerechtigkeit und Treu.
Entsünd'ge unsern Sinn
Und ziehe zu dir hin
Unsre Herzen;
Als beste Wehr
Die Liebe mehr',
Daß sie des Bösen Macht verzehr'.

1.

Liebe Gemeinde! Fremdartig klingt der Name des heutigen Tages, der die kirchliche Festzeit abschließt. Das Wort „Weihnachten" mutet uns gleich so traulich an. „Ostern" versetzt uns geradezu in die Zeit unserer germanischen Vorfahren. Das griechische „Pfingsten" ist ein deutscher Laut geworden. Das „Trinitatisfest" dagegen wird sich nie verdeutschen. Der Name ragt als ein Stück vom römischen Kirchentum in unsere ganz andersartige religiöse Welt hinein, und auch der Inhalt ist der deutschen Volksseele unverständlich.

Auf fremdem Boden, aus dem Material einer uns fremden Denkweise konstruiert, entstand vom dritten Jahrhundert an allmählich diese theologische Spekulation von den drei Personen

in der Gottheit, die aber denn doch ein Wesen sein sollen: Gott der Vater, Gott der Sohn, Gott der heilige Geist. Wenn nun auch religiöse Interessen bei diesem wunderlichen dogmatischen Aufbau mitgewirkt haben, so ist dieser doch nie wirklich ein religiöses Lebensgut, bei allem äußeren Bekenntniseifer durch die Jahrhunderte hin doch nie ein innerer Seelenbesitz der Gemeinde geworden, von dem Gesinnung und Herz zu zehren vermocht hätten. Der dreieinige Gott war stets nur der Gott der Theologen!

Leider sind dann unsere deutschen Reformatoren bei allem evangelischen Freisinn doch noch zu sehr von der alten Theologie, die sie mit ihrer Zeit in die Bibel hineinlasen, befangen gewesen, um uns von diesem unsere Entwicklung hemmenden trinitarischen Ballast der Vergangenheit zu befreien. Um so mehr haben wir jetzt die Pflicht, das Tote zu dem Toten zu legen und uns loszumachen von dem, was, wie unserm deutschen Wesen, so auch dem Glauben Jesu und der alten Christenheit so vollständig fremd ist.

Der Taufbefehl bei Matthäus (28. 19): „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes" — dieses jetzt in der Mauritzschen Tauffrage so viel besprochene und vom Senat für unsere Taufen verbindlich erklärte Wort — enthält noch nicht das Geringste von einer göttlichen Dreieinigkeit, wie von orthodoxer und von radikaler Seite allerdings behauptet wird. Hier ist nur die Rede von Gott dem Vater, der Jesus zu seinem Sohne berufen und durch ihn der Gemeinde seinen göttlichen Geist der Kindschaft und der Heiligung gespendet hat: einer allein Gott, er, der Vater unseres Herrn Jesu Christi; dieser, der Menschensohn, uns von Gott gegeben zum Heiland und Erlöser; der heilige Geist aber der von Gott ausgegangene Christusgeist in unseren Herzen.

In diesem Sinne, also in diesem durchaus nichttrinitarischen, brauche ich bei der Taufe unserer Kinder jenes dreigliedrige Matthäuswort. Wenn dasselbe in der evangelischen Kirche auch nicht zu einer an den Buchstaben bindenden Formel gemacht werden darf, — solche Formeln, dem juristischen Geiste ge-

läufig, erträgt bei protestantischem Bewußtsein das religiöse Leben nicht! — so wäre es doch anderseits eine das christliche Empfinden wie den Charakter dieser kirchlichen Handlung verletzende Willkür, wenn einer die Taufe nicht mehr diesem Worte gemäß als eine Einpflanzung in die Lebensverbindung mit Jesus Christus, mit seinem Gottessohnessinne und seinem uns und unsere Kinder heiligenden Geiste vollziehen wollte. Wer das nicht mit freudiger Überzeugung vermag, der steht eben nicht mehr auf dem Boden der evangelischen Kirche! Ein Abgehen von diesem Taufsinn und der damit doch zusammenhängenden Taufform wäre nicht mehr die Tat eines Reformers innerhalb der Kirche, der uns in jeder Gestalt herzlich willkommen ist, sondern eines von ihrem innersten Leben sich ablösenden Gliedes, dessen Wege von unserem kirchlichen Wege völlig geschieden sind!

Liebe Freunde! Die unter uns und draußen in Deutschland so viele Aufregung verursachende Tauffrage und die damit in Verbindung gebrachte Trinitätsfrage haben mich genötigt, heute am Trinitatissonntage, ehe ich mich der Predigt zuwenden konnte, meine Stellung nach rechts und links scharf zu zeichnen, um mich darüber mit meiner Gemeinde zu verständigen. Es mag auch an diesem Beispiel noch einmal zum Ausdruck kommen, daß das Werk, das heute beendet werden darf, das aber, so Gott will, noch in mancher ähnlichen Serie seine Fortsetzung finden wird, zu dem kirchlichen Radikalismus und seiner Preisgabe unseres innersten Lebensnervs in demselben ausgesprochenen Gegensatz steht, wie zu einem im alten dogmatischen oder sonstwie fortschrittslosen Wesen versteiften Kirchentum.

Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit! Ohne den Heiland, seine persönliche, geschichtliche Größe, gibt es für mich keine christliche Kirche. Und nicht von diesem ablenken sollte uns des Dichters Wort, sondern uns vielmehr tiefer hineinführen in seine Gemeinschaft. Ich hoffe, daß das, wie bei dem Prediger, so auch in der Gemeinde geschehen ist. Aber in dieser Christusgemeinschaft, die auch so ganz der Empfindung und dem Bedürfnis deutschen Wesens entspricht, findet

der deutsche Geist denn auch das Recht und die Kraft, von seinem Christentum alles abzustreifen, was der Grundrichtung unserer germanischen Natur widersprechender Fremdstoff ist, ob dieser nun in der Kirchenlehre, in Dogma und Theologie, oder auch in biblischen Ansichten uns entgegentritt. Auch das ist in unseren Schillerpredigten mit allem Freimut getan.

Wird auch in der Form und Ausführung recht vieles den Stempel menschlicher Unvollkommenheit tragen, die Absicht, die uns leitete, war, auch wo etwa scharfe Worte nach dieser und jener Seite gesprochen wurden, fromm und gut. Und das gerade auch in der bei aller Treue doch über die Bibel hinausstrebenden Richtung dieser Predigten. Sie sollten mithelfen an der Herausbildung einer Kirche des wahrhaft deutschen Christentums. Ich bin überzeugt, daß unsere Kirche erst dann wieder zu einer Lebensmacht werden kann, wenn sie sich unserem Volkstum in seinen edelsten Erscheinungen angepaßt, in diesem sich geläutert und gestaltet, ja, an ihm sich als Volkskirche auf ihre eigentliche prophetische Bedeutung besonnen haben wird. Und das führt mich auf das Thema meiner letzten Schillerpredigt:

Die Kirche und das deutsche Volkstum.

Drei hervorragende Dichtungen Schillers gebe ich derselben zum Inhalt und zum Untergrund das Schriftwort:

Hesekiel 37, 26—27:

Und ich will mit ihnen einen Bund des Friedens machen, das soll ein ewiger Bund sein mit ihnen; und will sie erhalten und mehren, und mein Heiligtum soll unter ihnen sein ewiglich. Und ich will unter ihnen wohnen und will ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein.

2.

Liebe Gemeinde! Was „Wilhelm Tell" und „Das Lied von der Glocke", mit denen wir heute schließen, zu besonderen Lieblingen unseres Volkes gemacht hat, ist das dem Dichter darin so meisterhaft gelungene Bestreben, deutsche Wesensart in ihrem innersten Kerne zu erfassen, sie zu idealer Gestalt

herauszuarbeiten und groß und schön und dabei doch lebenswahr vor unsere Augen zu stellen.

Deutsche Liebe, deutsches Pflichtgefühl und deutscher Freiheitssinn, das ist der herrliche Dreiklang in beiden. Die Liebe in ihrer Treue und Biederkeit, in ihrer opferfähigen Kraft und ihrer innigen Familienfreude. Die Lust an der Arbeit mit ihrem frischen Regen der Hände und ihrem klugen Bedenken des Zweckes, wo der einzelne mit seinem Wirken der Gesamtheit dienen will und mit Stolz und Herzensliebe an seinem Berufe hängt, ob in der Werkstatt der Städte oder auf Wiesen und Matten, auf steilen Bergpfaden und am träumenden See. Dann dieser Unabhängigkeitsdrang, der doch nichts von romanischer Wildheit an sich hat und von rücksichtslosem Verachten der für das Wohl des Ganzen nötigen Einschränkung; wo alles Sehnen nach Erlösung, alles Niederstürmen der Gewaltherrschaft vielmehr in germanisch zuchtvoller Mäßigung mit dem Glockengießer im Liede die Ordnung als segensreiche Himmelstochter verehrt, „die das Gleiche frei und leicht und freudig bindet".

In beiden Dichtungen läßt sich Schiller von den in die Wolken ragenden Adlerhöhen der Gedanken, auf denen er ja so gerne weilte, in das praktische Menschenleben hinunter. Aus den Höfen der Fürsten, dem Schauplatze seiner meisten Dramen, begibt er sich hier in die Kreise des Bürgerstandes. Er, der Aristokrat in Wesen und Gesinnung, schließt sich wie seine Bertha mit tiefster Hinneigung dem schlichten Volkswesen an. Mit seelischem Verständnis nimmt er, wie als Mensch, so nun auch hier als Dichter an des Volkes Freuden und Sorgen, an seinen Mühen und Kämpfen teil. Und während er sonst in alle Weiten schweift und sich seine dichterischen Stoffe aus allen Nationen des Erdrunds holt, läßt er sich nun in diesem Drama wie im Gedichte ganz vom Genius seiner Heimat begeistern und singt mit beidem das Hohelied vom deutschen Volkstum.

Von dem Kosmopolitismus der Aufklärung, der gegen alles Volkstümliche, sein unbedingtes Recht und seine hohe Bedeutung, blind war und in seinem Weltbürgertum für sein

Volk kein Herz hatte, ist Schiller ausgegangen. Und das sittlich und human Wahre dieses Weltbürgertums hat sein edler Sinn sich stets gewahrt: die Freiheit von all jener Enge der Anschauung, die nur im eigenen Volke das Gute sieht, das offene Auge für die Vorzüge auch des Fremden, das Weitherzige und Hochsinnige der weltumfassenden Menschenliebe. Je mehr aber seine Seele reifte, hat er doch die im damaligen Kosmopolitismus liegende Ungerechtigkeit gegen das Nächstliegende, das darum doch ganz natürlich dem Menschenherzen das Liebste und Werteste sein muß, von sich abgestreift; er hat das Einseitige und Ungesunde dieser Denkweise überwunden und Einkehr gehalten bei seinem Volke.

Damit ist aber nur der deutsche Sinn zum Durchbruch gekommen, der von Anfang an in ihm lag und der schon seine Räuberdichtung beseelt hatte. Ja, Schiller durfte mit Rudenz sagen: Geliebt hab' ich es stets! Deutsches Wesen hatte er im Grunde seiner Seele stets geliebt und schon immer gedichtet. Denken wir an Posa und Karlos, an Max Piccolomini und Johanna, an die Jugendgestalten im Messinadrama und vieles andere, — bei allem fremdländischen Kostüm geht doch ein deutscher Zug durch diese ganze Charakterzeichnung. Aber nun betritt er das Heiligtum des innersten Lebens der deutschen Volksseele. Jetzt bricht die Tiefe in dem Kosmopoliten auf, und klar und wahr ersteigt daraus die patriotische Empfindung. Hatte schon das Glockenlied gesungen von dem Trieb zur Heimatserde und zu den Volksgenossen als dem „teuersten der Bande", so ruft nun das Drama vom Vierwaldstättersee es, Flammen entzündend, in das beginnende 19. Jahrhundert hinein:

> Die angebornen Bande knüpfe fest!
> Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an;
> Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
> Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

„Wilhelm Tell" ist der Beleg dafür, welche Töne innigster Gemütsdichtung und herzanfassender Gewalt ihm aus diesen deutschen Wurzeln in seiner Brust zuwuchsen. Schiller hat keine patriotischen Lieder gedichtet wie E. M. Arndt, aber nur,

weil er durch sein frühes Lebensende dazu nicht mehr kam. Sie wären, wenn er die Ereignisse eines Jahrzehnts noch hätte durchleben dürfen, sicherlich mit Sturmgewalt seiner Harfe entklungen. Aber allein schon aus diesem Drama wehte die deutsche Volksseele ein Odem urkräftig sie emporreißenden Lebens an, der von E. M. Arndts herrlichem Vaterlandsgesange nicht überboten wurde. Diesem Zustrome echten Deutschgefühls kann noch heute keiner sich entziehen, der einer Aufführung des Stückes beiwohnt.

Waren dem Kosmopoliten doch auch die Augen dafür aufgegangen, wie seinem Volke in seinen außerordentlichen Gaben ein Beruf zu ganz Außerordentlichem in der Menschheitsgeschichte vorgezeichnet ist. Da kam dem deutschen Propheten etwas auf die Lippen von dem auserwählten Volke der israelitischen Prophetenrede. Dies in dem Fragment eines im Nachlaß gefundenen großen Gedichts, das aus den Tagen des unser Vaterland so tief erniedrigenden Lüneviller Friedens (9. Februar 1801) stammt, und dem man die Überschrift „Deutsche Größe" gegeben hat.

Es sind nur Satzstücke und Versbrüche, Gedankenkeime und knappe Andeutungen, weniges darunter, was einigermaßen ausgebildet ist. Aus allem aber sieht man doch deutlich, daß er das deutsche Wesen als den „Kern der Menschheit" betrachtet, aus dem einmal dessen Vollendung hervorgehen soll. Zwar wagt er unter der Not jener dunklen Zeit seinem Volke keine politische Zukunft zu verheißen. Aber hat der Franke die Macht, der Britte den Reichtum, so hat der Deutsche etwas viel Größeres — „er verkehrt mit dem Geist der Welten". Seine Sprache ist das Seelenvollste, was es gibt, seine Geistesbildung die tiefste und freiste; in sittlicher Kraft und an idealem Vermögen kann sich nichts mit ihm messen. So ist er einst, da noch die schweren Ketten des Vatikans die Völker des Erdballs drückten, der Zerstörer des Wahnes und der Befreier aller geworden. Als „der Erwählte des Weltgeistes" steht das Volk der Reformation da, berufen, „an dem ew'gen Bau der Menschenbildung zu arbeiten". Ihm ist die eigenartige Be-

fähigung verliehen, alles Herrliche, was hier und da in der Welt aufkam und wieder verschwand, in sich zu bewahren und zu eigenem Leben es erst recht auszuwirken. Damit ist es seine Bestimmung, aus dem Welken der Nationen, die nur Blüten und Blätter waren, als „die goldene Frucht" der Entwicklung hervorzugehen. Der Deutsche ist es, der „den großen Prozeß der Zeit gewinnen" soll! Jetzt in seiner nationalen Existenz unterdrückt, wird doch schließlich der deutsche Geist, wenn er nur seine ideale Richtung, seinen Volkscharakter rein erhält und nicht vor fremden Götzen kniet, als die edle Form den rohen Stoff überwinden und damit die Herrschaft haben auf Erden; seine Sprache wird die Welt durchdringen, und sein Geist die Führerschaft der Geschlechter übernehmen:

> Jedem Volk der Erde glänzt
> Einst sein Tag in der Geschichte,
> Wo es strahlt im höchsten Lichte
> Und mit hohem Ruhm sich kränzt.
> Doch des Deutschen Tag wird kommen,
> Wenn der Zeiten Kreis sich füllt!

Welch überraschendes Wiederaufklingen der alten Hesekielstimme unseres Textes im großen Weltgefüge der Gegenwart! Gewiß, etwas anderes ist dieser Erwählungsgedanke im Geistesleben eines Schiller, eines Christusjüngers, als dort auf jüdischem Boden, wo auch in die höchsten Prophetenahnungen irdisches Begehren mit hineinspielt. Bei dem deutschen Dichter ist das Berufungsgefühl von solcher Erdenbeimischung völlig geläutert und ganz beherrscht von einem hohen, alle Welt umfassenden Segenswillen. In dieser geistigen Vollendung, und uns zugerufen von einem so völlig von allem national-patriotischen Vorurteil freien, kosmopolitisch-unbefangenen Geiste — von unserem Schiller uns entgegengebracht im Namen des Weltgeistes, der, um der Völker Heil zu vollbringen und es durch uns zu vollbringen, in reichem, lebendigem Verkehr unter uns wohnen und unser Gott sein wolle und uns zu seinem Volk, zu seinem geheiligten Werkzeuge erkoren habe: so, sage ich, wollen wir es als Gotteswort aufnehmen und, beschämt und doch be-

glückt, uns davor beugen in tief demütigem Dankgefühl, — **deutsches Volk, du deines Gottes erwähltes Volk!**

3.

Hat man diesem deutschen Hochgefühl Schillers in seinem leider Fragment gebliebenen Gedichte einmal ins Angesicht geschaut, dann hört man etwas davon auch schon aus der zwei Jahre vorher beendeten „Glocke“, und viel mehr davon noch aus dem zwei Jahre später entstandenen Drama heraus. In diese seine große, religiös gestimmte deutsche Empfindung stellt der Dichter nun in der „Glocke“ wie im „Tell“ die Kirche hinein. „Und mein Heiligtum soll unter ihnen sein ewiglich“, etwas wie ein Echo dieses Wortes spricht uns aus beiden Dichtungen an.

Im Gießerliede ist zwar dem Gottesdienst der Kirche nicht der ihm gebührende Raum gegeben, er ist nur angedeutet:

Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammlt sie die liebende Gemeine.

Wir können darin aber keinen Mangel sehen. Schiller hätte nach dem ganzen Charakter des Liedes nur den protestantischen Gottesdienst mit seinen kräftigen Antrieben auf das Volksleben wählen können. Das hätte aber dem herrlichen Werke vielen wohltätigen Einfluß auf den deutschen Katholizismus abgeschnitten. Indem er das ganze Leben, von der Wiege bis zur Bahre, von der weihenden Macht der Kirche, in der Stimme ihrer Glocke ausgedrückt, durchdrungen zeigt, stellt er doch die Kirche dar in ihrem großen idealen Werte für das deutsche Volkstum, in ihrem hohen Berufe, das Irdische an das Himmlische, den Wechsel des Geschicks an das Ewige zu knüpfen.

Und Kirche und Religion in „Wilhelm Tell“? Meine Freunde! Als Schiller seine Verschworenen auf den Rütli führte, hätte es dem Dichter sehr nahe gelegen, in den Kreis der schweizer Mannen die Gestalt eines Barden hineinzustellen. Es hätte das ja auch der Art der Alpenbewohner entsprochen, wo der Volksdichter in großem Ansehen steht. In

Ibergs Hause, wo die Mädchen lauschen, haben wir uns im Rate der Häupter, die von alten Zeiten sprechen, doch gewiß auch den Sänger zu denken. Und von der Macht des Gesanges haben wir Schiller erst in der letzten Predigt reden hören.

Dennoch tat er das nicht. Als den Träger der höchsten idealen Gedanken in seinem Volke führt der Dichter vielmehr den Pfarrer Rösselmann ein, den Vertreter der religiösen Wahrheit. Er will eben das Volk als ein tief religiöses zeigen. Es sind Männer mit mutig wagenden Herzen, Frauen mit starker Seele, Menschen von knorriger Kraft und vertrauend auf ihre gelenke Kraft; aber dies ihr Selbstvertrauen ist ein durchaus frommes Gottvertrauen. Gott der Herr, das ist ihre Überzeugung, hat ihnen das Haus der Freiheit gegründet, er hat sie hergeführt in diese schöne Bergeswelt und sie ihnen, wie einst Israel das Land Kanaan, als Heimat gegeben. Von ihm haben sie alles, an ihm hängen sie „in uralt frommer Sitte der Väter", darin alle gleich, ein Stauffacher und seine Gertrud, ein Walther Fürst wie ein Melchthal, die Hirten und Knechte wie der Adel um Attinghausen, vor allem Tell selbst, dieser kindlich fromme Christ mit seinem Bekenntnis zu dem Höchsten, ohne den er nichts sei. Diese Leute alle wissen sich hineingestellt in eine sittliche Gottesordnung, an diese fühlen sie sich unbedingt gebunden, aber in dieser dann auch stark und unüberwindlich, geschützt vor aller Gewalt der Menschen:

> Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
> Wenn unerträglich wird die Last — greift er
> Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
> Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
> Die droben hangen unveräußerlich
> Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.

Das ist das Volk der Schweizer, in ihnen das echte deutsche Volkstum, seelentief und gottesfürchtig, daher auch der Kirche in herzlicher Verehrung zugetan. Alles freut sich, als in der Bundesnacht unter den Männern von Uri auch der Vertreter der Kirche erscheint:

> Seht! Steigt nicht selbst der fromme Diener Gottes,
> Der würd'ge Pfarrer mit herab? Nicht scheut er

Des Weges Mühen und das Graun der Nacht,
Ein treuer Hirte für das Volk zu sorgen.

Das ist sein Wesen, durch und durch der Volksmann, fest und unerschrocken. Mit kühnem Wort tritt er nachher in Altdorf dem Geßler entgegen, sucht des Tyrannen Gewissen zu packen, fürchtet sich nicht vor ihm und seinen Schergen, verteidigt seines Volkes Rechte, fragt auch nicht danach, ob das seiner geistlichen Obrigkeit recht sei. Die Bestimmung über sein Tun und Lassen holt er sich nicht aus Rom, sondern aus seinem warmen Schweizerherzen. Mit ganzer Seele steht er zu seinem Volke, eine männlich kräftige Gestalt. Ohne Anspruch auf eine politisch führende Rolle, fähig, den Widerspruch zu ertragen, ordnet er sich dem Volkswillen unter, dabei immer die idealen Interessen wahrend und deshalb auch der Mann des bedeutenden Ansehens, in großen Augenblicken der Dolmetsch der Volksseele, ihrer Empfindungen und Entschlüsse. Er ist es denn auch, von dessen Lippen der gewaltige Eidschwur kommt, in den alles begeistert einstimmt:

Bei diesem Licht, das uns zuerst begrüßt
Von allen Völkern, die tief unter uns
Schwer atmend wohnen in dem Qualm der Städte,

— — nebenbei bemerkt: es ist das eines der Worte im „Tell", die, zwar von der Örtlichkeit und Situation eingegeben, dem Dichter doch mehr bedeuten, ein Ausdruck für seinen Glauben an des deutschen Volkes Größe und Erwählung; man erinnere sich hier an jenes: „er verkehrt mit dem Weltgeist" — —

Bei diesem Licht, das uns zuerst begrüßt,
Laßt uns den Eid des neuen Bundes schwören.
— Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
— Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
— Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Wir danken dem Dichter für diese Pfarrergestalt. Sie zeigt uns in dem lebensfrischen Bilde des deutschen Volkstums die Kirche als Volkskirche, was sie immer mehr werden soll. Wie sie dasteht ohne Herrschsucht, des Lebens Leitung gern anderen Mächten überlassend, aber, in der Vertretung ihrer sittlich-religiösen

Aufgaben fest und stark, mit gesundem Rückenmark, sich vor nichts beugt und sich nicht beugen läßt von der Macht der Menschen. Wie sie bei aller Weite ihres Menschheitsblickes sich doch nicht verliert in die Weite eines allgemeinen Menschentums ohne Wahrheit und Leben, sondern für ihr Volkstum wirkt und das vor allem pflegt und hütet und ihre christlichen Gedanken in Harmonie bringt mit den allerheiligsten Empfindungen und Forderungen des patriotischen Sinnes. In allem Guten und Wahren und Lebensnotwendigen der Mund ihres Volkes, soll sie treu zu diesem stehen und im Volke eine Macht sein mit freiem Wort gegen alles, was das Volk bedrückt.

An diesem Punkte sind wir Gottlob vollständig auf dem Wege zur Volkskirche. Es ist eine infame Lüge, wenn besonders sozialdemokratische Blätter auf die Kirche und den Pastorenstand den Vorwurf der feilen Abhängigkeit von den Reichen und Mächtigen der Erde zu häufen suchen. Gewiß gibt es unter uns unwürdige Glieder, wie in jedem Berufe, die ihr Gewissen zu verkaufen imstande sind. Auch hat wohl mancher Geistliche sich ohne schlechte Absicht zu sehr in das Denken und Fühlen seiner vornehmen Gemeinde hineingelebt, was sehr zu bedauern ist. Es ist für die Kirche verhängnisvoll und für das Volksleben gefährlich, wenn der Bedrückte, der draußen im Leben sein Recht nicht findet, den Himmel, in den er zu seinem Trost und seiner Aufrichtung hineingreifen soll, auch in der Predigt und in der ganzen Art, wie sein Geistlicher sich zu den armen und geringen Leuten in der Gemeinde stellt, nicht zu finden vermag.

Aber im Ganzen wird man doch sagen dürfen, daß unsere Pfarrerwelt bemüht ist, dieses Schillersche Ideal von Festigkeit und Gerechtigkeit, von Geradestehen und Sichnichtfürchten vor der Macht der Menschen an sich wahrzumachen. Es geht durch unsere Kreise jetzt ein Zug der wärmsten Herzensteilnahme an allen sozialen Bestrebungen für das Wohl der Niedrigen. Wo einer aber in diesen Arbeiten seine Gabe nicht hat, wird er doch mit der vollen Kraft seines Wortes Unrecht auch nach oben hin rügen und sich sehr wenig darum kümmern, ob er sich dadurch etwa unbeliebt mache und ein paar „Amtshandlungen verliere“.

Wir tun unsere Pflicht und reden, wie es uns das Gewissen gebietet. Wir sagen uns: sind die Hohen und Reichen in der Gemeinde Menschen von guter, idealer Gesinnung, so werden sie dafür Anerkennung haben, auch wenn sie manches nicht billigen sollten; sind sie das nicht, so ist ihr Urteil uns keinen Pfifferling wert!

Der rechte Pfarrer ist ein Mann des Volkes, des ganzen Volkes. Dazu gehören die Vornehmen ebenso wie die Geringen. Er soll in Liebe allen Kreisen verbunden sein. Doch wenn er eine besondere Liebe zu spenden hat, so gehöre sie den Armen, den Bedrängten in seiner Gemeinde, den mit Not und Elend Ringenden. Die brauchen ja so viel Herz, und es wird ihnen vielleicht recht wenig zugewendet, — da sollen sie das Herz an ihrer Kirche finden! Das ist die Volkstümlichkeit der Kirche. Hat sie darin heute ein gutes Gewissen, so soll es doch unser unermüdliches Streben sein, sie auf dieser Bahn noch viel weiter zu bringen.

4.

Einen auffallenden poetischen Fehler begeht Schiller in seinem so herrlichen „Lied von der Glocke", wenn er gegen den Schluß hin den Meister sprechen läßt:

> Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
> Begleite sie mit ihrem Schwunge
> Des Lebens wechselvolles Spiel.

Uhland macht darauf aufmerksam, daß für das Volksempfinden die Glocke eine belebte Persönlichkeit ist. Sie ist dem Volke durchaus ein mitfühlendes Wesen. Jedenfalls ist und soll das die in der Glocke versinnbildlichte Kirche sein. Warm mitfühlend, aber nicht nur mit dem Erleben des einzelnen, auch mit dem, was das Volksganze in seiner Tiefe erregt, was da sehnend vorwärtsdrängt und Leben werden will. Das ist die rechte Volkskirche, die beweglichen Sinnes und offenen Auges ist, von reichem Verständnis für die Gedanken des Zeitgeistes und für die sprossenden Keime der Zukunft, freudig bereit, in allem Guten den Fortschritt mitzumachen. Welch ein jämmerliches Bild die Kirche der Reaktion, die sich zum Sammelpunkte aller im politischen wie im geistigen Leben den Fortschritt lähmen-

den Mächte macht und die die Volksseele ins Abgelebte, nicht mehr Berechtigte und damit ihres Volkes heiligen Lebenswillen in die Erstarrung zu drängen sucht — so unevangelisch, so ungeistig!

Die Kirche muß im deutschen Volksleben eine liberale Größe sein, aber eine liberale Größe mit konservativer Hand! Fortschrittsfreudig, aber nicht fortschrittsgierig; bewegungsfrei, aber nicht bewegungswild, hastig, nervös; eine Macht, die wohl, wie es bei Luther der Fall war, dem allgemein vorhandenen gewaltigen, wenn auch nur dunkel empfundenen Verlangen das lösende Wort gibt, aber nicht eine Vorwärtstreiberin, die das neue Bedürfnisse noch gar nicht fühlende Volkstum ungestüm aufwirbelt und mit verwirrendem Worte die noch gar nicht reifen Geister zu gedankenlosem Bruche mit dem Bestehenden aufreizt.

Wohl muß es auch aufstörende, zu Neuem erst weckende, vorwärts treibende Elemente im Volke geben. Aber das zu sein ist ganz und gar nicht die Aufgabe der Kirche! Das hat sie anderen Mächten zu überlassen. Bei allem Freisinn und bei aller Bereitschaft zum Mitgehen wird sie es doch vielmehr als ihren heiligen Beruf zu betrachten haben, zu hüten, was wir von den Vätern ererbten, daß im Fortschritt nur nichts preisgegeben werde von dem, was denn doch gut und wahr ist. Dazu ist sie vor allem da, wie es auf dem Rütli Rösselmann tut, zu warnen, daß in einer Zeit der stürmenden Erregung nichts in Übereilung geschehe und in gut gemeintem, aber unbesonnenem Drange. Es wäre geradezu eine Sünde wider ihren heiligen Geist, wenn die Kirche, dazu bestimmt, den Geistern die Zuflucht zur Ruhe und Klarheit zu bieten, sich in die wirre und friedlose Gärung eines Zeitalters hineinreißen ließe!

Freiheit soll die Losung der Kirche sein, aber jene Freiheit nach Schillerscher Art in Reife der Seele, voll Pietät, mit Zucht gepaart, von Harmonie erfüllt, in einem Festen, Unerschütterlichen gegründet. Das ist der Geist des Glockenliedes. Und aus diesem Glockengeiste tönt es in die Gegenwart hinein: Etwas Unnatürliches ist ein kirchlich radikaler Pfarrer, in dessen Freisinn nichts von treu liebevoll schützender Fürsorge ist. Der Mann hat seinen Beruf verfehlt und gehört gar nicht an den Platz, wo er steht.

Aber geradezu ein Unding wäre der Mann politischen Umsturzes im Talar der Kirche. Dem widerspricht nicht die Erscheinung Rösselmanns im Kreise der Verschworenen. Denn handelt es sich hier auch um Sturz, so doch nicht um Umsturz; es ist ein Kampf zum Wiederaufbau des von der Gewaltherrschaft niedergebrochenen Heiligtums ihrer Freiheit.

Liebe Gemeinde! Schillers „Glocke“ ist ein Strafgericht, das der von der französischen Revolution zu ihrem Ehrenbürger ernannte Dichter über diese Revolution hält. Keulenschläge heiligen Zornes gehen hier auf die entfesselten Pöbelmassen nieder, für die nichts mehr ehrwürdig ist, auf die Bestie des wilden Aufruhrs, die nach Blut lechzt.

Auch darin spiegelt sich der Beruf der Kirche. Hier heißt es wieder, sich nicht fürchten vor der Macht der Menschen, vor Demagogen und Agitatoren und vor dem wüsten Lärm ihrer Blätter. Mit demselben Mut, mit dem die Kirche die Wahrheit vertritt nach oben, mit derselben ernsten Überzeugungskraft soll sie läuternd hineinreden in die unteren Schichten des Volkstums. Nicht das Politische ist ihre Sache, nicht zur Bekämpfung der Sozialdemokratie ist sie da, sondern zur Hut über den Herzensboden und die Gesinnungstiefe dieser Kreise. Dahinein spreche sie freundlich, liebevoll, mild, zum Guten lockend, vor dem Bösen, das dem eigenen Seelen- und Familienglück verderblich ist, warnend. Sie rede gütig und versöhnlich, wie eine Stimme aus des Himmels Blau; aber sie wage es auch, wo es sein muß, wo sie vor Lüge und Verleumdung, vor rohem und gemeinem Wesen, vor der Lust am Niederreißen und vor trotzig sich verhärtender Sünde der Niederen steht, zu reden mit der Stimme jener Glocke, die „die Nachbarin des Donners“ ist!

Und das nicht Menschen zuliebe, den Großen zu Diensten, sondern weil ihr göttlicher Auftrag an ihr Volk sie dazu verpflichtet. Mag ihr treues Mühen auch geschmäht werden von dem Unverstand, sie leidet gern um Christi willen, und wenn sie damit Seelen erlösen kann. Sie weiß sich dazu verordnet, ihr Volk zu behüten vor dem Abfall von seiner Bestimmung, die sein Friede

ist; den deutschen Geist festzuhalten an dem, was er in Gott ist, was er darin sein kann und werden muß, und ihn mehr und mehr emporzuheben zum Bewußtsein seiner selbst.

5.

Meine Freunde! Von der Kirche, sagten wir vorhin, darf keine Bewegung im Volke gemacht werden; aber einer tatsächlich vorhandenen und als gut und recht erkannten hat sie das leuchtende, religiös reine und scharfe Gepräge zu geben. So hat denn auch die Kirche, — die an Rom gefesselte katholische kann es noch nicht, aber die evangelische Kirche — die unbedingte Aufgabe, die durch unsere Zeit gehende starke Bewegung des Deutschtums, daß der Geist unseres Volkes sich in seiner Sonderheit und Größe erfaßt, sich zu seiner reinen Gestalt herauszuarbeiten sucht und sein reiches, edles Wesen auf allen Gebieten des Lebens und des Geistes zur Geltung bringen will, mit freudiger Zustimmung aufzunehmen und in jeder Weise zu fördern. Sie hat, ganz im Geiste Luthers, sich an Schillers hehrer Prophetie zur Prophetin ihres Volkes aufzurichten und in all ihrem Tun und Reden diesen Deutschtumsgedanken zu dem Bewußtsein einer göttlichen Erwählung auszuprägen!

Dies natürlich, als die echte Christusprophetin von reinem Herzen und großem Sinn und als die treue Seelsorgerin ihres Volkes, immer in der Kraft jener heiligen Wahrheit des Evangeliums, die keinen Gott mehr kennt, der das eine Volk lieber haben könnte, als die anderen, und es vor diesen bevorzugen sollte. Sie hat das deutsche Hochgefühl vor Israels Hochmut zu schützen und die Demut im deutschen Herzen zu hüten, daß keine Fluten der Verunreinigung in das Heiligtum einbrechen. Aber dann rufe sie auch, was in Deutschland noch schläft, zum Leben auf, daß alles fühle die große Zeit und das Wehen des Geistes, der Gewaltiges sinnt; sie rufe vor allem mit den klangvollen Tönen der über dem niederen Erdenleben schwebenden Schillerglocke in jene Deutschbewegung selber es unaufhörlich hinein, daß alle die vielgerühmten und lebendig

empfundenen Gaben und Kräfte, die uns verliehen sind, daß dieser ganze Reichtum deutschen Wesens seinen Wert erst erhält, Gold und Edelstein erst wird im deutschen Idealismus, in einem religiös vertieften Idealismus, im deutschen Glauben, in dem Sinn, der fromm und rein als Gott geweihtes Leben dastehen will vor den Völkern der Erde!

Dazu gebe der Herr unser Gott seiner Kirche den Segen! Vor allem auch uns hier erfülle er das Wort mit Geist und Leben, wo ja doch aus unseren Lehrsälen so viele junge Männer hervorgehen, die dann als unsere Pioniere deutsches Wesen hinübertragen nach Amerika, nach Afrika und in den fernen Osten. O daß sie dort nicht bloß als Vertreter deutschen Wissens und deutschen Könnens, sondern auch des edlen und Herzen veredelnden deutschen Glaubensidealismus sich bewähren möchten! Daß sie drüben als sittlich achtungswerte Gestalten und als eine Jugend, der das Feuer der Begeisterung aus den Augen leuchtet, ihrer Heimatkirche Ehre machten, und so unsere jungen Kaufleute unsere besten Missionare in der Heidenwelt würden! Sie sind es ja ganz besonders, denen das große Wort vom Volke Gottes gilt. An ihnen vor allem liegt es, ob dieses Wort vor der Welt ein Spott werden soll oder eine Leuchte, zu der alles willig und dankbar aufschaut, — du junges Bremen, du junges Deutschland, zu dem diese Schillerpredigten über die Weltmeere dringen, ich wälze dieses Wort dir aufs Gewissen!!

Geliebte! Durch Schillers Glocke und sein Schweizerdrama geht ein erfrischender Odem, Alpenluft des echten Christengeistes. Das sind die Menschen auf der Freiheit Höhen, die das Gotteslicht „zuerst begrüßt“: die lautere, tiefe Geistesnatur, so innig religiös, so wahrhaft christlich gesinnt, dabei so stark, gesund und männlich, nichts von krankhafter Sonderlichkeit engen Sinnes, weichlicher Empfindung, unduldsamer Eiferstimmung, — selbst in all ihrem Katholizismus dort am Vierwaldstättersee nichts von römischem Wesen, vielmehr das Fromm und Frei des deutschen Christentums.

Fromm und frei, so steht dieses Volk da, — und darüber

hin läutet die Glocke. Sie läutet und läutet, eine Stimme von oben, sich berührend mit der Welt der Sterne. Und aus ihrem metallnen Munde redet der deutsche Christus von dem Reiche, das er sich schaffen will in seinem Volke; er redet von der herrlichen Lebensentfaltung, der seine Kirche entgegengehen soll, daß er sie noch befreien will von vielen Banden und Engen, die sie noch hemmen in ihrer Kraft; er redet von der Reformation, in der wir mitten innestehen!

Und die Glocke, sie läutet und läutet, — es ist das Wort des lebendigen Herrn, uns kündend seine Gedanken und Absichten, daß er sich in die Schar seiner Apostel auch einen Schiller berufen habe, damit dieser seiner Kirche verhelfe zu ihrer rechten Verweltlichung, — zur Vergeistigung, zur Klärung und Vollendung ihres religiös tiefen Lebens in seinem schönen, reinen, so ganz deutschen Humanitätschristentum und in diesem, fromm und frei, zur großen Erfüllung ihrer Aufgaben!

Die Glocke, sie läutet und läutet: es ist die Glocke der Zukunftskirche! Meine Seele zittert unter ihrem Klange in heiliger Bewegung. Anbetend mit euch vor dem Herrn, dessen Geist und Wahrheit uns ihre Schwingungen hören läßt in ahnender Seele, fasse ich jetzt mit meines Herzens Dank für alle Kraft, die er mir gegeben und gelassen hat, noch einmal den Inhalt der zwanzig Schillerpredigten in eins zusammen. Ich fasse ihn zusammen zu dem Worte aus der Offenbarung Johannis (3, 12—13). Also spricht Christus, der Herr seiner Kirche, der Genius unseres Volkes, über unseren Dichter:

> Ich will ihn machen zum Pfeiler in dem Tempel meines Gottes und soll nicht mehr hinausgehen. Und will auf ihn schreiben den Namen meines Gottes und den Namen des neuen Jerusalem, der Stadt meines Gottes, die vom Himmel herniederkommt von meinem Gott, — und meinen Namen, den neuen. Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt! Amen.

Vater Unser. Segen. Schlußvers.



Von demselben Verfasser erschienen bei **Carl Krabbe Verlag, Erich Gußmann,** in Stuttgart:

Schillers Frauengestalten.

2. Auflage. 6. bis 10. Tausend. 30 Bogen.

In feinem Leinenband 6 M., in Halbfr. 7 M. 1900.

Das Werk zeichnet die Frauengestalten seines Lebens, besonders ausführlich seine Schwester Christophine, Frau von Kalb, seine Schwägerin Karoline von Wolzogen und vor allem die leuchtende Erscheinung seiner Braut und Gattin Lotte von Lengefeld; außerdem aber gibt es die Charakterbilder seiner dichterischen Frauengestalten. Es will als Ergebnis der Studien des Verfassers den Nachweis liefern, entgegen der gewöhnlichen Annahme, daß diese dichterischen Gebilde mit jenen in einem inneren Zusammenhang stehen, und daß auch auf Schiller der weibliche Einfluß von hoher Bedeutung gewesen ist. Von diesem Standpunkte aus geschrieben, ist das Buch eine vollständige Biographie unsers Dichters.

Ich darf wohl sagen, daß ich selten ein Buch über Schiller mit solchem Genuß gelesen habe. Burggraf hat seine Aufgabe in ganz vortrefflicher Weise gelöst. Er schöpft, wie dem Kundigen jede Seite zeigt, aus dem Vollen. Es gelingt ihm, manche Beziehung aufzudecken, die bisher noch verborgen lag. Das Buch ist in einer edlen vornehmen Sprache geschrieben, und eine vornehme Weltauffassung spricht aus ihm. Prof. Dr. Wychgram in den „Bl. für litt. Unterhaltung".

Burggraf verdient zu den ersten Schillerkennern gezählt zu werden. Das Buch ist vielseitig, es redet daraus ein Verfasser, der sowohl ein ganzer historischer Forscher, als auch ein gut Stück eines tüchtigen Dramaturgen ist. Er hat eine feinsinnige psychologische Analyse; er setzt sich klar und oftmals gewinnend mit den Ansichten anderer Forscher auseinander, und immer behält er seine schöne ebenmäßige Sprache. Voll und plastisch nach Schillerscher Art, wie gereift unter Hellas' Sonnenlicht, treten alle Frauen mit ihrer Zeitlage charaktervoll hervor. Stettiner Abendztg.

Goethe und Schiller.

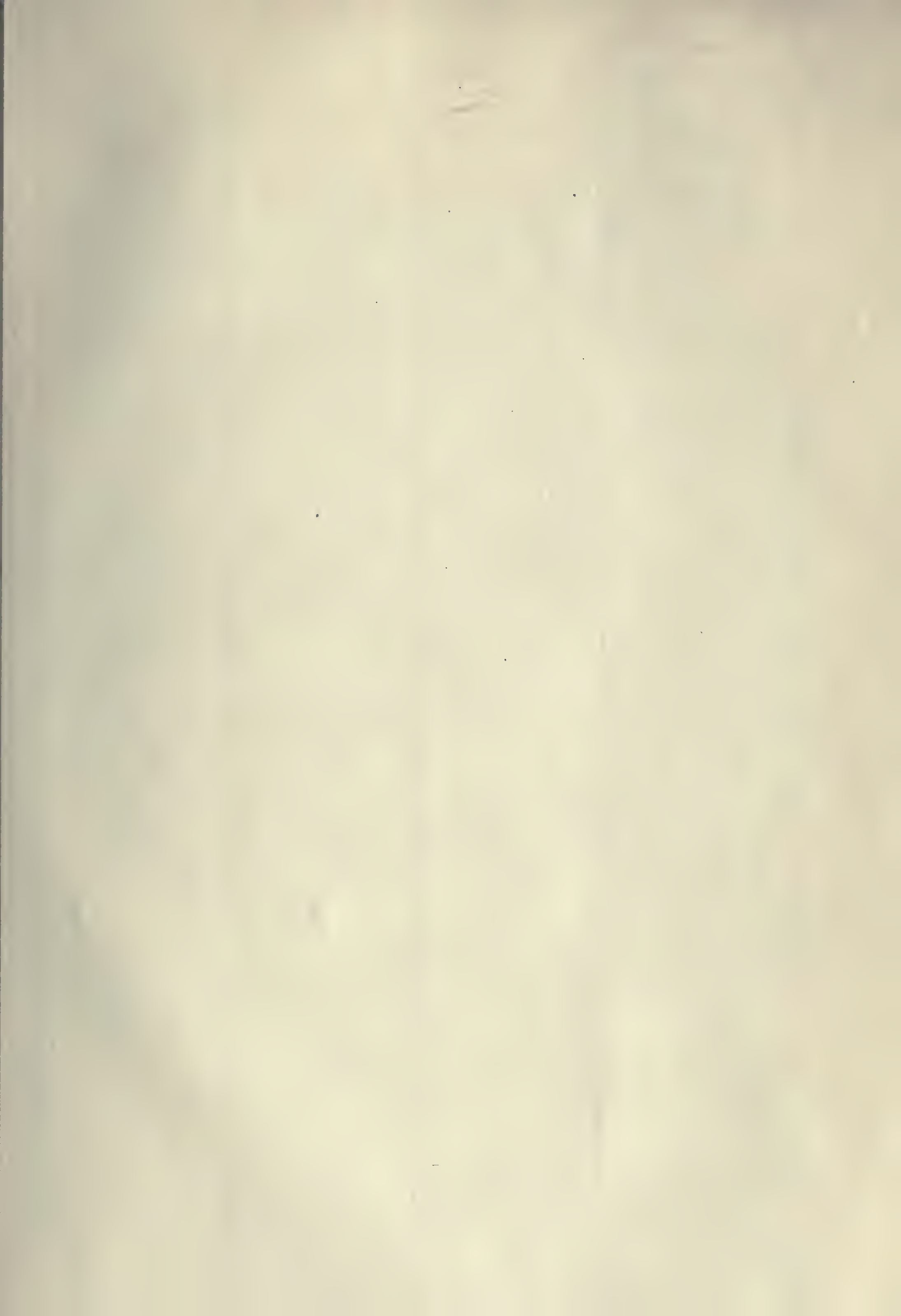
Im Werden der Kraft.

30 Bogen. In Leinenband 6 M., in Halbfranz 7 M. 1902.

Auch dieses ein noch nicht behandeltes Thema. Beiden Dichtern gewidmet, vor allem aber dem großen Menschentum in Goethe, will das Werk die gewaltigen Werdekräfte ihrer Seele, das Erwachen ihres Genius und das Entstehen ihrer sittlichen Persönlichkeit aufdecken. Es begleitet sie in abwechselndem Bild und Gegenbild durch die Jahre titanischen Fühlens und Sehnens und durch die mannigfachen Bedrängnisse ihres jungen Sinnes bis zu ihrem 30. Jahre. Daran schließt sich eine Darstellung des Jugendlebens in ihren Dichtungen, seiner Kämpfe und Ideale, seines Ringens und Strebens, wie sie es aus dem eigenen heraus geschaffen haben.

In genialer Auffassung und mit durchdringendem Verstande behandelt, ein mit jedem Abschnitt sich reicher entwickelndes Gemälde des deutschen Idealismus. Daß keinem der zehn Kapitel nicht wenigstens eine besondere Art der Anziehungskraft innewohnt, daß hier in vollendetster Form ein tiefgründiger geistiger Gehalt erschlossen wird, kann nur den überraschen, der Burggrafs „Schillers Frauengestalten" noch nicht gelesen hat.
Prof. Dr. Unbescheid in „Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht".

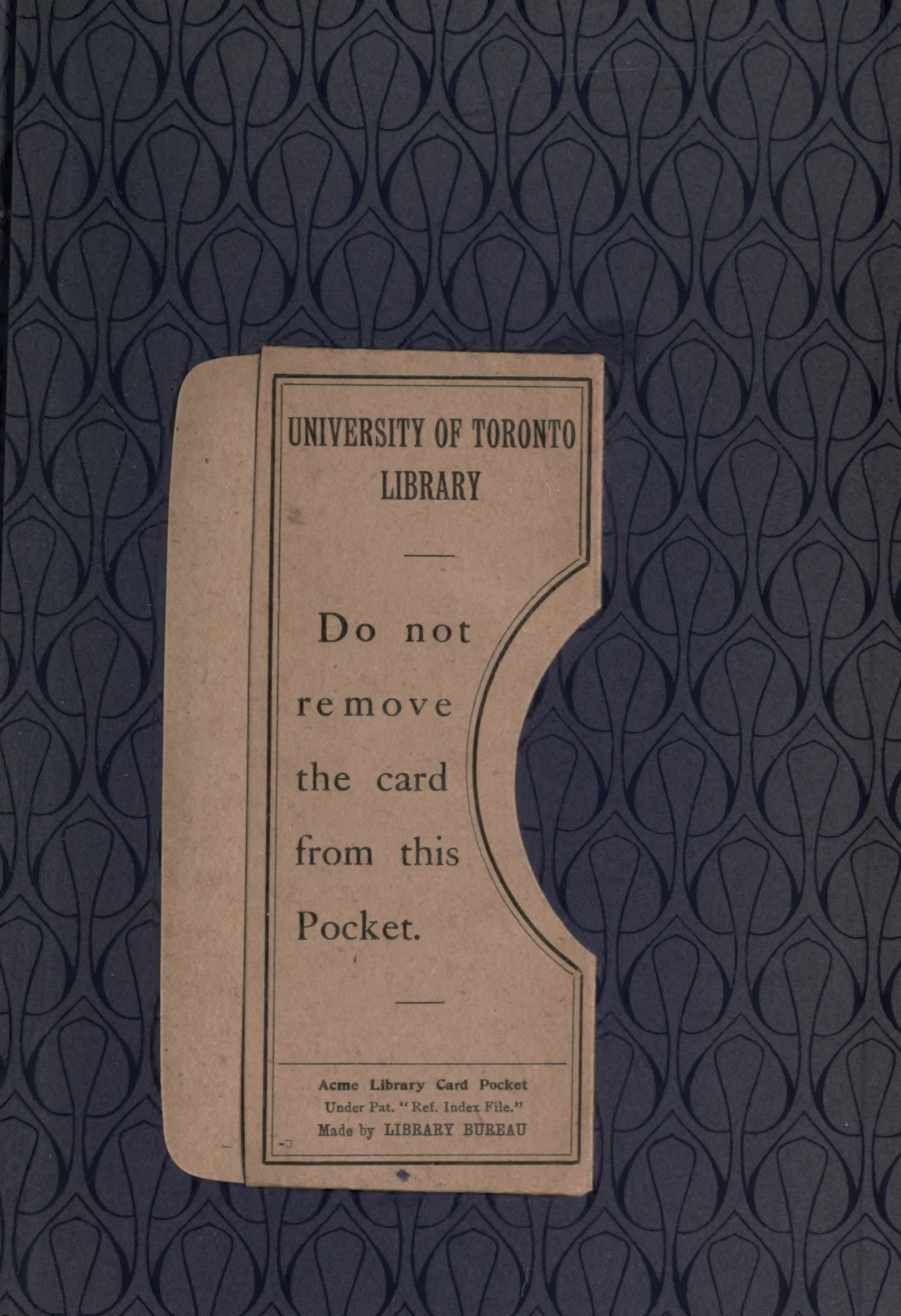
Mit außerordentlicher Zartheit und echt poetischem Nachempfinden und innigem Eingehen auf die geheimsten Regungen des Gemütslebens geschrieben. Der Genuß, die unfehlbare Treffsicherheit des Ausdrucks zu bewundern, ist — ganz abgesehen von manchen wirklich neuen Gesichtspunkten — allein die Lektüre dieses Werkes Zeile für Zeile wert. New-Yorker Staatszeitung.











UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
Do not
remove
the card
from this
Pocket.
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

